

HEYNE
BÜCHER

Frankreichs
Bestseller-Autor Nr.1

Sulitzer

DUEL

Roman

PAUL-LOUP SULITZER

DUELL

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/7677
Titel der französischen Originalausgabe
CIMBALLI – DUEL À DALLAS



Deutsche Übersetzung von Rudolf Kimmig
Copyright © 1984 by Edition No. 1
Copyright © der deutschen Übersetzung
1988 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1988
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg
ISBN 3-453-02537-7

In seinem neuen Thriller setzt Franz Cimbali, der smarte, mit allen Wassern gewaschene Finanzhai, seinen weltweiten Kampf fort. Austragungsort seines erbitterten Duells mit einer superreichen Amerikanerin ist Dallas, die texanische Ölmetropole. Die rachsüchtige Milliardärin setzt alle Hebel in Bewegung, um Cimbali zu ruinieren, und wieder führt die Jagd um den ganzen Erdball...

*Für meine Tochter Olivia,
für meine Freunde Karen und Patrick Didermann,
für Milly,
und für alle, die den Humor als Waffe gegen Diktatur,
Intoleranz und Feindseligkeiten einsetzen.*

Die Marco Polos des 20. Jahrhunderts, für die Geld nichts anderes ist als ein Spiel und deren Talent darin besteht, Geld zu riskieren, zu gewinnen, die Grenzen des Unmöglichen zu ignorieren und ihre Träume in Realität umzusetzen, sind die eigentlichen Abenteurer dieses Jahrhunderts... Franz Cimballi gehört zu ihnen.

P. L. SULITZER

I

Das verrückteste Duell das je stattfand

Prolog

Die Wohnung bestand aus drei Zimmern; das war auch schon alles. Sie lag am Rand der Elendsviertel von Dallas, in denen sich Schwarze und Hispano-Amerikaner, Mexikaner, die erst kurz zuvor heimlich von Mexiko in die Vereinigten Staaten gekommen waren, zusammendrängten. Das Haus machte einen verwahrlosten Eindruck, als ob es von seinem Besitzer aufgegeben worden wäre. Seine graue Fassade, von der der Putz abbröckelte, paßte gut zu der Straße mit den aufgerissenen Gehwegen. Gelbes, vertrocknetes Gras hatte sich mühsam einen Weg zwischen den grauen und schwarzen Stellen gebahnt. Müll war einfach auf die Straße gekippt worden, an der völlig ausgeweidete ›Autoleichen‹ herrenlos herumstanden; es verstand sich von selbst, daß alles, was auch nur einen kleinen Wert hatte, seit langem beiseite geschafft worden war. Ab und zu stießen wir auf kleine Gruppen Jugendlicher, die uns kalt und feindlich ansahen. Ich war mir sicher, daß sie mit einem Messer oder Rasiermesser ausgezeichnet umgehen konnten. Allein hätte ich mich nie in diese Gegend gewagt.

Ich war nicht allein; vier Mitarbeiter des Engländers deckten mich, während der Engländer selbst die Spitze unseres kleinen Stoßtrupps bildete.

»Hier entlang, Mister Cimbali.«

Nur zögernd hatte ich das Gebäude betreten; die meisten Fenster waren zerbrochen und durch Pappkartons notdürftig ersetzt worden.

»Sind Sie auch sicher, daß die Kerle in dieser Ruine hausen?«

Der Engländer nickte phlegmatisch. Ein weiterer seiner Mitarbeiter erwartete uns im Inneren des Hauses. Natürlich funktionierte der Aufzug nicht, so daß wir die dreckige und halb zerfallene Treppe benutzen mußten. Es roch durchdringend nach *frijoles*, schlechtem Fett, Urin und Marihuana.

»Im vierten und letzten Stock.«

Vor der Tür stand der sechste Mitarbeiter des Engländers. Anscheinend hatte der sonst so kühle Mann Angst, es könne uns etwas zustoßen. Der letzte Mann unseres Begleitschutzes öffnete mit verschiedenen Nachschlüsseln die verschiedenen Schlösser und ließ uns dann allein; die Truppe des Engländers deckte wie eine erfahrene Stadtguerilla unseren Rückzug.

Wir betraten die Wohnung, das Nest der Raben, ihr Hort, ihre Behausung.

Sobald wir die Schwelle überschritten hatten, richtete sich der Gestank wie eine nahezu undurchdringliche Mauer vor uns auf. Seit Jahren hatte man hier kein Fenster mehr aufgemacht. Außerdem lagen überall verdreckte Kleider herum...

Wenn es nur bei den verdreckten Kleidern geblieben wäre, auf die wir im ersten Zimmer gestoßen waren! Im zweiten waren Schreibmaschinen, Anrufbeantworter, Aschenbecher, Leintücher, Decken, Fernseher, Tonbandgeräte jeweils zu Dutzenden gestapelt worden. Es hätte mehrere Tage gedauert, hier eine Inventur aufzustellen, hätte sich überhaupt jemand gefunden, die völlig verdreckten und verstaubten Geräte zu sortieren.

Im dritten Zimmer war es am schlimmsten: Essenreste, die mindestens einige Wochen alt waren, wurden in unverschnürten Müllsäcken aufbewahrt, die einen geradezu bestialischen Gestank verbreiteten...

Ich fragte den Engländer:

»Leben die Raben wirklich in diesem Schweinestall?«

»Ja, auch wenn es unglaublich erscheinen mag. Sie halten sich in diesen drei Zimmern auf, wenn sie nicht für einen ihrer Auftraggeber bis ans andere Ende der Welt reisen.«

Das kleine Badezimmer war genauso vollgestopft wie die drei ›Wohnzimmer‹ und die Badewanne selbst – unbeschreiblich!

»Dabei müssen sie doch über einen ganz schönen Batzen Geld verfügen?«

»Das tun sie... Unsere Nachforschungen haben ergeben, daß sie mindestens zehn Millionen Dollar besitzen. Mindestens. Sie werden für ihre nicht immer sauberen Dienste hervorragend bezahlt und verstehen es, ihr Geld anzulegen.«

Wir waren endlich an den beiden Betten angelangt, in denen die Raben ihre schwarzen Nächte verbrachten, was nicht ganz einfach gewesen war, denn wir hatten die Lichtschalter nirgendwo entdecken können, so daß wir uns nur mit der Hilfe der Taschenlampe des Engländers einen Weg durch den Verhau bahnen konnten.

Dem Engländer war es gelungen, ein Stück Wand freizulegen; obwohl er seine weißen Handschuhe liebte, hatte er es vorgezogen, sie bei dieser Arbeit nicht abzulegen. Er holte eine Fotografie aus seiner Jackentasche und befestigte sie mit Hilfe eines Reißnagels an der Wand. Während er neben dem Foto einen handgeschriebenen Text befestigte, konnte ich meine Augen nicht von dem Foto lösen, auf dem die Raben bei ihrer Arbeit in einem kleinen Land in Zentralamerika festgehalten waren. Ihren Spitznamen ehrend, beobachteten sie ganz in Schwarz gekleidete Soldaten mit Stahlhelmen, die mit Nackenschüssen Männer, Frauen und zwei Kinder töteten. Offensichtlich machte den Raben dieser Anblick nichts aus.

»Fertig?«

»Ja, Mister Cimbali«, antwortete der Engländer.

»Dann laß uns sofort hier abhauen! Ich werde sonst noch krank!«

Chronologisch gesehen gehört diese Szene zur Schlußphase des in diesem Band berichteten Geschehens, in dessen Zentrum Patti Hall und ihre Raben Heckl und Jaeckel standen. Alles hatte in Dallas, Texas, begonnen.

1

Mit Paul Hazzard, dem Texaner aus San Antonio, hatte ich auf dem Gebiet der Erdölexploration verschiedene Geschäfte unternommen, vor allem im amerikanischen Bundesstaat Oklahoma. Ich hatte ihn in Nassau auf den Bahamas kennengelernt und mich mit ihm befreundet. Paul ist zwei Meter groß, so daß ich, wenn ich mit ihm spreche, eher mit seinem vierten Hemdenknopf (von oben gerechnet) ein Gespräch führe als mit seinem Gesicht, außer wenn er sich, was selten vorkam, hinkniete. Ich hatte mich mit diesem Hemdenknopf angefreundet, denn hätte ich ihm während unserer Gespräche dauernd ins Gesicht geblickt, dann hätte ich mir unweigerlich einen steifen Hals geholt.

Er fragte mich, ob ich eine gute Reise gehabt habe und woher ich käme:

»Direkt aus Saint-Tropez, über Paris und New York.« Wir verließen den Flughafen. Mörderische Hitze, die selbst einen Wüstensohn zum Schwitzen gebracht hätte, überfiel uns. Gott sei Dank war Pauls Wagen klimatisiert. Wir fuhren in die Stadt.

1. Juli, 13 Uhr 30 Lokalzeit. Paul Hazzard lud mich freundlich ein:

»Es wäre schön, wenn du zwei, drei Tage bleiben könntest. Wir werden bei mir zu Hause in San Antonio schlafen. Noch bin ich nicht ganz ruiniert und habe mein Privatflugzeug behalten können...«

Ich schüttelte freundlich, aber bestimmt, mein wohlgeformtes Haupt. Ich wollte so schnell wie möglich in mein geliebtes Saint-Tropez und an den Strand von Pampelonne zurück.

»Unmöglich, Paul. Ich fliege heute abend noch nach Arizona, verbringe dort einige Stunden, wahrscheinlich sogar die Nacht, bevor ich einen Sprung nach San Francisco mache, um Li und Liu zu sehen. Und dann geht's so schnell wie möglich in die Heimat.«

In Arizona wollte ich meine riesige Hazienda Mesa Verde verkaufen; ich hatte ein interessantes Angebot erhalten. Li und Liu mußte ich dringend sprechen, denn wir hatten noch einige Details der Verträge abzustimmen, die die Grundlage unserer neuen, gemeinsamen Firma bildeten. Eine ganz normale Geschäftsreise, die ich vielleicht nicht unternommen hätte, zumindest nicht zu dieser Jahreszeit, hätte Paul Hazzard mich nicht dringend darum gebeten. Vor vierzehn Tagen hatte er mich in Saint-Tropez angerufen und mir ein Geschäft vorgeschlagen, halbe-halbe. Ich hatte, ohne daß er direkt darauf angespielt hätte, verstanden, daß er mit meinem Engagement rechnete und daß dieses Geschäft für ihn wichtig war, um die Verluste, die er bei privaten Ölgeschäften erlitten hatte, auszugleichen. Warum sollte ich mir die Sache nicht einmal näher anschauen? Paul war mein Freund und würde mich nicht wegen nichts über den Teich locken.

»Um was für ein Grundstück handelt es sich eigentlich?«

»Franz, eine einmalige Gelegenheit! Zehn Minuten von der Bryan Street entfernt mit direktem Blick auf den Southland Tower und das Hochhaus der First National. Ich habe eine Option erworben, die allerdings morgen abend ausläuft. Du kommst gerade noch rechtzeitig.«

»Ist das Grundstück bebaut?«

»Ja. Eine Bruchbude steht darauf, die wir natürlich abreißen. Wir können bis zu vierzig Stockwerken hoch bauen.«

»Büros?«

Wir fuhren am Campus der Universität von Dallas vorbei. Direkt vor uns reckten sich die zweiundsechzig Stockwerke des Dallas Tower in den Himmel.

»Natürlich Büros, aber auch anderes, zwei Restaurants zum Beispiel. Kein Problem mit der Bauerlaubnis. Alle wichtigen Herren in Dallas haben mir grünes Licht gegeben.«

»Sag mal, deine Pläne kosten wohl Dutzende von Millionen Dollars?«

»Zwischen vierzig und fünfzig. Ich hätte die Angelegenheit gerne selber durchgezogen, doch...«

Dies jedoch war einfach zu erklären: man hatte ihm die notwendigen Kredite verweigert. Die Banken hatten kein Vertrauen mehr in Paul.

»Franz, stell dir vor, in den letzten Monaten habe ich Millionen in den Sand gesetzt, buchstäblich, und nicht einmal soviel Öl gefunden, um mein Feuerzeug zu füllen... Die Bankiers hassen mich, und wenn ich nicht bald ein solides Geschäft vorweisen kann...«

Er parkte am Rand von Old City Park. Wir gingen zu Fuß zu dem ›Traumgrundstück‹. Langsam erholte ich mich von dem Zeitunterschied: für mich war es drei Uhr morgens. Neunzehn Stunden Flug lagen hinter mir.

»Hier.«

Paul deutete auf ein altmodisches Gebäude aus roten Ziegelsteinen, acht Stockwerke hoch, mit den typischen eisernen Feuerleitern, die die Fassade verunstalteten. Wir gingen einmal um das Haus herum und unterhielten uns dann mit Architekten, Bauunternehmern und einem Vertreter der Stadtverwaltung, die Paul auf das Gebäude beordert hatte. Die Stunden verstrichen.

»Gefällt dir das Ganze?«

»Ich weiß nicht...«

Paul lachte: »Wie begeistert du bist! Das müssen wir unbedingt feiern! Ich habe einen Tisch bestellt und zwei hinreißende Texanerinnen eingeladen, die uns Gesellschaft leisten werden.«

Es war inzwischen sieben Uhr abends geworden. Wir betraten das Panoramarestaurant im einundvierzigsten Stock des Dallas Tower. Paul ließ mich für einige Minuten allein, denn er hatte Geschäftsfreunde getroffen, mit denen er unbedingt ein kurzes Gespräch führen mußte. Ich ging unterdessen zu dem von Paul reservierten Tisch. Ich setzte mich und bestellte Champagner, französischen natürlich. Zwei Minuten später war der Maitre d'Hôtel bereits wieder zurück, ohne Champagner, dafür aber mit der Miene eines Kapitäns, der das unmittelbar bevorstehende Sinken seines Schiffes ankündigte.

»Mister, ich bin zu Tode betrübt, und mir ist die ganze Sache entsetzlich peinlich, doch dieser Tisch war bereits reserviert.«

Ich lächelte ihn charmant an, eine von mir häufig gepflegte Übung.

»Ich weiß. Für Mister Paul Hazzard und mich.«

Er schüttelte den Kopf, und man mußte ihm einfach abnehmen, daß ihn die Verzweiflung übermannte:

»Nein, nicht für Sie, sondern für Madame.«

Als er meine ungläubigen Augen sah, wiederholte er ganz offiziell, daß er verzweifelt sei, dies aber leider nichts an der Tatsache ändere, daß alle Tische belegt seien.

Endlich schaute ich hoch und entdeckte sie. Stolz ermordete sie mich mit wütenden Blicken und war unwahrscheinlich arrogant. Sie richtete sich vor mir auf, und ich hatte den Eindruck, als hätte ich es mit der gesamten texanischen Eitelkeit zu tun.

»Geben Sie augenblicklich diesen Tisch frei!«

Ruhig legte ich Zeige- und Mittelfinger auf meine Unterlippe und ließ sie im Takt gegen meine Zähne schnalzen:

›Klackklackklackklack...‹

Sie beugte sich etwas vor, griff nach der Blumenvase und stülpte sie über meinen Kopf. Das Wasser lief an mir herunter. Sie arrangierte die Nelken auf meinem Schädel, bis ihr künstlerisches Gefühl befriedigt war, trat dann einen Schritt zurück und bemerkte geringschätzig:

»Verdufte!«

Jetzt war ich doch leicht erstaunt. Einen Mann hätte ich geschlagen, auch wenn er größer gewesen wäre als ich, doch eine Frau? Ich stand sehr würdevoll auf, ohne mir die Wut anmerken zu lassen, die in mir tobte, wehrte die beiden Maitre d'Hôtels ab, die sich mehr als bestürzt um mich kümmern wollten, ging in das Direktionsbüro und stand endlich dem Direktor des Etablissements gegenüber. Schweigend stellte ich einen Scheck über zwanzigtausend Dollar aus.

»Ich miete das Restaurant für den heutigen Abend. Für meinen Freund, mich und zwei bezaubernde Texanerinnen. Unter der Bedingung, daß sich sonst keine weiteren Gäste in dem Restaurant aufhalten. Erzählen Sie Ihren Kunden irgend etwas, eine unmittelbar bevorstehende Invasion von Kakerlaken...«

Er lehnte ab. Dreißigtausend. Er lehnte wieder ab. Vierzigtausend. Er begann zu schwanken.

»Gut. Fünzigtausend, und Schwamm drüber.«

Sieben Minuten später saß ich wieder an dem von Paul reservierten Tisch und genoß den Champagner. Der Direktor hatte Alarm geschlagen: angeblich war in dem Hochhaus ein Feuer ausgebrochen. ›Madame‹, die mich mit den Blumen bekränzt hatte, war als eine der ersten geflohen, nachdem sie mir einen Blick zugeworfen hatte, der mich beinahe in eine

Salzsäule verwandelt hätte. Paul Hazzard kam entsetzt angelaufen:

»Was ist eigentlich los? Hast du geduscht, ohne dich auszuziehen?«

»Ich dusche immer vor dem Essen. Komm, setz dich.«

Noch war ich nicht ganz beruhigt, als Paul mir das in Kürze bevorstehende Eintreffen der beiden Texanerinnen ankündigte. Wir hatten gerade Zeit, ein Glas auf unsere Gesundheit zu trinken, als eine Armada, die von den Restaurantangestellten gebildet wurde, an unseren Tisch kam, an der Spitze der Direktor des Etablissements.

»*Terribly sorry, Mister Cimbali.* Gestatten Sie, daß ich Ihnen Ihren Scheck zurückgebe.«

Er legte den Scheck auf den Tisch. Ich lächelte ihn an:

»Wenn ich Ihre Geste richtig interpretiere, dann hat wohl jemand eine höhere Miete bezahlt.«

»Nein«, antwortete der Direktor. »Niemand hat Ihr Gebot übertrumpft. Ich möchte Sie darauf hinweisen, daß vor wenigen Minuten der Besitzer des Restaurants gewechselt hat.«

Unglaublich! Dieses hysterische Weib hatte innerhalb von wenigen Minuten für viele Millionen Dollar zwei Etagen des Hochhauses gekauft, nur, um mich hinauswerfen zu können!

Unglaublich, aber wahr. Auf diese mehr als groteske Weise begann mein Kampf gegen Patti Hall.

Eine Texanerin aus Dallas.

Paul Hazzard schaute mich mitleidig an.

»Hall«, sagte er, »HALL. H.A.L.L.! Sagt dir der Name wirklich nichts?«

»Es gibt einen super-, superreichen texanischen Milliardär dieses Namens.«

Paul korrigierte mich:

»Es gab einen Milliardär dieses Namens, Franz. Er ist vor fünf Monaten an einem Herzinfarkt gestorben. Sein Bruder hat die Vermögens Verwaltung übernommen. Und dieser Bruder ist heute bei einem Flugzeugunglück ums Leben gekommen. Die beiden Brüder hatten eine Schwester...«

»...die an der Schwindsucht elendiglich zugrunde ging, wenn ich deine melodramatische Geschichte richtig verstehe.«

»... die noch lebt. Diese Schwester ist die Mutter Patti und hat nur eine Erbin, eben Patti. Die beiden Frauen verfügen über mehr als sechs Milliarden Dollar. Und Patti hat die Hosen an! Franz, auch in Europa wird die Fernsehserie ›Dallas‹ gezeigt. Vergiß alles, wenn du dir einmal diese Serie angeschaut hast. Vergiß Jock und J. R. Die Halls würden sie nicht einmal als Parkplatzwächter einstellen. Die Halls sind tausendmal reicher als die Ewings, die im Vergleich zu deiner Patti nichts anderes sind als kleine Krämer.«

Sechs Milliarden Dollar! Damals war der Dollar ungefähr sechs Francs wert. Macht nach Adam Riese 36 Milliarden Francs!

Eine Summe, die jedes Vorstellungsvermögen übersteigt. Mir wurde schwindelig. Nur langsam konnte ich mich durch die Informationen hindurchfinden. Die Sache begann, mich zu amüsieren, zumal Paul, die beiden Texanerinnen und ich in ein anderes Restaurant gegangen waren und mir das Essen ausgezeichnet schmeckte.

»Diese Patti ist sehr hübsch«, hatte ich gegen meinen Willen laut bemerkt.

»Nimm dich in acht, Franz. Sie war bereits zweimal verheiratet, und beide Ehemänner mußten sich nach der Scheidung in psychiatrische Behandlung begeben. Sie hatte sie völlig verrückt gemacht. Das war schon immer so, seitdem ich sie kenne.«

»Du kennst sie?« fragte ich erstaunt.

»Und wie. Sie ist siebenundzwanzig, und ich bin achtundzwanzig. Wir gehören zur gleichen texanischen Generation. Mein Vater und ihr Vater kannten sich gut, und unsere Großväter haben zusammen die ersten texanischen Ölfelder ausgebeutet. Als ich Patti kennenlernte, war sie vier Jahre alt. Bei dieser Gelegenheit hat sie mir mit einem Baseball-Schläger den Schädel eingeschlagen. Seitdem gehe ich ihr aus dem Weg, wie ich Klapperschlangen aus dem Weg gehe, und kann dir nur raten, meinem Beispiel zu folgen.«

Ich hatte den Flug um Mitternacht gebucht, um nach Phoenix, Arizona, zu gelangen. Eigentlich hätte ich das Abendessen in aller Ruhe genießen können, denn ich mochte Paul, und die Texanerin, die er für mich ausgesucht hatte, war wirklich hinreißend, doch langsam stiegen Rachegelüste in mir auf; gegen neun Uhr wußte ich, wie ich mich rächen konnte. Ich telefonierte. Dreißig Minuten später war alles arrangiert. Die Direktion des Hauses *Brennan's* hatte alles in Bewegung gesetzt, um meine Wünsche zu erfüllen, auch wenn sie Außenstehenden etwas merkwürdig erscheinen mußten.

Als ich wieder zu unserem Tisch zurückkam, leckte ich mir genießerisch die Lippen. Wirklich! Ich stellte mir vor, was für ein Gesicht diese Patti Hall wohl am nächsten Morgen machen würde angesichts einer Speziallieferung von einer *Tonne* Nelken, die aus Kentucky eingeflogen werden sollten. Damit der nötige Duft nicht fehle, hatte ich gebeten, zusätzlich zwölf Stinktiere zu liefern, niedliche Tiere, wenn man einmal davon absieht, daß ihre Anwesenheit auch stark Verschnupften unbedingt auffallen muß.

Ich fand das ausgesprochen komisch, zumindest an diesem Abend.

Dabei hätte ich kaum etwas Besseres finden können, um in das Buch der größten Esel dieses Jahrhunderts aufgenommen

zu werden. Doch, eines: mich mit nacktern Hintern in ein Skorpion-Nest zu setzen.

Ich sagte Paul, er könne auf meine Partnerschaft zählen. Mein Freund brachte mich zum Flughafen. Kaum hatte ich die Halle betreten, als ich von einem Lautsprecher aufgefordert wurde, zu einer bestimmten Hosteß zu gehen. Natürlich kam ich der Aufforderung nach. Die Hosteß schickte mich in ein leeres Büro und sagte mir, sie würde das für mich angekommene Gespräch in dieses Büro legen. Kaum war ich in dem Büro verschwunden, da klingelte auch schon das Telefon. Eine Frau war am Apparat.

»Monsieur Frank Cimbali?«

»Ja.«

»Martha Murchison. Ich bin die Privatsekretärin von Miß Patti Hall. Wäre es möglich, Sie unter vier Augen zu sprechen?«

»In wenigen Minuten fliege ich ab.«

»Das ist für mich kein Problem. Ich kann überall hinkommen, wohin Sie mich bestellen.«

Ich zögerte, gab ihr aber dann doch die Adresse von Li und Liu in San Francisco, wo ich am nächsten Tag sein wollte.

»Einverstanden«, sagte sie und legte auf.

Anschließend ereignete sich dann der Zwischenfall, der mir im Augenblick völlig bedeutungslos erschien. Das Büro, in das ich geschickt worden war, lag an einem relativ dunklen Gang. Plötzlich öffnete sich die Tür. Ein sechzehn- oder auch siebzehnjähriges Mädchen mit weit aufgerissenen Augen tauchte auf und versuchte ungeschickt, ihre nackte Brust mit den Resten ihrer zerrissenen Bluse zu bedecken. Ich fragte:

»Haben Sie Ärger?«

Keine Antwort. Plötzlich richtete sie sich auf und rannte davon. Als ich das Büro verließ, war in dem im Halbdunkel liegenden Gang niemand mehr zu sehen.

Zehn Minuten später saß ich schon im Flugzeug. In Phoenix schlief ich einige Stunden und unterzeichnete gegen Mittag den Verkaufsvertrag. Irgendwie tat es mir leid, die Ranch aufzugeben, aber ich profitierte wirklich zu selten von ihr.

Von Phoenix aus rief ich Jimmy Rosen in New York an, einer meiner amerikanischen Rechtsanwälte, und bat ihn, fünfhunderttausend Dollar an Paul Hazzard zu überweisen, damit dieser die Option wahrnehmen konnte.

Kurz darauf rief mich Philip Vandenbergh an, ein weiterer amerikanischer Rechtsanwalt, der für mich arbeitete. Einer seiner Studienkollegen – Harvard natürlich – hatte ihn gefragt, wer denn dieser Cimbali sei und wieviel kümmerliche Millionen er wirklich zur Verfügung habe. Erst zum Schluß bequeme er sich, mir mitzuteilen, daß es sich bei seinem Kollegen um Earl Carruthers handelte, einer aus dem Heer der Rechtsanwälte, das in New York exklusiv für den Hall-Clan arbeitete.

»Eine der reichsten Familien auf der Welt, Mister Cimbali. Haben Sie etwa mit diesen Monstern Beziehungen angeknüpft?«

»So kann man das nicht ausdrücken. Ich habe dem gnädigen Fräulein Patti einige Blümchen geschickt, das ist alles. Sie wissen ja, wir Franzosen sind galant.«

Ich mußte innerlich immer noch über meinen Streich lachen. Nach diesen Telefonaten flog ich von Phoenix nach San Francisco, wo ich gegen vier Uhr nachmittags eintraf.

Zwei Überraschungen, die sich gewaschen haben sollten, warteten auf mich.

Einmal in Gestalt von Li und Liu, die zum Flughafen gekommen waren, um mich abzuholen, sich als römische Zenturionen verkleidet hatten und sich köstlich amüsierten.

»Ihr Gelbgesichter, habt ihr es eigentlich immer noch nicht satt, den Clown zu spielen?«

(Ich hatte meine Freunde bereits als Riesenhamburger, als Erdbeerlutscher, als Taucher und einmal sogar als Wikinger mit blonden Zöpfen und stilechten Helmen mit Hörnern von Auerochsen erlebt – wer sich mit den beiden einließ, war nie vor Überraschungen gefeit!)

An diesem 2. Juli hatte ihre Heiterkeit offensichtlich weitere Gründe. Sie sagten:

»Salut, gloßel kleinel dulchtliebenel Cimballi, willkommen in San Flancisco.«

Und fügten dann in ausgezeichnetem Amerikanisch hinzu:

»Wir haben unsere Verkleidung den Umständen entsprechend gewählt. Deine Orgie muß ja sagenhaft gewesen sein!«

»Welche Orgie denn, um Himmels willen?«

Sie zeigten mir verschiedene Tageszeitungen.

Mein Lachen verstummte.

Ich hatte wirklich keine Lust mehr zu lachen.

Hat man Li vor sich, meint man, Liu vor sich zu haben. Und umgekehrt. Ich kannte die beiden nun seit fünf Jahren; trotzdem war es mir bisher kein einziges Mal gelungen, sie auseinanderzuhalten, so daß ich mich öfters gefragt hatte, ob es sich vielleicht nur um eine Person handelte und ich doppelt sah. Die beiden trennten sich nie, was die Sache nicht vereinfachte, und in der Regel schloß der eine die Sätze ab, die der andere begonnen hatte. Dabei waren sie nicht einmal Brüder, sondern nur Vettern. Siamesische Vettern, gewissermaßen.

Ihr Humor konnte Berge versetzen und ihre Fantasie alle Grenzen sprengen, so daß sie manchmal dem reinen Wahnsinn gefährlich nahe kam. Doch trotz dieser extravaganen Seiten waren die beiden ausgezeichnete, knallharte Geschäftsleute und Finanziers. Ich hatte sie in Hongkong kennengelernt und ihnen unter dramatischen Umständen geholfen, in den Besitz ihres Erbes von sechzig Millionen Dollar zu gelangen. Im Laufe der letzten Jahre hatten sie dieses Kapital keineswegs verschleudert, sondern so geschickt angelegt, daß sie heute wohl eine halbe Milliarde Dollar wert waren.

»Eines steht fest«, sagte Li (oder Liu), »du hockst ganz schön in der Tinte.«

»Das hätten wir nie von dir gedacht...«, sagte Liu (oder Li).

»Zumal nicht nur diese Zeitung darüber berichtet...«

»... sondern auch alle anderen, mein Lieber.«

»Nicht nur hier in San Francisco...«

»... sondern an der ganzen Westküste.«

»Und natürlich auch an der Ostküste. Rosen und Lupino haben aus New York angerufen und bitten dich dringend, auf der Stelle zurückzurufen, bevor man dich ins Gefängnis steckt, armer Cimbali...«

»... womit die beiden rechnen.«

»Zumal auch das Fernsehen und das Radio von deinen Schweinereien berichten.«

»Haltet endlich die Schnauze!« schrie ich und las den Artikel wohl zum fünften Mal. Der über vier Spalten reichende Titel ließ alle anderen Nachrichten nebensächlich erscheinen:

JUNGER, BETRUNKENER MILLIONÄR SPIELT IN DALLAS SATYR!

In dem Artikel selbst wurde ich als skrupelloser, aufgeblasener Finanzhai dargestellt, der sich in Texas den wildesten Ausschweifungen hingeeben hatte: neun Flaschen Champagner, natürlich rose, hatte ich in mich hineingegossen und, endlich vollkommen betrunken, die Kunden eines Luxusrestaurants beleidigt. Meine Absicht war es gewesen, alle Gäste aus dem Restaurant hinauswerfen zu lassen und zu diesem Zweck der Direktion einen Scheck mit einer märchenhaften Summe angeboten. Diese hatte allerdings tugendhaft abgelehnt, denn schließlich lebte man im freien, demokratischen Amerika! Und als man mich nach langem, begütigendem Zureden endlich hinauswarf, stieß ich gemeingefährliche Drohungen aus. Das Schlimmste allerdings ereignete sich erst auf dem Flughafen Dallas-Fort Worth: Ich fiel über eine arme und unschuldige Minderjährige her, zog sie halb nackt aus, und nur durch das mutige Eingreifen einer Bodenhosteß konnte das Schlimmste verhindert werden. »Steht in den anderen Zeitungen das gleiche?«

»Wort für Wort. Fast alle amerikanischen Zeitungen haben den Text nachgedruckt. Hast du dich vielleicht mit jemandem angelegt, der wirklich mächtig ist?«

Ich schaute mir das Foto an, das den Artikel illustrierte: eine Amateuraufnahme (ich war mir sicher, daß da ein Professioneller am Werk gewesen war, der nur so getan hatte, als handle es sich um einen Amateur). Im Vordergrund eine Gruppe fröhlich winkender Touristen, die von dem ›Amateur‹ vor dem Abflug festgehalten worden war, dann kam ich, rennend (ich war wirklich gerannt, um mein Flugzeug nach Phoenix nicht zu versäumen), und ganz im Hintergrund mein ›Opfer‹, das anklagend auf mich deutete und von der Hosteß getröstet wurde.

Ich rief Jimmy Rosen an:

»Frag mich, warum ich Hand an dieses arme Mädchen gelegt habe, und ich nehme das nächste Flugzeug nach New York, nur um dir den Bauch aufzuschlitzen!«

»Ruhig Blut«, antwortete Jimmy, der dritte Anwalt, der neben Philip Vandenberg und Jo Lupino auf dem nordamerikanischen Kontinent für mich arbeitete. Neben diesen drei Männern stützte ich mich hauptsächlich auf Marc Lavater, der Franzose und mein bester Freund war (obwohl er mehr als dreißig Jahre älter war als ich) und in Paris lebte. Er genoß mein volles Vertrauen, genau wie Rosen, der versuchte, mich zur Vernunft zu bringen:

»Franz, nimm diese Geschichte nicht zu leicht. Man kann dich dafür vor Gericht stellen. Das Mädchen ist minderjährig und...«

Als ob ich das nicht wüßte! Ich war völlig erschüttert angesichts der Geschwindigkeit, mit der sich die brutalen

Ereignisse überschlugen! Dabei handelte es sich im Grunde ja nur um einen Streit um einen Platz in einem Restaurant.

»Jimmy, alarmiere Jo und Vandenbergh. Alarmiere, wen du willst. Diese Patti Hall ist völlig verrückt und gehört in eine Zwangsjacke. Ich muß unbedingt herausfinden, wie ich ihre Angriffe abwehren und aus dieser Geschichte wieder herauskommen kann.«

Ich legte den Hörer auf, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, und schaute auf die San Francisco Bay, die Golden Gate Bridge, Alcatraz und Sausalito. Li und Lius Haus war keineswegs so luxuriös, wie man vielleicht hätte annehmen können: ein einfaches, drei Stockwerke hohes Holzhaus auf der Spitze des Telegraph Hill; in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnten Maler und Bildhauer.

Normalerweise bin ich entspannt und glücklich. Nicht so an diesem Abend. Neben dieser stupiden und vulgären Pressekampagne, die ich trotz ihrer Primitivität keineswegs unterschätzte, bedrückte mich, daß ich von Paul Hazzard nichts gehört hatte, obwohl er an diesem Morgen die fünfhunderttausend Dollar erhalten und aus den Zeitungen von der Jagd auf mich erfahren haben mußte. Er wußte, daß ich bei Li und Liu war, versuchte aber nicht, mich zu erreichen. Was war da eigentlich los? Hat das gesamte Texas mir den Krieg erklärt?

Paul war Texaner bis in die Knochen und, wenn man ihm Glauben schenken durfte, ein Jugendfreund dieser übergeschnappten Milliardärin.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus und rief in San Antonio an. Weder seine Mutter noch seine Schwestern wußten angeblich, wo sich Paul aufhielt. Ein schlechtes Zeichen. Ich erinnerte mich an eine Anekdote, die angeblich auf Tatsachen beruhte: im April 1945 hatte eine Zeitung in Houston folgenden Aufmacher gewählt:

DIE TEXANISCHE ARMEE SCHLÄGT NAZI-DEUTSCHLAND NIEDER!

In kleineren Buchstaben hatte man gnädigerweise hinzugefügt:

Von einigen amerikanischen Einheiten unterstützt.

Mir wurde beinahe schlecht bei dem Gedanken, mich auf einen Privatkrieg mit einer Texanerin einlassen zu müssen.

Inzwischen war es sieben Uhr geworden. Vor vierundzwanzig Stunden hatte ich Patti Hall zum ersten Mal in meinem Leben gesehen.

Sie stiegen aus einem riesigen, schwarzen Wagen, waren mittelgroß, also größer als ich, und völlig schwarz gekleidet.

Auch ihre Fingernägel trugen Trauer. Sie waren dreckig und stanken entsetzlich. Ich dachte schon, Li und Liu hätten sich eine neue Verkleidung ausgedacht, als die beiden Wesen mit den spitzen Nasen, gelben, löchrigen Zähnen und blutunterlaufenen Augen mit ihren schrillen Stimmen im Chor krächzten:

»Wir sind Heckl und Jaeckel.«

Die beiden Rabenschnäbel schauten sich kurz an, bevor sie sich wieder mir zuwandten:

»Wir sind die Beauftragten von Miss Patti Hall und sind gekommen, um die Details Ihres bevorstehenden Duells mit ihr zu regeln.«

Sie schauten mich mit ihren kleinen, runden, blutunterlaufenen Augen an, die genauso ausdruckslos waren wie Hosenknöpfe. Ich selbst dagegen riß meine Augen weit auf:

»Ein *was*?«

»Ein Duell. Zwischen Miß Patti und Ihnen.«

Schweigen. Kurz bevor die beiden Raben aufgetaucht waren, war ich in Gefahr gewesen, schwermütig zu werden; jetzt war ich mir nicht sicher, ob ich den unwiderstehlichen Lachanfall noch lange zurückhalten konnte. Ich fragte:

»Habe ich das Recht, die Waffen zu bestimmen?«

Sie schauten sich an. Ihre Schnäbel berührten sich fast.

»Nein«, sagten sie im Chor.

»Das macht nichts«, antwortete ich fröhlich. »Ich bestehe trotzdem auf Würstchen als Waffen und bitte Sie, dies Ihrer Auftraggeberin auszurichten. Ich schlage vor, daß wir uns solange mit Würstchen bombardieren, bis einer von uns ein blaues Auge hat. Derjenige, der kein blaues Auge hat, erhält das Recht, seinen Gegner nackt auszuziehen und mit Senf einzuschmieren.«

Ich lachte schallend, stolz auf mein Fantasieprodukt. Die beiden Raben lachten nicht. Sie verzogen nicht einmal ihr Gesicht. Plötzlich wurde mir klar, daß die beiden keineswegs verrückt waren wie ihre Auftraggeberin, sondern eiskalt. Und ausdauernd. Eigenschaften, die Berufskiller auszeichnen...

»Das ist unmöglich«, kommentierten sie meinen Vorschlag.

»Also keine Würstchen?«

»Nein.«

»Schade. Ich fand vor allem die Idee mit dem Senf recht ansprechend. Auch als Verlierer.«

Die beiden ließen sich nicht aus der Fassung bringen, sondern ratterten mit ihren schrillen Stimmen unbeteiligt den Bericht ab, den sie vorzutragen hatten. Sie erklärten mir, Duelle seien in der Familie Hall eine Tradition; zu den Vorfahren Pattis zählte James Bowie, der berühmte Erfinder des *bowie-knife*, der in Alamo den Heldentod gestorben war und sich als Duellant einen Namen gemacht hatte. Natürlich mußte in diesem Zusammenhang auch auf Ebenezer Whitmore Hall verwiesen werden, der in zweiundsechzig Duellen sechzehn Männer tötete. Und auf Eimer Gantry Hall (1843 – 1912) sowie auf Lamar Gordon Hunter, den berühmten Colonel, von dem ich sicher schon gehört hatte...

»Nein, nie. Und ich habe auch keine Lust, je von diesem Colonel etwas zu hören. Heißen Sie wirklich Heckl und Jaeckel?«

Die beiden schauten mich beinahe beleidigt an. *Achtung, Cimballi, diese Raben sind gefährlich!*

Sie bestätigten ihre eigenartigen Namen und behaupteten, in Dallas seit Menschengedenken ein Büro zu unterhalten, jeweils vom Vater auf den Sohn vererbt. Ich fragte weiter:

»Und Sie sind sicher, daß sich Miss Patti keinen Scherz mit mir erlaubt?«

Sie waren sich sicher.

»Sie sprechen von einem echten Duell?«

Ein echteres Duell gäbe es nicht, meinten die beiden Raben. Ich hätte Miss Patti schwer beleidigt, zuerst in einem Restaurant vor Zeugen und dann durch die Übersendung der Tonne Nelken und vor allem der Stinktiere. Wenn ich ein Ehrenmann sei, dann hätte ich gar keine andere Wahl: Ich müsse mich dem Duell stellen.

»Pistole oder Säbel? Oder vielleicht gar ganz modern mit einem Maschinengewehr?« fragte ich lachend und immer noch nicht von der Ernsthaftigkeit des Vorschlags überzeugt.

Die beiden verzogen keine Miene. Man hatte sie beauftragt, eine Botschaft auszurichten, und sie hatten diese Botschaft ausgerichtet, ohne sich um den Inhalt dieser Botschaft Gedanken zu machen. Völlig ernst antworteten sie mir:

»Weder noch. Gewiß Patti hat als Waffen Lokomotiven gewählt.«

Sie verschwanden. Eigentlich hatte ich erwartet, sie hüpfen die Straße hinunter, um sich dann auf den nächsten Baum zu schwingen, doch sie machten es sich nur in ihrem Leichenwagen bequem und fuhren los. Ich weiß nicht warum, doch ich hatte ihre Gesten als eine merkwürdige Mischung aus Lächerlichkeit und Todesgefahr empfunden.

Ich erzählte Li und Liu von der Begegnung; die beiden konnten sich schließlich nicht mehr halten vor Lachen. Mir selbst war eigentlich nicht zum Lachen zumute, und ich fragte mich, ob ich nicht träumte. Ein Duell mit Lokomotiven und zwei einen Meter fünfundsiebzig große Raben! Was würde da wohl noch auf mich zukommen?

»Franz«, warnte mich Jimmy Rosen, den ich sofort angerufen und informiert hatte, »nimm die Geschichte nicht auf die leichte Schulter. Diese Patti Hall existiert, genau wie die sechs Milliarden Dollar. Sie ist nicht wirklich verrückt; alle Informationen, die wir über sie erhalten haben, laufen auf eines hinaus: Sie ist eine wirkliche Hall mit allen Vorzügen und Fehlern, und darauf besonders stolz. Sie hat nicht die Absicht, die Verwaltung des riesigen Vermögens irgendwelchen Außenstehenden zu überlassen. Vor kurzem hat sie mit der Faust auf den Tisch gehauen und darauf bestanden, daß sie als

oberste Chefin anerkannt wird. Ihre in den letzten vier Monaten durchgeführten Finanzmanöver belegen, daß sie alles andere als dumm ist. Außerdem ist sie von dem Ehrgeiz gepackt zu beweisen, daß in der internationalen Finanzwelt eine Frau genauso erfolgreich sein kann wie ein Mann.«

»Feministin ist sie obendrein?«

»Du machst es dir etwas zu einfach. Vergiß die Klischees. Aus welchem Grund sind die Halls wohl die Halls geworden? Man häuft nicht zufällig sechs Milliarden Dollar an. Die Halls aus Dallas kannst du bedenkenlos mit reißenden Tieren vergleichen, die egoistisch, intelligent und aggressiv alles aus dem Weg räumen, was ihnen in die Quere kommt. Und Patti ist aus dem Holz ihrer Vorfahren geschnitzt. Sie will es beweisen. Und außerdem Texanerin. Du kennst ja die Texaner.«

»Ich kenne sie: *Und am achten Tag schuf Gott Texas...*«

»Vergiß nie, daß sie eine Frau ist. Überleg einmal, Franz, hätte dir ein Mann in Dallas eine Blumenvase über den Kopf gestülpt, was hättest du dann wohl gemacht?«

»Ich hätte mich mit ihm geprügelt.«

»Genau. Und da es eine Frau war, hast du sie auf den Arm genommen.«

»Wenn ich dich richtig verstehe, dann hätte ich ihr mit der Faust auf die Nase hauen sollen; sie hätte mich aus lauter Dankbarkeit wohl auf der Stelle geheiratet. Meinst du das?«

»Das wäre durchaus möglich. Auf alle Fälle hast du sie sowohl als Frau wie auch als Texanerin und Hall beleidigt.«

Und daß ich ausgerechnet Franz Cimbali hieß, machte die Sache nicht besser, meinte Jimmy Rosen; denn über mich war in der Presse häufig geschrieben worden. Man hatte über mich gelacht, mit mir geweint und mich schließlich als Sieger in einem mörderischen Finanzkampf anerkannt.

»Franz, seitdem sie die Leitung des Familienunternehmens übernommen hat, sind ihr einige ganz hübsche Schachzüge gelungen. Doch sie spürt, daß sie sich erst noch richtig beweisen muß. Und du bist der ideale Gegner: ein junger Ausländer, reich, aber doch nicht so reich, daß du ihr das Wasser reichen könntest, und bekannt. Wenn sie dich massakriert, dann hat sie bewiesen, daß sie eine echte Hall ist.«

»Jimmy, das ist alles völlig verrückt. Soll sie doch zum Teufel gehen.«

»Täusch dich nicht: Du hast keine Wahl. Sie wird dich überall hin verfolgen.«

»Was heißt das? Wird sie mir weiterhin solche Tiefschläge wie die Verführung Minderjähriger auf dem Flughafen Dallas versetzen?«

»Ich habe Neuigkeiten zu diesem Thema: Du nennst sie Raben. Wenn du dich über die beiden amüsierst, dann bist du wirklich der einzige. Jo Lupino kennt sie; sie gehören zu den übelsten Kerlen, denen man begegnen kann. Also: höchste Vorsicht. Und was diese Martha Murchison anbelangt, die dich über Lautsprecher auf dem Flughafen Dallas angeblich gesucht und dich in das Büro, sprich in die Falle, gelockt hat, die existiert gar nicht, zumindest nicht unter den Angestellten der Patti Hall.«

»Du meinst, daß Heckl und Jaeckel diese Falle gestellt haben?«

»Innerhalb von zwei bis drei Stunden. Ein Beweis für die verblüffende Schnelligkeit, mit der sie arbeiten. Auch die Pressekampagne wurde von ihnen inszeniert...«

»Und welchen Rat gibst du mir?«

Jimmy Rosen ist ein echter Freund; er arbeitet wie ein Stier und lacht nur, wenn er mit seinen Kindern spielt. Trotzdem meinte ich, ihn leise glucksen zu hören, als er mir den erwünschten Rat gab:

»Ich rate dir, so schnell wie möglich zu lernen, wie man eine Lokomotive bedient...«

Ich war eigentlich nicht nach San Francisco gekommen, um Li und Liu zu amüsieren. Und noch weniger, um ihre nicht immer sehr feinfühligten Kommentare über meine derzeitige Situation anzuhören – sie ersparten mir fast nichts.

Wir wollten endlich ein Projekt abschließen, an dem wir schon seit nun fast zwei Jahren arbeiteten: gemeinsam Spielzeuge zu entwerfen, herzustellen und zu verkaufen. Keine klassischen Spielzeuge, sondern neue Ideen, die auf Mikroprozessoren, Elektronik und extremer Miniaturisierung aufgebaut waren. Oberster Leitsatz: Wir wollten nur Spielzeuge herstellen, die nichts mit dem Krieg, der Verherrlichung des Krieges oder Gewalt zu tun hatten. Unsere Maxime lautete: soviel Fantasie wie nur möglich und keine Gewalt.

Ich hatte einige Ideen entwickelt, die Li und Liu begeistert hatten, so daß sie mich unbedingt als Partner haben wollten. Eines dieser Spielzeuge war ein Halsband, das man einer Katze oder einem Hund umlegte und das unhörbare Signale ausstrahlte. Auf einem Bildschirm konnte man dann jederzeit ablesen, wo das Lieblingstier sich aufhielt. Li und Liu hatten meine Idee gründlich überarbeitet und in ihren Computer den Plan des Hauses, des Gartens, des Viertels und sogar einer ganzen Stadt eingespeichert (eine simple Programmierungsfrage), so daß man bei dem Prototyp auf dem Bildschirm ablesen konnte, ob sich das liebe Kätzchen auf der Kirchturmspitze oder auf dem Affenbrotbaum im Garten der Nachbarin aufhielt.

Dann hatte ich an einem aufblasbaren *Weißer Hai* gearbeitet, mit dessen Hilfe man im Handumdrehen Strände räumen konnte, wenn man in aller Ruhe mit der Freundin baden wollte.

Dieser Hai wurde durch Funk gesteuert, so daß der Besitzer hoffen konnte, nicht entdeckt zu werden.

Eine weitere Idee, mit der ich höchst zufrieden war: ›Der Zug-der-seine-Geleise-selbst-verlegt.‹ Eine Modelleisenbahn, die funkgesteuert eine Schiene vor sich aufbaute, auf die Schiene fuhr, die nächste aufbaute usw. bis es einem zu dumm wurde; denn selbstverständlich baute der Zug die Geleise, die hinter ihm lagen, wieder ab, so daß das Spiel im Prinzip unendlich lang fortgeführt werden konnte. Wir hatten den Prototyp auf einer aufgegebenen Straße in der Nähe von Sacramento ausprobiert: Meine Gelbgesichter und ich selbst wären vor Lachen beinahe erstickt.

Die Prototypen unserer ersten Produktionsstaffel waren inzwischen alle ausgereift; jetzt ging es darum, die Spielzeuge in möglichst hohen Stückzahlen zu einem möglichst günstigen Preis zu produzieren.

Li und Liu hatten bereits Kontakte mit Südkorea aufgenommen. Wir hatten eigentlich geplant, daß ich zwei, drei Tage in New York an der Kommerzialisierung des Projekts arbeiten sollte, während die beiden Chinesen in Südkorea die Fabrikation ankurbeln wollten.

Doch plötzlich hatte ich, nur eine Stunde, nachdem die beiden komischen Raben Heckl und Jaeckel verschwunden waren, Lust, weiter zu verreisen als nur bis nach New York. Sie hatten mir drei Tage eingeräumt, bis zum 5. Juli, um mir zu überlegen, ob ich die Herausforderung zum Eisenbahnduell annahm oder nicht. Obwohl Rosen es gerne gesehen hätte, wenn ich nach Dallas geflogen wäre und mit Patti Hall Verhandlungen aufgenommen hätte, wollte ich mich noch nicht entscheiden. Auf der anderen Seite meinten meine Anwälte, die sich um die Pressekampagne gegen mich kümmerten, es sei vielleicht besser, zumindest für meine

Nerven, wenn ich während der nächsten Tage für Journalisten nicht zu sprechen wäre.

Ich war überzeugt, daß ich im Land des Ruhigen Morgens ruhiger sein würde als im Land des Wilden Westens.

So flog ich am 3. Juli früh morgens mit Li und Liu nach Seoul, eine mir bis dahin unbekannte Stadt.

Ich hatte in meinem Leben bereits bessere Ideen gehabt!

Der Flughafen Gimpo liegt ungefähr zwanzig Kilometer von der südkoreanischen Hauptstadt entfernt. Wir wurden abgeholt. Der amerikanische Luxusschlitten nahm eine sechsspurige Autobahn. Ich hatte den Eindruck, in Tokio zu sein: Die gleichen Stadtautobahnen schlangen sich mit ihren kühnen Konstruktionen bis zu den zweiten und dritten Stockwerken der Gebäude hoch. Seoul ist allerdings im Gegensatz zu Tokio von weißlichen Kalkhügeln umgeben, die an Marseille erinnern. Doch die Wolkenkratzer wiederum könnten genauso gut in Tokio oder Hongkong stehen.

Der Mann, mit dem wir uns verabredet hatten und der unser Repräsentant in Südkorea werden sollte – er hatte für Li und Liu bereits erfolgreich gearbeitet – hieß Yi Gwang. Seine Büros lagen auf der Insel Yeoido. Vor einigen Jahren noch war Yeoido nichts anderes als eine Art Sandbank gewesen, die bei jedem größeren Monsun-Regen überschwemmt wurde. Im Jahre 1970 wurde diese Sandbank eingedeicht und auf der Insel ein ganzes Stadtviertel mit Hochhäusern errichtet, in denen Geschäftsräume, Botschaften, Verwaltungen, aber auch luxuriöse Wohnungen untergebracht wurden; in gewisser Weise ein Ghetto für hunderttausend Reiche inmitten von sieben bis acht Millionen weniger Begüterten. Falls man nicht von den bedeutendsten italienischen Herrenschnайдern eingekleidet wurde, war es sicher richtiger, die Insel zu meiden.

Yi Gwang ließ keinen Zweifel aufkommen: nur zwei südkoreanische Fabriken waren in der Lage, unsere Bedingungen zu erfüllen. Die eine lag in Incheon, dem Hafen

von Seoul, die andere ganz im Süden, am Ufer der Meerenge von Tsuschima, in Pusan. Yi hielt Pusan für geeigneter: die Schiffsstraßen nach Japan und Amerika waren hier entscheidend besser, und zudem, für Yi wohl entscheidend, die bösen Nordkoreaner ein ganzes Stück weiter entfernt.

Am 4. flogen wir morgens mit einem Privatflugzeug nach Pusan. Trotz der Schönheit des Landes fühlte ich mich merkwürdig niedergeschlagen. Mein Magen kämpfte mit dem *Gim Chi*, das ich notgedrungen ermaßen gegessen hatte: schwarzer Rettich, Chinakohl und Taschenkrebse, die zusammen lange in Meerwasser eingelegt worden waren, mit Knoblauch und rotem Pfeffer höllisch scharf abgeschmeckt waren... und als Beilage zu gebratenem Hund serviert wurden.

Vor allem der Hund wehrte sich gegen den normalen Weg durch meine Verdauungsorgane. Das arme Tier! Ich kam mir wie ein Kannibale vor.

Ich verbrachte den Tag in einer Art Nebel und folgte meinem südkoreanischen Führer sowie meinen chinesischen Freunden eher mechanisch. In der Fabrik arbeiteten ausschließlich Frauen, die alle lindgrüne Kittel trugen. Erst abends wachten meine Lebensgeister wieder etwas auf. Yi Gwang hatte uns auf die wunderschöne Insel Cheju eingeladen, wo er eine prächtige Villa besaß.

Noch heute sehe ich die Szene, die sich anschließend abspielte, vor meinem inneren Auge: Ich wartete darauf, bis die Verbindung zu Jimmy Rosen endlich hergestellt wurde, und beobachtete dabei einen Leichenzug, der in ungefähr hundert Meter Entfernungen mir vorbeidefilerte. Ungefähr zwanzig ganz in Weiß gekleidete Menschen – weiß ist in Asien die Farbe der Trauer – zogen langsam vorbei und trugen auf ihren Schultern einen ebenfalls weißen Palankin, eine Art großes Segeltuch, in dem ein Sarg aus reinem Pinienholz getragen wurde (ich weiß das so genau, da Yi Gwang mir den

Brauch in allen Einzelheiten erklärt hatte). In dem Sarg lag natürlich der Verstorbene, dessen Zunge mit einer feinen Schnur für die Ewigkeit gerade gehalten wurde; in kleinen Behältern, die mit ihm begraben werden sollten, befanden sich die Zähne, von denen er sich während seines Lebens hatte trennen müssen, sowie die sorgfältig aufbewahrten, abgeschnittenen Fingernägel.

Ich dachte eigentlich eher an die Verbindung mit Rosen, die nicht zustande kommen wollte, als an dieses Begräbnis.

Plötzlich entdeckte ich sie zwischen den weißen Gestalten des Leichenzuges: zwei schwarze Raben, die sich aneinander drängten und in meine Richtung schauten, ohne sich die Mühe zu machen, sich zu verbergen. Heckl und Jaeckel, die Abgesandten Patti Halls.

Ich schrie.

Das südkoreanische Fräulein vom Amt war sicher von ihrem Stuhl hochgesprungen, als ihr mein Schrei in den Ohren gellte, und auch in meiner unmittelbaren Nachbarschaft verhalte er natürlich nicht ungehört. Li und Liu kamen angerannt.

»Was ist denn los?«

Ich deutete auf den Leichenzug:

»Die Raben. Dort.«

Meine Freunde schauten hinaus, schauten sich an, schauten mich an, bevor sie feststellten:

»Gloßel klein! Cimbali völlig übelgeschnappt.«

Nach einer Pause in Normalsprache:

»Jetzt sieht er schon überall Raben... Er leidet an Verfolgungswahn... Weißt du eigentlich, Kleiner, daß wir uns in Südkorea aufhalten? Du kennst die Raben von San Francisco her; wie sollten denn deine kleinen Vögelchen bis auf diese abgeschiedene Insel gelangt sein? Raben in Korea... mein Lieber, sollen wir vielleicht einen Psychiater zu Rate ziehen? Ganz abgesehen davon, daß südkoreanische Raben

nicht schwarz, sondern gelb sind... und Schlitzaugen haben... und Stahlhelme von den *U. S. Marine Corps*. Du weißt doch, daß die koreanischen Raben für den CIA arbeiten...«

Sie gingen mir mit ihren Witzen auf die Nerven, und ich zögerte keine Sekunde, dies lautstark auszudrücken. Endlich hatte ich den gebratenen Hund verdaut, und jetzt lagen mir Heckl und Jaeckel auf dem Magen. Konnten meine beiden himmlischen Söhne eigentlich begreifen, was das für mich bedeutete?

»Sie haben sich nicht auf meine Spur geheftet, um sich in diesem Land zu erholen. Diese sechs Milliarden schwere Texanerin verfolgte einen ganz bestimmten Plan, als sie ihre Raben beauftragte, mich bis auf diese gottverlassene Insel zu verfolgen.«

Ich hatte nur eine ungenaue, dafür aber um so beunruhigendere Vorstellung von ihren Absichten. Li und Liu konnten sich mit dieser Vorstellung nicht befreunden. Trotz ihrer Clownereien denken sie in aller Regel schnell und präzise und waren überzeugt, daß ich die Ereignisse überbewertete. Sie meinten, Patti Hall lasse mich überwachen, um jederzeit mit mir Kontakt aufnehmen zu können; gleichzeitig wollte sie mir wohl Angst einjagen.

»Sie versucht, dich aus dem Gleichgewicht zu bringen, mein Lieber, und es hat den Anschein, als ob sie damit Erfolg hat. Cimballi, Franz, wenn du so weitermachst, wirst du bald einen Nervenzusammenbruch bekommen.«

Vielleicht hatten sie recht. Trotzdem wollte dieses merkwürdige Gefühl, das meine Eingeweide beherrschte, nicht verschwinden. Nicht daß ich direkt Angst gehabt hätte, nein, aber ich verspürte doch so etwas wie Gänsehaut, wenn ich an meine beiden finsternen Vögel dachte. Sie erinnerten mich an diese Totengräber aus dem Wilden Westen, die sich an die Fersen der Berufskiller hefteten und schon im voraus die Maße

der zukünftigen Opfer nahmen. Unwillkürlich fragte ich mich, ob die Raben in den tiefen Taschen ihrer schwarzen Gewänder ein Bandmaß versteckten.

Am nächsten Morgen, am 5. Juli also, flogen wir wieder nach Pusan auf dem Kontinent. Zweiter Besuch in der Fabrik. Wir verhandelten lange mit den Besitzern, christliche Nordkoreaner, die nach den Waffenstillstandsverhandlungen von Panmunjon geflohen waren. Sie waren überzeugt, die angegebenen Mengen an Spielzeug fristgerecht liefern zu können. Wobei sie darauf hinwiesen, daß wir die Mengen jederzeit erhöhen konnten.

Die Preise waren durchaus angemessen. Li und Liu hatten auf chinesisch mit den Nordkoreanern verhandelt und hervorragende Ergebnisse erzielt. Da alles so glänzend lief, hatte ich mich dazu hinreißen lassen, den Prototyp meiner besten Erfindung vorzuführen: »Der-Zug-der-seine-Geleise-selbst-verlegt«. Wer noch keine koreanische Fabrik hat schallend lachen sehen, der hat noch nichts gesehen.

Ich hatte noch immer nicht mit Jimmy Rosen telefoniert. Endlich wurde ich in der Fabrik ans Telefon gerufen. In New York war es gegen einundzwanzig Uhr dreißig, als ich ihn endlich sprechen konnte.

»Franz, du blöder Hund, was machst du eigentlich in Südkorea?«

»Bitte, erwähne vor allem keinen Hund!«

»Seit Stunden versuche ich, dich zu erreichen. Patti Hall hat angerufen.«

»Sie hat angerufen? Sie höchstpersönlich? Sie benutzt wirklich ein gewöhnliches Telefon wie andere Sterbliche auch? Sie müßte doch eigentlich nur die Wolken, auf denen sie am Himmel thront, auseinanderschieben und ein wenig donnern!«

»Franz, glaub mir, du tätest besser daran, sie ernst zu nehmen. Sie hat mich angerufen, um mir zwei Dinge zu sagen: Erstens hat sie die Vergewaltigungsgeschichte auf dem Flughafen Dallas keineswegs geschätzt; einige ihrer Untergebenen hatten den Bogen überspannt. Das heißt, die Pressekampagne gegen dich ist inzwischen eingestellt worden. Mehr noch: dein angebliches Opfer hat die Klage bereits zurückgezogen und im Fernsehen öffentlich bekannt, daß sie sich nur hatte interessant machen wollen. Wir können das Mädchen jetzt unsererseits verklagen und von allen Zeitungen und Fernseh- oder Radiostationen, die die Falschmeldung verbreiteten, Schadenersatz verlangen...«

Mir konnte das nur recht sein, doch allein der Klang von Jimmys Stimme verriet, daß die zweite Nachricht so schlecht sein mußte, daß sie durch die erste nicht aufgehoben wurde.

»Die zweite Nachricht ist leider recht übel«, sagte denn auch Rosen bereits, wobei seine Stimme wie immer ruhig und leicht melancholisch klang. »Küß Patti Hall aus Dallas hatte dir eine Frist eingeräumt, während der du dich äußern solltest, ob du die Herausforderung zu diesem Duell annehmen willst oder nicht. Diese Frist ist heute mittag abgelaufen. Du hast dir nicht einmal die Mühe gemacht, eine Antwort zu geben. Miss Patti ist höchst unzufrieden. Sie hat den Eindruck, als ob du sie nicht ernst nähmest. Sie läßt dir ausrichten, daß du, wenn du nicht in genau sechzehn Stunden vor ihrer Ranch stehst...«

»Im Hemd, mit nackten Füßen und einem Strick um den Hals, wie die Bürger von Calais...«

»Diese Bürger kenne ich nicht; komm einfach so, wie du bist, denn wenn du nicht da sein solltest, wird sie in den dreißig Minuten, die dem Ablauf der Frist folgen, die Feindseligkeiten eröffnen.«

»Was will sie eigentlich unternehmen? Ein Kopfgeld aussetzen? Wie es zu Zeiten des Wilden Westens den Daltons und Jesse James geschah?«

»Sie wird ihre politischen Freunde in Washington bitten einzugreifen. Der Senat wird augenblicklich eine Untersuchung über die Frage einleiten, wie es einem sehr jungen, ausländischen Finanzier hatte gelingen können, innerhalb von wenigen Monaten mit Immobilienspekulationen auf amerikanischem Boden zwischen fünfzig und sechzig Millionen zu verdienen. Aber das ist natürlich nur ein kleiner Teilaspekt in der Gesamtstrategie, mit der sie dich buchstäblich vernichten will.«

Ich wurde zornig:

»Ich habe in meinen ganzen Leben nichts Ungesetzliches getan!«

»Das weiß ich, Franz. Trotzdem wirst du es mit drei bis vier ehrenwerten Senatoren zu tun haben. Und deren Teams. Ein Jahr lang, vielleicht auch länger, wird der einfache Kauf eines Hamburgers für dich zu einer Staatsaktion werden. Natürlich werden sie sich nicht darauf beschränken, dir so leichte Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Dein ganzes Leben wird überprüft werden, die banalste Transaktion, die einfachste Finanzierung... Du kannst sicher sein, daß die Steuerfahndung sich eingehend mit dir beschäftigen wird, nicht nur in Amerika, sondern auch in Frankreich, wo du ja deinen Hauptwohnsitz hast; die Grenzpolizeien aller Länder werden in ihren Unterlagen nach diesem Cimballi, Franz, suchen, der es gewagt hat, sich über eine Patti Hall lustig zu machen, und mich würde es nicht wundern, wenn sie auch noch FBI und CIA einschalten würden. Franz, kein Mensch auf dieser Welt kann einer solchen Treibjagd unbeschadet entkommen, auch der stärkste nicht.«

»Ich habe mir nichts vorzuwerfen«, sagte ich, zitternd vor Wut.

Jimmy sprach sanft, fast ein wenig traurig, beeindruckend geduldig und eindringlich. Ich atmete tief durch und versuchte, meine Fassung wiederzuerlangen:

»Du meinst, ich muß dieser Aufforderung, das heißt, diesem Ultimatum nachkommen und von Südkorea nach Texas fliegen, nur um das Selbstbewußtsein dieser verrückt gewordenen Milliarden-Erbin zu stärken?«

Schweigen. Jimmy machte sich nicht einmal die Mühe, meine Frage zu beantworten. Ich schaute aus dem Fenster auf dieses wunderschöne Land des Ruhigen Morgens. Ich fühlte mich verspottet, hatte aber keine Zeit, lange meine Wunden zu lecken.

Wo, um Himmels willen, lernt man den ehrenwerten Beruf eines Lokomotivführers innerhalb von wenigen Stunden?

Wir landeten. Ein Wagen mit dem Kennzeichen PH 3 (PH für Patti Hall natürlich) wartete direkt am Flugzeug, mit dem ich in Dallas gelandet war, auf mich. Drei Frauen, die nicht gerade sehr schön waren, dafür sich aber durch harte, kalte, wachsamen Augen auszeichneten, stellten das Begrüßungskomitee dar.

»Frank Cimbalo?«

»Ich heiße Cimballi, mit Vornamen Franz.«

Man bat mich, auf der Rückbank Platz zu nehmen, doch die Reise dauerte nicht lange; wir verließen nicht einmal das Flugfeld. Vor einem der großen Sikorskys, in denen fünfundzwanzig Passagiere Platz finden, hielt der Wagen an. Doch dieser hier war innen so luxuriös ausgebaut worden, daß gerade noch zehn Menschen gemeinsam fliegen konnten. Mir verschlug es den Atem: der Stil erinnerte stark an Napoleon III. Rosa herrschte vor, mit Intarsien aus vergoldetem Kupfer... halt, nein, das war ja echtes Gold!

Abwechselnd Gold, Perlmutter und Elfenbein. Dichte Vorhänge schufen Behaglichkeit, so daß man vergaß, daß man in einem der modernsten Hubschrauber saß. Der Teppichboden war so dick, daß man bis zu den Knöcheln darin versank, und einem Rasen täuschend echt nachgebildet. Das Überraschendste habe ich mir bis zum Schluß aufbewahrt: eine riesige Badewanne aus rosa Marmor mit Schwanenhals-Hähnen aus purem Gold.

»Miss Pattis persönliche Badewanne, nehme ich an?«

»Ja.«

»Sie badet in aller Öffentlichkeit?«

»Miss Patti beschäftigt in ihrem persönlichen Bereich ausschließlich Frauen.«

Stimmt. Selbst die Piloten waren Pilotinnen.

»Ich würde gerne ein Bad nehmen. Es stört mich keineswegs, daß mir nur Damen Gesellschaft leisten. Ich hätte auch nichts dagegen, wenn eine von Ihnen mir den Rücken wäscht.«

Ich hatte noch nie in einem Hubschrauber ein Bad genommen, und die Erfahrung reizte mich. Doch ich hatte kein Glück. Die Damen schienen mich wohl nicht sonderlich zu mögen.

Sobald wir das riesige Stadtgebiet Dallas-Fortworth verlassen hatten, wurde der Himmel klar. Der Zeitunterschied zwischen Südkorea und Texas beträgt neun Stunden. Man hatte mich ohne Verzögerung von Pusan nach Seoul gebracht, wo ich ein Flugzeug mietete und mich nach Tokio fliegen ließ. Dort erreichte ich in letzter Sekunde das Flugzeug nach Los Angeles mit Direktanschluß nach Dallas. Hier war es ein Uhr nachmittags, während es für mich vier Uhr morgens war. Ich war müde. Der Sikorsky verließ seine Flughöhe.

Eine Minute später entdeckte ich die beiden Lokomotiven.

Ihre Nasen berührten sich beinahe, so, als ob sie sich über höchst private Dinge unterhielten. Aus den Kaminen quollen leichte Dampfwolken, die die Ungeduld der alten Römer verrieten, endlich in Bewegung gesetzt zu werden.

Ich sprang aus dem Hubschrauber und versuchte, einen möglichst würdigen Eindruck zu machen. In der Nähe der Lokomotiven standen eine Gruppe Männer und Frauen, die in verschiedenen Autos eingetroffen waren. Ich erkannte niemand, und niemand beachtete mich.

»Die linke Lokomotive wurde Ihnen zugeteilt, Mister Cimballo. Sollten Sie allerdings die andere vorziehen, haben Sie selbstverständlich das Recht dazu. Miß Patti ist dies gleichgültig.«

Eine der Frauen, die mich am Flughafen Dallas abgeholt hatten, war anscheinend dazu auserwählt worden, mir die für unser Duell notwendigen Informationen zu erteilen.

»Und wo befindet sich Miss Patti?«

»Sie wird in Kürze eintreffen.«

»Was sind denn das für Leute, die hier herumstehen?«

»Journalisten. Und natürlich die Zeugen und Adjutanten und der Oberschiedsrichter, ohne die ein richtiges Duell nicht durchgeführt werden kann.«

Ich war müde, hatte Hunger und träumte vor allem von einer ausgiebigen Dusche. Unter der Sonne von Texas (*the highest in the world, of course*) war es kaum aushaltbar. Überall grenzenloser Horizont. Kein Haus, kein Zaun, nichts... Die Oberfläche war leicht gewellt und verstärkte damit noch den Eindruck der Endlosigkeit. Die einzige Spur, die von Menschenhand in die Erde gezogen worden war, waren diese schnurgeraden Eisenbahnschienen, die ich mindestens zehn Kilometer weit mit den Augen verfolgen konnte.

»Und was passiert, wenn uns ein Zug entgegenkommt?«

Keine Antwort. Ich drehte mich um. Meine Begleiterinnen waren gerade dabei, wieder in den Hubschrauber zu steigen. Jetzt wurde ich wirklich zornig, denn ich kann es nun einmal nicht ertragen, wenn man mich so ostentativ links liegen läßt. Ich überlegte schon, wie ich wohl den Sikorsky in die Luft sprengen konnte, da wurde ich von einer der Lokomotiven aus angerufen:

»Hey!«

Ich schaute mich um und entdeckte den Mann, der eine riesige Schirmmütze trug, die offensichtlich aus der gleichen Zeit stammte wie die Lokomotive, von der aus er mir zuwinkte. Trotz der Hitze trug er einen langen Frack, die Uniform der französischen Lokomotivführer vor hundert Jahren. Der Mann war so schwarz wie Lakritze, was allerdings

nichts mit der Kohle zu tun hatte, mit der seine Lokomotive befeuert wurde; seine Haut war von Natur aus schwarz. Ich ging zu ihm. Er lächelte mir zu, der einzige, der seit meiner Landung in Dallas anscheinend Anteil an mir nahm.

»Kommen Sie doch zu mir; dann sind Sie wenigstens im Schatten.«

Ich schwang mich hoch:

»Danke.«

Er bot mir einen Whisky an; ich lehnte dankend ab.

»Sie machen einen Fehler«, kommentierte er meine Geste, »das ist reiner irischer Whisky. Rye. Kein so Schund wie dieser Bourbon, den sie hier trinken. Wir Iren...«

Ich schaute ihn verblüfft an. Rein äußerlich gesehen, wirkte er wie eine Mischung aus Mohamed Ali und Louis Armstrong. Ich wäre wirklich nicht auf die Idee gekommen, einen Iren vor mir zu haben. Er amüsierte sich königlich:

»Aus dem Süden Irlands, dem freien Irland«, präzisierte er, »das erklärt auch meine etwas gebräunte Haut. Ich heiße O'Shaughnessy.«

Er genehmigte sich einen tiefen Schluck.

»Sie sind also Franz Cimbali?«

Der erste, der nicht nur freundlich zu mir war, sondern auch meinen Namen nicht verstümmelte und meinen richtigen Vornamen wählte.

»Höchstpersönlich.«

»Ich erinnere mich an Sie. Die Geschichte mit dem Kaffee. Als Sie in einem abgeschabten Anzug auf Ihrer Insel im Pazifik auf Millionen Kaffeesäcken saßen...«

»Nicht im Pazifik, eine Antilleninsel...«

»Ist ja nicht so wichtig. Ich habe mich auf alle Fälle königlich amüsiert. Heiliger Sankt Patrick! Was habe ich gelacht:

›In vier Tagen wird Cimbali keine einzige Kaffeebohne mehr besitzen!‹

Sie haben wirklich die ganze Welt verarscht!«

Er spitzte die Ohren, genehmigte sich einen neuerlichen Schluck von seinem irischen Whisky und deutete dann in den Himmel.

»Sie kommt. Calamity Jane höchstpersönlich. Ich garantiere Ihnen: so schnell werden Sie mit der Kleinen nicht fertig.«

Ich schaute wie Jean Gabin in *Bestie Mensch* aus dem schmalen Seitenfenster der Lokomotive in den Himmel und entdeckte den Hubschrauber, der langsam herabsank. Ich war erstaunt, denn der Hubschrauber, in dem die Milliardärin transportiert wurde, war kleiner als der Sikorsky, der mich wohl hatte beeindrucken sollen.

Inzwischen war es ein Uhr neunundzwanzig geworden. Der Höhepunkt dieses denkwürdigen 6. Juli stand unmittelbar bevor.

Patti Halls violette Augen fixierten mich; sie allein hätten es gelohnt, von Südkorea nach Amerika zu schwimmen. Auch der Rest war gar nicht übel und wäre sogar hervorragend gewesen, wäre da nicht diese verächtlich aufgeworfene Oberlippe gewesen und dieser Dünkel, der sich in ihrem ganzen Körper ausdrückte. Sie hatte Reithosen an, die entsprechenden Stiefel und trug dazu eine cremefarbene Bluse und ein kleines, genau auf ihre Haare abgestimmtes Halstuch mit Monogramm.

»Cimballo?«

»Ja. Miß Patta?«

Sie ging mir mit ihrem ewigen Cimballo langsam auf die Nerven, zumal ich mir sicher war, daß sie meinen Namen absichtlich verstümmelte. Zu meinem Erstaunen reagierte sie auf dieses ›Patta‹ nicht, sondern fuhr einfach fort:

»Einen Punkt möchte ich mit Ihnen abklären: Diese vulgäre Vergewaltigungsgeschichte auf dem Flughafen Dallas war nicht mit mir abgesprochen worden. Ich bin also höchstens indirekt dafür verantwortlich. Die Betroffenen wurden bereits

bestraft, und ich bitte Sie, meine Entschuldigung zu akzeptieren. Ich bin jederzeit bereit, eventuelle Schadenersatzansprüche zu prüfen, sollten sich diese in einem vernünftigen Rahmen bewegen.«

Ich hörte ihr gar nicht richtig zu. Fotografen, Kameralaute und Toningenieure hatten sich genähert, kümmerten sich aber in der Hauptsache um Patti Hall. Im Gefolge der Techniker kamen drei würdevoll aussehende Männer zu unserer Lokomotive.

»Unsere Zeugen«, erklärte Patti Hall. »Richter Harrison Forbes, Richter Nicholas Ortiz und Richter John Henry Manners. Die drei Herren befinden sich seit einiger Zeit im Ruhestand, so daß sie keine Berufskonflikte auszutragen haben, und erfreuen sich in unserem Texas eines ausgezeichneten Rufes.«

Der jüngste der drei war wohl an die siebzig Jahre alt. Steif verbeugten sie sich. Forbes, anscheinend der Oberboß, hielt eine kleine Rede, in der ein gewisser Colonel Everett Julius Hall vorkam, der sich mit einem anderen Idioten namens Otis Waco Cunningham am 17. Juni 1874 ein glorreiches Duell mit Lokomotiven geliefert hatte. Wie üblich, konnte ich meinen Schnabel nicht halten:

»Ich hoffe, Sie haben diesen Unsinn mit ihrem Leben bezahlt!«

»Ja, junger Mann«, antwortete der ehemalige Vertreter irdischer Gerechtigkeit, »sie starben als Helden.«

»Und befinden sich heute hoffentlich im texanischen Ehrenhimmel.«

Hätten Blicke töten können... Die Herren und ihre Entrüstung konnten mich nicht tangieren. Ich hatte Hunger und Durst und fiel beinahe um vor Müdigkeit. Lässig setzte ich mich auf das steile Trittbrett und sagte zu O'Shaugnessy, den einzigen schwarzen Iren, den ich kennenlernen sollte:

»Ich glaube, ich werde jetzt doch Ihr Angebot annehmen und mir einen Schluck des irischen Feuerwassers genehmigen.«

Er reichte mir die Flasche.

Der Richter im Ruhestand Forbes begann, die Regeln des Duells zu erklären, wobei er nicht etwa zu mir, sondern zu der Fernsehkamera sprach: Patti Hall und ich sollten je eine der Lokomotiven besteigen (wie überraschend!). Er konnte sich nicht verkneifen hinzuzufügen, daß die beiden Lokomotivveteranen authentische Zeugen der Eroberung des Wilden Westens waren, die eine, eine *Roger 11g* aus dem Besitz der Central Pacific, die andere, eine *Jupiter 60*, aus dem Besitz der Union Pacific. Delikaterweise hatte Patti Hall die Lokomotiventypen ausgewählt, die am 10. Mai 1869 mit ihrer historischen Begegnung Schnauze an Schnauze das Symbol der Eroberung des nordamerikanischen Kontinentes mit Hilfe der Eisenbahn darstellten: Die Ost- und die Westküste waren an diesem Tag zum ersten Mal mit einem Schienen-Strang verbunden worden. Nun, der Richter kam wieder auf unser Duell zu sprechen: Patti und ich sollten unsere Lokomotiven, eventuell mit Hilfe eines ausgebildeten Lokomotivführers, jeweils eine Meile zurücksetzen (eintausendsechshundert Meter), damit wir richtig Anlauf nehmen konnten. Anschließend dann volle Pulle voraus (die Hilfskräfte hatten, den Vorwärtsgang und die maximale Geschwindigkeit einmal eingestellt, abzuspringen), so daß ein Zusammenprall unvermeidlich war. Dieser Zusammenprall mußte für jeden, der auf der Lokomotive blieb, tödlich ausgehen. Derjenige von uns, der es am längsten auf dem Führerstand der Lokomotive aushielt, hatte gewonnen. (1874 waren weder Everett Julius Hall noch Otis Waco Cunningham rechtzeitig abgesprungen und so als Helden und entsetzliche Dummköpfe gleichzeitig ums Leben gekommen.)

Ich war inzwischen beim dritten, tiefen Schluck Whisky angekommen, fühlte mich sehr beschwingt und fragte O'Shaughnessy:

»Wie heißt du mit Vornamen?«

»Mick.«

»Ich bin Franz.«

Er meinte, es sei eine ausgezeichnete Idee, sich mit dem Vornamen anzureden (die englische Sprache macht ja zwischen dem Du und dem Sie keinen Unterschied, so daß es da sowieso keine Probleme gab) und nahm mir die Flasche wieder ab. Forbes, der immer mehr die Gerechtigkeit (mit verbundenen Augen, also blind) verkörperte, leierte immer noch seinen Vortrag herunter, so wie er früher seine Urteilsverkündungen heruntergeleiert hatte. Er erklärte, die Lokomotiven befänden sich auf privatem Grund und Boden, dem Besitz der Halls, der ungefähr zweihunderttausend Hektar umfasse, und die Länge der verlegten Geleise betrüge alles in allem rund einhundertfünfzig Kilometer. Die Sache war im Grunde ganz einfach: Die Halls hatten eine Privateisenbahn in ihrem Garten, und dieser Garten war so groß wie ein französisches Department.

»Haben Sie gelernt, eine Lokomotive zu bedienen, Mister?«

Ich lachte schallend (der Whisky tat seine Wirkung):

»Keineswegs.«

»In diesem Fall wird Ihnen ein ausgebildeter Lokomotivführer zur Hand gehen.«

Patti Hall wußte anscheinend, wie man diese alten Dampffröscher bedient. Wahrscheinlich hatte sie seit ihrer frühesten Kindheit damit gespielt.

»Bitte nehmen Sie Ihre Plätze ein«, forderte Richter Forbes uns auf.

Einige Sekunden lang blieb die Zeit stehen. Die Fotografen und Kameramänner machten sich bereit. Die Gespräche waren

verstummt. Ich selbst machte mir Sorgen (vorsichtig ausgedrückt; um der Wahrheit die Ehre, zu geben: ich machte beinahe in die Hosen vor Angst).

»Bitte nehmen Sie Ihre Plätze ein«, wiederholte Forbes.

Patti Hall hatte keine Sekunde gezögert, sondern sich sofort in den Führerstand der *Roger 119* geschwungen und dabei auf die Hilfe der schnell herbeigeeilten Diener verzichtet. Sie trug derbe Lederhandschuhe.

Ich selbst war aufgestanden und hatte meinen Platz neben Mike O'Shaughnessy eingenommen. Das Kohlenfeuer rötete sein schwarzes Gesicht.

»Mir ist nicht ganz wohl zumute, wenn du es genau wissen willst«, sagte er.

»Noch eine Minute!« rief Forbes.

»Ich riskiere mit großer Wahrscheinlichkeit, hinausgeworfen zu werden«, fuhr mein irischer Neger fort. »Sie wird sich nicht damit zufrieden geben, mich vor die Tür zu setzen; sie wird mir die größten Schwierigkeiten bereiten. Und mit sechs Milliarden Dollar im Hintergrund ist man ganz schön mächtig. Mächtiger als der Präsident der Staaten, der ja höchstens acht Jahre im Amt bleiben kann...«

»Zehn Sekunden!« schrie Forbes.

»Mir ist dabei nicht ganz wohl zumute, aber ich werde es trotzdem tun«, sagte O'Shaughnessy entschlossen.

Plötzlich lachte er schallend.

»Go!« rief Forbes.

O'Shaughnessy lachte immer noch und setzte die *Jupiter* in Gang. Patti Hall löste die Bremsen der *Roger*. Die Gruppe der Fotografen und Kameralleute verschwand aus meinem Blickfeld. Mein schwarzer Ire lachte immer heftiger und konnte kaum noch reden:

»Ich werde es tun, und zwar aus zwei Gründen. Erstens einmal wegen der fünfzigtausend Dollar, aber vor allem wegen Ihres New Yorker Rechtsanwaltes... Lapino, wenn ich mich richtig erinnere...«

»Lupino. Jo Lupino.«

»... wegen Ihres Lupinos, der natürlich recht hat. Es wäre wirklich schade, diese beiden wunderschönen Lokomotiven einfach zu ruinieren. Nicht nur schade, sondern der größte Blödsinn auf der Welt. Ich liebe diese alten Dampfzöcher. Seit zweiundzwanzig Jahren kümmerge ich mich um sie, und sie laufen einwandfrei. Jetzt werde ich sie nicht wegen einer verrückt gewordenen Milliardärin aufs Spiel setzen.«

Patti Hall, die immer noch *nur wenige Meter* von uns getrennt war, wurde sich endlich bewußt, welches Manöver mein schwarzer Ire Mike O'Shaughnessy durchführte. Sie streckte ihren Kopf aus dem kleinen Seitenfenster und schrie etwas, was ich nicht verstehen konnte. Freundlich war es sicher nicht... Denn O'Shaughnessy führte genau die Anweisungen aus, die Lupino ihm in meinem Namen gegeben hatte: er hatte nicht den Rückwärtsgang eingelegt, sondern den *Vorwärtsgang*, so daß die beiden Lokomotiven den immer gleichen Abstand einhielten, Nase an Nase (oder sagt man bei Lokomotiven Schnauze an Schnauze?), als ob sie sich inniglich liebten. Patti Halls *Roger* wurde immer schneller, aufgrund der eigenen Geschwindigkeit, aber auch aufgrund der Schubkraft unserer Lokomotive, die die der Milliardärin zu einem willenlosen Spielzeug werden ließ.

Die kleine Gruppe der dem Duell Beiwohnenden war inzwischen sehr klein geworden, denn unsere Geschwindigkeit nahm laufend zu.

»Miß Patti Hall würde gerne bremsen und den Vorwärtsgang einlegen«, erklärte mir O'Shaughnessy, »doch das schafft sie nicht. Ich habe ihre Lokomotive entsprechend vorbereitet. So wie wir sie jetzt schieben, wird sie genügend Fahrt aufnehmen, um eine komplette Runde zu drehen. Müßte ihr eigentlich Spaß machen...«

Wir hatten zwei, drei Kilometer zurückgelegt. Die *Jupiter 60* hatte ihre Höchstgeschwindigkeit erreicht.

»Die läuft nicht schlecht, wie«, fragte mein schwarzer Irländer stolz.

Ich beugte mich wieder einmal hinaus und entdeckte endlich das kleine Wäldchen, an dem ich mich laut Jo Lupino orientieren sollte.

»Mick, wir sind gleich da.«

Patti Hall hatte inzwischen eingesehen, daß alle Versuche, ihre Lokomotive zum Stehen zu bringen, sinnlos waren, und hatte sich auf das Trittbrett gesetzt, steif und stolz, die Haare im Wind flatternd. Einen Augenblick hatte ich befürchtet, das verrückte Huhn würde versuchen, abzuspringen... sie gab sich damit zufrieden, ostentativ zu schmollen.

Plötzlich verlangsamte O'Shaughnessy die Fahrt; auch er hatte das Wäldchen entdeckt. Die zwei Lokomotiven trennten sich endlich. Die *Roger* setzte ihre Reise mit der gleichen Geschwindigkeit fort, während wir dicht bei einem Trampelpfad hielten. O'Shaughnessy manipulierte noch

verschiedene Hebel, während ich bereits abgesprungen war. Als er zu mir kam, schauten wir wie auf ein geheimes Kommando der Lokomotive Patti Halls nach; die von den Halls konstruierte Gleisanlage war erfreulicherweise rund. Sonst wäre Patti Hall womöglich bis nach Wyoming oder Kanada gefahren.

Ich schlug, von dem irischen Neger gefolgt, den Trampelpfad ein. Eine Minute später sahen wir von Pattis Lokomotive nur noch den aufsteigenden Rauch. Zwei Kilometer schweigender Marsch durch die Hitze, dann kamen wir endlich zu einem der vielen großen Tore, die den Besitz der Halls begrenzten.

Wie verabredet, wartete ein Wagen auf uns. Jo Lupino amüsierte sich königlich:

»Alles geklappt, Franz?«

»Ja.«

Komischerweise steckte mich seine Fröhlichkeit nicht an. Ich wußte, daß das Abenteuer noch nicht beendet war. Jo fragte weiter: »Und die schöne Patti ist immer noch die Gefangene ihrer Lokomotive?«

Lachend ließ er den Motor an und fuhr los. Ich drehte mich ein letztes Mal um. Über dem Portal stand in Großbuchstaben:

›UND AM ACHTEN TAG SCHUF GOTT TEXAS!‹

Ich warf O'Shaughnessy einen Blick zu; auch er war von Lupinos Fröhlichkeit nicht angesteckt worden, der endlich bemerkte, daß wir eher Trauerklößen ähnelten, und uns fragte:

»Was ist denn los? Warum macht ihr denn solche Gesichter?«

Meinen Kopf gegen die Stütze fallen lassend, trank ich einen Schluck eisgekühlten Tee aus der Thermosflasche und sagte todmüde: »Jo, ich habe den Eindruck, als ob ich den Dritten Weltkrieg ausgelöst hätte. Weck mich in Dallas.«

Ich sagte zu Paul Hazzard:

»Wo hast du nur gesteckt?«

Er war aufs Meer gefahren zum Angeln! Unerreichbar für die Welt, ohne Radio, Fernsehen oder Zeitungen.

»Franz, in der letzten Zeit habe ich gearbeitet wie ein Stier; und als ich wußte, daß du bei meinem Immobiliengeschäft mitmachst, ich folglich den Bankiers die Stirn bieten kann, da...«

Da hatte er sich einfach, in galanter Begleitung natürlich, einen Ausflug aufs Meer erlaubt! Ich hätte ihn umbringen können!

»Paul, erstens habe ich dir keineswegs versprochen, bei dem Immobiliengeschäft mitzumachen...«

»Jimmy Rosen hatte mich angerufen und mir mitgeteilt, daß die notwendigen fünfhunderttausend Dollar zu meiner Verfügung bereitgehalten würden. Ich habe aus meiner eigenen Tasche den Betrag auf eine Million Dollar aufgestockt und die Option in einen Kaufvertrag umgewandelt. Das Grundstück können wir jederzeit wieder verkaufen. Es wird uns aus der Hand gerissen...«

»Ich habe mich noch keineswegs fest entschlossen. Auch wenn Rosen die fünfhunderttausend Dollar bereitgestellt hat.«

Das stimmte. Während meines Rückfluges von Südkorea hatte ich mich, um mich vor meinem bevorstehenden Duell mit Patti Hall abzulenken, mit einigen Berechnungen vergnügt, so wie sich andere mit Kreuzworträtseln die Zeit vertreiben, und in Los Angeles in der Stunde, in der ich auf meinen Anschluß wartete, sogar verschiedene Telefongespräche geführt, so mit Li und Liu in San Francisco, die sich auf dem Immobilienmarkt ausgezeichnet auskannten, und den Architekten, die für mich das Kasino in Atlantic City gebaut hatten. Ich hatte inzwischen recht genaue Vorstellungen von

dem, was man mit einem Grundstück wie dem von Paul Hazzard vorgeschlagenen wohl anstellen konnte.

Vorstellungen schon, aber noch keine Lust, diese Vorstellungen auch zu realisieren.

»Hier in Dallas...«

Der Texaner schaute mich von seinen zwei Metern und fünf Zentimetern herab so verblüfft und gekränkt an, daß ich mitten im Satz abbrach. Wir befanden uns im Hotel *Fairmont* in Dallas an der Kreuzung der Akard Street und der Ross Avenue. Jo Lupino, der mir ausnahmsweise als Chauffeur gedient hatte – aber die Situation hatte wirklich Ausnahmen gerechtfertigt – und Jimmy Rosen waren bereit, mich zu beraten. Es fehlte nur noch Philip *Vandenbergh*, dann wäre mein nordamerikanischer Beraterstab vollständig gewesen. Paul schüttelte traurig seinen Kopf:

»Warum sagst du: ›Hier in Dallas‹? Beschäftigt dich Patti?«

»Ich wäre nicht erstaunt, wenn sie mit ihrer Lokomotive hier im Hotel aufkreuzte und beide Dampf abließen.«

»Franz, im Augenblick gibt es keine Stadt auf der ganzen Welt, in der eine Immobilienspekulation soviel Geld einbringen kann wie in Dallas. Das weißt du ganz genau.«

»Vergiß eines nicht, mein Lieber: Die eine Hälfte der Stadt gehört Patti Hall. Und die andere wird von ihr kontrolliert.«

»Sie hat sich mit ihren Lokomotiven einen Spaß erlaubt, das ist alles. Gut, gut, beruhige dich schon; ich räume ja ein, daß ihr Humor etwas ausgefallen sein kann.«

Ich lachte gezwungen. Wirklich komisch, sich mit Lokomotiven gegenseitig umzubringen! Auf eine solche Art von Humor konnte ich verzichten.

»Franz, ich kenne Patti seit meiner Kindheit. Vor ihrer ersten Hochzeit sind wir sogar häufig zusammen ausgegangen. Übrigens, nach ihrer Scheidung ebenfalls.«

Er entwickelte lang und breit eine Theorie, laut derer Patti nie ernsthaft gegen mich vorgehen würde... vor allem dann nicht, wenn unsere augenblickliche Partnerschaft bekannt würde, denn schließlich seien sie seit mehr als zwanzig Jahren befreundet. Er glaubte anscheinend wirklich an das, was er da erzählte, und es wäre ihm beinahe gelungen, mich zu überzeugen. Jimmy Rosen, der sich ebenfalls mit dieser Grundstücksspekulation beschäftigt hatte, war davon überzeugt, daß es sich um ein selten aussichtsreiches Unternehmen handelte. Genau wie Jo Lupino, der den beiden eifrig zustimmte.

Wir waren in die schönste Diskussion verstrickt, als das Telefon läutete. Jimmy hob ab und reichte mir sofort den Hörer weiter. Die Stimme war nicht nur charmant, sondern sogar verführerisch.

»Patti am Apparat. Kann ich Sie sprechen? Ich bin hier unten im Hotel, in der Halle.«

»Natürlich habe ich mir nur einen Scherz erlaubt«, eröffnete sie das Gespräch. »Ich habe keine Sekunde vorgehabt, Ihr Leben aufs Spiel zu setzen, und meines noch weniger.«

Sie hatte mit dem Duell anscheinend nur eines vorgehabt: mich einschätzen zu können. Die *Jupiter 60* und die *Roger 119*, die bei diesem Duell eingesetzt worden waren, waren Originale und keine Nachbildungen; eine Patti Hall hätte nie zugelassen, daß das Familienerbe – das zudem der texanischen Nation gehörte; denn von diesen Lokomotiven gab es weit und breit keine anderen Exemplare mehr – zerstört würde.

»Man hat mir gegenüber behauptet, Sie seien intelligent. Hatten Sie wirklich geglaubt, ich bestünde auf diesem Duell?«

Dann fragte sie mich, was ich eigentlich mit dem alten O'Shaughnessy vorhabe; es wäre überaus freundlich von mir,

wenn ich ihn wieder auf die Ranch der Halls zurückschickte. In ihren Augen war O'Shaughnessy der einzige Mann auf der Welt, dem sie die beiden wertvollen Lokomotiven anvertrauen konnte.

»Ich nehme an, daß Sie ihm eine hübsche Stange Geld bezahlt haben. Ich nehme ihm sein Verhalten nicht übel. Ich weiß, daß ihm die Lokomotiven mehr bedeuten als alles auf der Welt. Wenn er die Arbeit wieder aufnimmt, verspreche ich ihm, und auch Ihnen, daß ich alles vergesse. Sie haben mein Wort. Das Wort einer Patti Hall.«

Völlig verwirrt schaute ich sie an. Soviel Entgegenkommen und guter Wille machte mich stutzig. Wir saßen in einem kleinen Konferenzraum, den die Hoteldirektion uns beflissen zur Verfügung gestellt hatte; ich hatte mich auf harte Waffenstillstandsverhandlungen gefaßt gemacht und war mir durchaus bewußt gewesen, als General im Verhältnis zu Patti Hall nur über eine ganz kleine Armee zu verfügen, und jetzt dies... Ihre Leibwache war vor der Tür geblieben. Sie lächelte mich verführerisch an; ihre violetten Augen strahlten, als ob sie der Sonne von Texas Konkurrenz machen wollten. Ich fragte mich unwillkürlich, ob sie mich auf den Arm nehmen wollte oder...

»Und aus welchem Grund wollten Sie mich unbedingt einschätzen können?«

Sie strahlte mich so an, daß selbst ein Eskimo geschmolzen wäre.

»Als ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung eine Blumenvase über den Kopf stülpte, wußte ich nicht, wer Sie sind. Unterdessen habe ich Erkundigungen eingezogen, und es war nicht schwer, Ihre vielfältigen Unternehmen und Erfolge herauszubekommen: den Sonnengürtel, das Safari Unternehmen, TENNIS-IM-HIMMEL, Ihre

Kaffeespekulationen und das Kasino in Atlantic City. Seither bin ich überzeugt, daß Sie der Mann sind, den ich brauche.«

»Als dritten Mann?«

Sie beugte sich grazil vor und war in diesem Moment wirklich eine verführerische Frau.

»Würde Sie das locken, Cimballo?«

Ich hatte plötzlich Schluckbeschwerden. *Diese Frau zu heiraten?* Obwohl sie wirklich verführerisch war, packte mich das Entsetzen. Ich log schamlos:

»Wen würde das nicht locken? Seitdem ich Sie zum ersten Mal sah, schlägt mein Herz nur noch für Sie!«

»Sie lügen abscheulich, mein Lieber«, sagte sie, ohne sich sonderlich aufzuregen. »Nein, es handelt sich nicht darum, mich zu heiraten. Sie brauchen folglich nicht Blaß zu werden.

Es geht um ganz andere Dinge. Wie groß ist Ihr Vermögen? Fünzig oder siebzig Millionen Dollar? Ich habe die Zahl vergessen. Ist auch nicht so wichtig.«

»Für Sie vielleicht nicht, für mich schon.«

»Ich verfüge über sechs Milliarden. So ungefähr. Mit einer Differenz von zweihundert oder dreihundert Millionen muß ich immer rechnen, das hängt von den Tageskursen der Börse ab. Dieses Geld gehört mir, aber ich habe es nicht selbst erarbeitet, nicht einmal einen Teil. Es stammt von Mama und von meinen Onkeln, die fast gleichzeitig gestorben sind. Bitte vergessen Sie nie, daß ich nur ein Mädchen bin.«

»Das ist mir bereits aufgefallen.«

»Nur ein Mädchen. Was bleibt mir im Leben anderes übrig als Jachten und Ehemänner zu sammeln?«

»Armes Kind. Hören Sie auf, sonst fange ich noch zu weinen an.«

»Jetzt spielen Sie nicht den Blödi; auch in Ihrem Normalzustand gehen Sie mir schon ganz schön auf die

Nerven. Die Tonne Nelken, okay, ich mag Blumen, aber die Stinktiere.«

Ich lachte zwanglos, blieb aber auf der Hut, denn ich war mir sicher, daß sie ein ganz bestimmtes Ziel verfolgte.

»Ohne Ihren Dreh mit den beiden Lokomotiven überhaupt zu erwähnen. Sie haben mich vor der gesamten Presse lächerlich gemacht. Und mir meinen besten Mechaniker gestohlen.«

»Ich werde ihn Ihnen wieder zurückgeben.«

»Ich hoffe doch. Doch damit sind wir noch nicht quitt. Im Grunde ist diese Frage allerdings nebensächlich, denn wir werden nicht ewig wie kleine Kinder spielen, die sich Fallen stellen. Ich habe Wichtigeres vor. Was halten Sie von Heckl und Jaeckel?«

»Den Raben?«

Sie lachte schallend:

»Daran habe ich nie gedacht, aber es stimmt schon, sie sehen aus wie Raben. Sympathische Kerle, nicht wahr?«

»Hinreißende Zeitgenossen. Ich frage mich, wie ich in meinem bisherigen Leben ohne die beiden zurechtkam.«

»Ihre ›Raben‹ sind nichts anderes als Schweinehunde«, sagte sie gelassen. »Häßlich, außerordentlich dreckig, abstoßend, bössartig und völlig hemmungslos. Aber ungemein schlagkräftig. Sie sprechen zusammen fünfzehn bis zwanzig Sprachen, so genau weiß ich das nicht. Mein Onkel hat sie jahrelang im Rahmen seiner Erdölgeschäfte eingesetzt, in der ganzen Welt, hat mit ihrer Hilfe Revolutionen geschürt oder unterdrückt und die Leute erpreßt, wenn nicht noch Schlimmeres. Ich spreche so offen, da wir allein sind. Selbstverständlich würde ich alles abstreiten, wenn auch nur ein einziger Zeuge unserem Gespräch beiwohnte. Und sogar abstreiten, sie überhaupt zu kennen. Onkel Bohlen hat sie manchmal an Freunde verliehen, so wie man gutdresierte Jagdhunde ausleiht. Es gibt nichts Widerwärtigeres als Heckl

und Jaeckel; ich habe sie zusammen mit den etwas mehr als drei Milliarden Dollar von Onkel Bohlen geerbt. Und wenn sie mir schon gehören, warum sollte ich sie dann nicht einsetzen?«

»Gegen mich?«

»Gegen Sie. Persönlich weigere ich mich, mit den beiden zu sprechen, und würde sie nicht einmal mit einer einen Kilometer langen Pinzette anfassen. Doch Sie, Sie werden das Vergnügen haben, mit Heckl und Jaeckel in hautnahen Kontakt zu kommen. Wo immer Sie sich aufhalten. Auf der ganzen Welt. Sie werden Sie keine Minute in Frieden lassen. Sie werden wissen, was Sie tun, was Sie unternommen haben und was Sie unternehmen wollen. Sie werden sie nicht sehen, aber sie werden sich immer in Ihrer Nähe aufhalten.«

»In Südkorea habe ich sie gesehen.«

»Weil sie wollten, daß Sie sie sehen. Sie müssen davon ausgehen, daß die Raben ihre stinkenden Schnäbel nur dann zeigen, wenn sie wollen. Wenn es zu ihrer Taktik gehört. Und ihre Taktiken sind noch widerwärtiger als sie selbst.«

»Wie lange soll dieses Spielchen dauern?«

»So lange, wie es notwendig ist. Ich habe den beiden praktisch unbegrenzte Kredite zur Verfügung gestellt.«

Sie trug fast keinen Schmuck; eine kleine Brillantenbrotsche, die die Buchstaben PH formte, und einen kleinen, herzförmigen Hänger zwischen ihren braungebrannten Brüsten. Ich mochte besonders ihre langen und feingliedrigen Hände und konnte mir durchaus vorstellen, jeden Finger einzeln zu küssen. Und den Rest, selbstverständlich... Doch, um offen zu sein, im Augenblick beschäftigte mich eher eine andere Idee: Ich hätte sie am liebsten über meine Knie gelegt, ihr den texanischen Rock hochgestreift, mit ihrem Slip eine gegensätzliche Bewegung vollführt und ihr eine tüchtige Tracht Prügel verabreicht. Dabei war ich mir allerdings nicht sicher, ob eine solche Verhaltensweise meinen Geschäften

nützlich war oder nicht, ich zwang mich, an anderes zu denken:

»Und welche Aufgabe haben Sie Ihren Raben gestellt?«

Ihre Augen leuchteten wärmer und heller als je zuvor:

»Sie zu ruinieren, Cimballo. Wenn meine Raben mit Ihnen fertig sind, dann haben Sie als Finanzier aufgehört zu existieren.«

Sie betonte, unser Kampf spiele sich ausschließlich auf dem Terrain der internationalen Hochfinanz ab (wobei ich meine Leser daran erinnern möchte, daß der Dschungel im Gebiet des Amazonas so friedlich ist wie ein öffentlicher Park in Lausanne, wenn man ihn mit dem Gebiet der internationalen Hochfinanz vergleicht).

»Ich werde weder meine politischen Freunde mobilisieren noch zu solch widerwärtigen Dingen wie auf dem Flughafen Dallas greifen, das verspreche ich Ihnen.«

Ich glaubte ihr sogar.

Das heißt...

Zufrieden fügte sie hinzu:

»Die ganze Welt wird unser Spielfeld sein. In allen Berichten über Sie wird Ihre Reiselust erwähnt und Ihre außergewöhnliche Begabung, von einem Flugzeug ins andere zu springen. Umso besser. Sie werden sicher wissen, daß mir einige Flug-, Schifffahrts- und Eisenbahnlinien gehören. Natürlich werden Sie Erkundigungen über mich einholen. Doch ich warne Sie: Ich selbst habe Monate gebraucht, um wenigstens ungefähr zu wissen, welche Gesellschaften mir gehören. Was immer Sie auch tun, ich werde es erfahren...«

Sie schaute mich beinahe nachdenklich an:

»So wie ich auch von diesem Projekt erfahren habe, das Sie mit Paul Hazzard planen.«

»Er behauptet, er sei einer Ihrer Jugendfreunde.«

»Das ist richtig.«

Schweigen. Ich wartete auf einen Kommentar, der es mir erlaubt hätte, ihre Haltung zu diesem Projekt besser einzuschätzen. Würde sie uns auch hier in Dallas Knüppel zwischen die Beine werfen? Doch sie gab sich damit zufrieden, mich anzuschauen. Der leicht ironische Ausdruck ihrer Augen konnte mir gar nicht gefallen. Der Gipfel aber war: Sie stellte selbst Fragen zu diesem Projekt:

»Werden Sie dieses Projekt weiterverfolgen? Ich weiß, daß Sie zusammen bereits eine Million Dollar investiert haben.«

Was konnte ich ihr schon antworten? Zu Paul hatte ich vor noch nicht einmal einer halben Stunde gesagt, ich wisse noch nicht, wie ich mich entscheiden werde. Wäre ich klug gewesen, dann hätte ich jetzt beteuert:

»Nein, nein, ich werde dieses Projekt nicht weiterverfolgen, das im übrigen noch gar kein Projekt ist. Ich werde mich um andere Geschäfte kümmern, sichere Geschäfte, bei denen selbst Sie mir nicht in die Wege kommen können.«

Ich hätte mich bescheiden, mit dem nächsten Flugzeug Dallas verlassen, nach Saint-Tropez fliegen und meine niedlichen Zehen in der Sonne bräunen lassen können, Dallas, Texas und die wunderschöne, aber doch auf die Nerven gehende Patti vergessend.

Doch mit meiner schon beinahe natürlichen Dummheit nahm ich wieder einmal einen Fehdehandschuh auf:

»Ja, ich werde dieses Projekt weiter verfolgen. Ob Ihnen das nun gefällt oder nicht. Und richten Sie bitte Ihren Raben aus, sie sollten sich vor Käfigen in acht nehmen.«

»Sie hat folglich offengelassen, ob sie Paul und dich bei eurem Projekt in Dallas ärgern will.«

Jimmy Rosen hatte meinen Bericht zusammengefaßt. Vor einer Stunde hatte Ihre Majestät Patti Hall, begleitet von ihrer weiblichen kaiserlichen Garde, das Hotel verlassen.

»Sie wird uns in Ruhe lassen«, meinte Paul Hazzard. »Ich kenne sie jetzt seit mehr als fünfundzwanzig Jahren. Ihre Onkel, die wahrlich keine Samariter waren, haben meinem Vater geholfen, als dieser in Venezuela Schwierigkeiten hatte. Sie haben ihm sogar zu einer Zeit Geld geliehen, als bei den Banken der Name Hazzard einen noch größeren Widerwillen auslöste als heute. Mein Vater hat alle Schulden inklusive Zinsen bezahlt; wir schulden den Halls keinen Cent. Glauben Sie, ich hätte die Option in einen Kaufvertrag umwandeln können, hätten Pattis Beauftragte auch nur mit dem kleinen Finger gewinkt? Man hat mich gewähren lassen, weil ich ein Hazzard bin und ich das Recht habe, mich in den privaten Jagdgründen der Halls aufzuhalten. Glauben Sie wirklich, daß Patti mit der Tradition bricht und mich massakriert?«

Er würde Stunden sprechen, ließe man ihn gewähren, und dabei die immer gleichen Argumente vorbringen: Er ist davon überzeugt, daß Patti Hall mich bis in die Wüste Gobi verfolgen wird, um mich um meinen letzten Cent zu bringen... aber nicht in Dallas. Nicht bei meinen gemeinsamen Geschäften mit Paul Hazzard.

»Es liegt in deinem eigenen Interesse, dieses Immobiliengeschäft mit mir durchzuziehen«, schloß er triumphierend.

Er ging mir auf die Nerven, aber wahrscheinlich hatte er recht.

Erstaunt stellte ich fest, daß wir immer noch den 6. Juli hatten; ich hatte den Eindruck, seit drei Wochen kein Bett mehr gesehen zu haben, dabei war es erst fünf Tage her, daß mir eine Vase mit Nelken über den Kopf gestülpt wurde. Ich hatte unterdessen ein Duell mit Lokomotiven hinter mir und war in Südkorea gewesen (oder hatte ich das nur geträumt?). Die Ereignisse hatten sich überschlagen, so daß ich meine kleine Familie in Saint-Tropez völlig vergessen hatte. Bei meiner Abreise hatte ich behauptet, in spätestens vier Tagen wieder zurückzusein. Höchste Zeit, dort anzurufen. Gott sei Dank wies mich die Dame in der Telefonvermittlung darauf hin, daß es in Dallas zwar acht Uhr abends, in Frankreich aber drei Uhr morgens war.

Den restlichen Abend verbrachten wir mit heftigen Diskussionen. Ich informierte Paul, Jimmy und Jo Lupino über die Vorstellungen, die ich während meines Rückfluges von Südkorea entwickelt hatte. Paul widersprach heftig; er hatte sich eine Art Büroturm vorgestellt, der unter Umständen sogar seinen Namen tragen sollte. Wir sprachen bis tief in die Nacht miteinander, bis ich sie endlich alle überzeugt hatte.

Am nächsten Morgen, am 7. wollte ich über New York und Paris nach Nizza fliegen.

Doch die Entwicklung überholte mich. Eigentlich wollte ich in New York nur einen kurzen Zwischenaufenthalt einlegen und dann mit der Concorde der Air France nach Paris fliegen. Das Schicksal hatte anderes mit mir vor. Ich hatte meinen dritten amerikanischen Rechtsanwalt mit einer Arbeit beauftragt, die ihn mehrere Tage in Anspruch nehmen würde, doch dieser beeindruckend tüchtige Mann hatte die Aufgabe bereits erledigt.

Ich verabscheute Philip Vandenberg aufgrund seiner Kälte, seines Hochmuts (er stammte aus Boston und hatte sein Studium selbstverständlich in Harvard absolviert) und seiner verächtlichen Miene, die er aufsetzte, sobald er mich erblickte, denn er wiederum konnte mich nicht ausstehen. In unserer gegenseitigen Ablehnung schwang so etwas wie Komplizentum mit; seit vier Jahren arbeiteten wir zusammen (ich bezahlte ihn fürstlich!) und hatten so manches Ding gemeinsam gedreht.

Vandenberg hatte mich morgens aus dem Bett geworfen, um mir mitzuteilen, er habe die gewünschten Gesprächspartner an der Hand. Er schlug vor, daß wir uns in New York irrt Hotel *Meridien* treffen sollten; dort gab es eine ausgezeichnete, französische Küche, was die Verhandlungen erleichtern würde, zumal der geschmackvolle Rahmen an sich schon dazu beitragen würde, zu einem günstigen Abschluß zu kommen. Er meinte, vier Stunden würden für das Gespräch wohl ausreichen.

Das Immobiliengeschäft in Dallas sollte endgültig in Angriff genommen werden.

Anhand eines Beispieles kann ich Ihnen die Mechanismen sicher besser erklären.

Nehmen wir einmal an, Sie wohnen in Hintertupfingen oder Vordertupfingen oder sonstwo und wachen eines schönen Morgens mit dem Gedanken auf, in Dallas, Texas, ein fünfzigstöckiges Hochhaus bauen zu wollen.

Sie sprechen mit Ihrer Frau (Ihrem Mann) darüber. Er (sie) erklärt sie für völlig übergeschnappt. Und täuscht sich dabei, denn es ist sehr einfach, dieses Hochhaus aus dem Boden zu stampfen. Ziemlich einfach, zumindest.

Bei dem Projekt, das Paul Hazzard mir vorgeschlagen hatte, beliefen sich die Gesamtkosten auf ungefähr fünfundvierzig Millionen Dollar (fünf Millionen für das Grundstück und vierzig Millionen für den Bau; ich habe die Zahlen abgerundet).

Niemand hindert Sie daran, bar zu zahlen. Sie stellen einen Scheck über fünfundvierzig Millionen Dollar aus, und die Sache ist erledigt. Von diesem Vorgehen möchte ich Ihnen abraten. Aus drei Gründen: vielleicht haben Sie keine fünfundvierzig Millionen Dollar, der erste Grund, der zweite: selbst wenn Sie diese fünfundvierzig Millionen Dollar zur Verfügung haben (meinen Glückwunsch!), würde ich Ihnen immer abraten, alles auf einen Schlag zu bezahlen, wenn Sie dies vermeiden können. Der dritte: selbst wenn ich meinen Anteil für das Dallas-Geschäft bar auf den Tisch gelegt hätte, hätte Paul Hazzard seinen Anteil nicht beisteuern können, denn er war beinahe so trocken wie seine Erdöllöcher.

Selbstverständlich arbeiteten wir mit Krediten – ein amüsantes Verfahren.

Erste Operation: der Kauf des Grundstückes.

Das Grundstück sollte fünf Millionen kosten. Eine Million hatten wir bereits bezahlt. Blieben vier, die wir uns leihen wollten (wir hätten auch die gesamte Summe leihen können, doch das wollen wir im Augenblick einmal außer acht lassen).

Die ersten eineinhalb Millionen Dollar leihen Sie sich von dem Verkäufer, dem Sie eine Hypothek einräumen; ein in Amerika gebräuchliches Verfahren. Normalerweise beträgt der Zinssatz zehn Prozent, also hundertfünfzigtausend pro Jahr.

Die restlichen dreieinhalb Millionen liehen wir uns bei einer Bank in Houston (Jimmy Rosen hatte die Verhandlungen wie üblich souverän geführt); hier mußten wir fünfzehn Prozent bezahlen, also fünfhundertfünfundzwanzigtausend Dollar pro Jahr.

Selbstverständlich mußten wir nicht nur die Zinsen bezahlen, sondern auch das Kapital zurückerstatten, jährlich jeweils zehn Prozent oder fünfhunderttausend Dollar. Unsere Jahresbelastung betrug folglich eine Million einhundertfünfundsiebzigtausend Dollar.

Nach zehn Jahren hatten wir für das Grundstück elf Millionen siebenhundertfünzigtausend Dollar anstatt fünf Millionen Dollar bezahlt (ich habe die Rechnung etwas vereinfacht und die Kosten weggelassen; in Amerika werden die Zinsen häufig von einem fiktiv gleichbleibenden und nicht abnehmenden Kapital berechnet).

Eine hübsche Summe. Doch das dicke Ende kommt erst...

Denn mit dem Grundstück allein können Sie nichts anfangen. Sie müssen bauen, und dazu brauchen Sie vierzig Millionen Dollar.

Paul Hazzard und ich hatten uns darauf verständigt, daß jeder vier Millionen Eigenkapital in den Bau steckt (wenn Sie selbst bauen wollen, können Sie ganz nach Ihrem Gutdünken verfahren) und wir den Rest, zweiunddreißig Millionen, bei einer New Yorker Bank aufnehmen, mit der Jo Lupino verhandelt hatte.

Zinssatz: fünfzehn Prozent oder vier Millionen achthunderttausend Dollar jährlich zuzüglich der Tilgung, die drei Millionen zweihunderttausend pro Jahr betrug. Wir hatten folglich der New Yorker Bank jährlich acht Millionen Dollar zu bezahlen (auch hier habe ich die vielfältigen Kosten der Einfachheit halber weggelassen).

Die gesamte Jahresbelastung betrug folglich neun Millionen einhundertfünfundsiebzigtausend Dollar, die Gesamtinvestition (über zehn Jahre gestreckt) einundneunzig Millionen siebenhundertfünzigtausend Dollar.

Als Paul Hazzard diese Zahl zum ersten Mal hörte, war er blaß geworden.

»Um Himmels willen, Franz, ich hatte nicht geglaubt, daß das Projekt diese astronomische Größe annehmen würde. Völlig wahnsinnig!«

»Dabei habe ich noch nicht einmal die neun Millionen, die wir investieren, und die Unkosten mitgerechnet. Das Projekt wird die Schwelle von einhundert Millionen Dollar überschreiten, vor allem, wenn du weiterhin so dicke Havannas auf Geschäftskosten rauchst.«

»Franz, das ist zuviel. Wenn da irgend etwas dazwischenkommt, wenn wir nur die geringsten Schwierigkeiten haben...«

»Von Pattis Seite, Paul?«

»Ganz egal. Mir bleibt dann nichts anderes übrig, als heimlich in der Nacht über die Grenze nach Mexiko zu verschwinden, zu Pferd natürlich, wie in den guten alten Zeiten, und als Eremit in der Sierra Madre nach einem sagenumwobenen Schatz zu suchen, mit dessen Hilfe ich in der Lage sein werde, die Banken zu befriedigen.«

Mein Texaner sah aus wie ein begossener Pudel.

Auch er mochte Philip Vandenbergh nicht. Er fand ihn unerträglich präntiös und selbstsicher. Das Schlimmste aber war für ihn (wie für mich), daß VDB praktisch immer recht hatte; er täuschte sich so gut wie nie.

Ein Beweis: Als ich ihn von Dallas aus vor meiner blumigen Begegnung mit Patti Hall angerufen hatte, hatte er so selbstsicher wie gewohnt behauptet:

»Ich denke, ich werde die Männer auftreiben, die Ihnen vorschweben.«

»Es genügt nicht, sie aufzutreiben, wir müssen sie überzeugen.«

»Ich werde sie überzeugen.«

Er hatte sein Wort gehalten. Diese ›Männer, die ich gesucht hatte‹, waren die, die er am Nachmittag des 7. Juli ins

Meridien bestellt hatte. Diese Männer ermöglichten es mir, die Immobilienspekulation in Dallas erfolgreich durchzuführen – mit hundert Prozent Gewinn!

Dabei hatte ich nicht einmal eine geniale Idee geboren, nur eine gute. Und diese gute reichte leicht.

Die drei Männer, die mir an diesem 7. Juli gegenüber saßen, repräsentierten eine der bedeutendsten Hotelketten in der Welt.

»Ohne die Freundschaft und das Vertrauen zu Philip Vandenberg hätte ich niemals zugestimmt, über ein so bedeutendes Geschäft in den Räumen eines Konkurrenzunternehmens zu diskutieren«, eröffnete Ross Kapicki, anscheinend der wichtigste der drei, bissig die Verhandlungen:

Ich konnte nicht so recht glauben, daß Philip Vandenberg überhaupt einen Freund besaß und schon gar keinen Geschäftsfreund, doch ich ließ mich nicht zu diesem Thema aus, sondern sagte nur:

»Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.«

Die Diskussionen begannen. Wie vermutet, wollten sie von Anfang an unsere Partner werden. Ich lehnte ab, und zwar so deutlich, daß es meinen Gesprächspartnern klarwerden mußte, daß diese Ablehnung endgültig war. Natürlich, hätte ich Vorteile gehabt, wäre ich auf eine Partnerschaft mit einer so mächtigen Gruppe eingegangen, doch ich würde mehr als zwei Drittel meines möglichen Gewinns verlieren.

Wir sprachen über das Grundstück. Sie kannten es gut, denn sie hatten vorgehabt, es selbst zu kaufen und dort ein Hotel zu bauen, da in Dallas die Gruppe bisher noch nicht vertreten war. Ross Kapicki räumte ein:

»Es ist nicht leicht, in Dallas Fuß zu fassen. Die Halls und ihre Partner wehren alle Versuche, in Dallas etwas

aufzuziehen, das nicht direkt oder indirekt mit dem Clan verbunden ist, gnadenlos ab.

Sie schießen auf alles, was sich bewegt. Die Gruppe hat in der letzten Zeit mehr als dreihundertfünfzig Millionen Dollar allein für den Grunderwerb ausgegeben. Ihr Freund Hazzard hatte wirklich Glück, als er sich die Option unter den Nagel hatte reißen können. Wir selbst hatten mitgesteigert...«

Paul hatte schließlich nur aufgrund der traditionellen Freundschaft zwischen den beiden Familien die Option erwerben können. Das wußte ich bereits. Kapicki erzählte mir nichts Neues. Übrigens, nur aufgrund dieser Besonderheit hatte ich mich überhaupt auf dieses Geschäft eingelassen.

Es war an der Zeit, auf die wirklich wichtigen Dinge zu sprechen zu kommen.

Wie vorher abgesprochen, erläuterte Vandenberg Kapicki (ebenfalls ein Harvard-Schüler; die beiden waren gleichaltrig und gehörten dem gleichen Golf-Club an) die Bedingungen, unter denen unser Hochhaus in Dallas vermietet werden konnte; diese Bedingungen hatte ich am Vorabend mit Paul Hazzard ausführlich besprochen, so daß er schließlich einverstanden gewesen war.

Jede Partnerschaft bei der Errichtung des Hochhauses war von vorneherein ausgeschlossen. Und es kam auch nicht in Frage, das Hochhaus nach Fertigstellung zu verkaufen. Vandenberg präzisierte:

»Trotzdem sind wir bereit, mit Ihren Architekten in allen Phasen eng zusammenzuarbeiten; selbstverständlich werden wir diese Bereitschaft in einen eventuellen Vertrag aufnehmen. Schließlich soll das Hochhaus, einmal fertiggestellt, auch dem Zweck dienen, zu dem Sie es von uns pachten werden: ein Hotel der Luxusklasse. Wir schlagen Ihnen einen zehnjährigen Mietvertrag vor, wobei wir unter bestimmten Bedingungen bereit sind, in den Vertrag eine Verlängerungsklausel

aufzunehmen, wobei allerdings der Vertrag für beide Teile nach Ablauf der Zehnjahresfrist kündbar bleiben muß. Die Miete: sechs Millionen zweihunderttausend Dollar im ersten Jahr. Der Vertrag sollte eine automatische Mietsteigerung von zehn Prozent pro Jahr enthalten, so daß wir im zweiten Jahr sechs Millionen achthundertzwanzigtausend Dollar und im dritten Jahr sieben Millionen fünfhundertzwanzigtausend Dollar einstreichen würden. Und so weiter...«

Philip Vandenbergh lächelte Kapicki zu. Ich hätte beinahe einen Schock erlitten; bis zu diesem Tage hatte ich den Eisberg nie lächeln sehen. Ich kannte nur dieses spöttische Grinsen, bei dem ich immer die größte Lust verspürte, mit einem Beil auf ihn loszugehen.

»Ross, es versteht sich von selbst, daß alle Kosten, die während dieser zehn Jahre im Zusammenhang mit dem Hochhaus entstehen, von Ihrer Gesellschaft getragen werden, auch wenn sie nicht direkt mit dem Hotelbetrieb in Zusammenhang zu sehen sind.«

Freundschaft hin oder her, gemeinsamer Golf-Club hin oder her, in den folgenden zwei Stunden lieferten sich Vandenbergh und Kapicki einen gnadenlosen Kampf, ohne auch nur einmal die Stimme zu heben – das heilige Harvard hatte wirklich Spuren hinterlassen! Ich fühlte mich an den Zweikampf zweier Boa constrictor erinnert, die sich gegenseitig langsam, beinahe anmutig, aber unerbittlich zu erdrosseln versuchten. Ich selbst trug kaum etwas zur Diskussion bei. Schließlich stammte die Idee, das Hochhaus an eine Hotelkette zu vermieten, von mir, und ich fand, daß dieser Beitrag ausreichend war.

Zumal Vandenberghs Honorare sich sehen lassen konnten und nur vor der Steuer versteckt werden mußten. Doch er war das Geld wert. Ohne auch nur ein Jota nachzugeben, schaffte er es, den Enkel eingewanderter Polen soweit zu bringen, daß er alle Punkte anerkannte. Als alles vorbei war, lag, wie immer

bei solchen Gelegenheiten, etwas Prickelndes in der Luft. Wir vereinbarten, daß Vandenberghs Kanzlei die Verträge ausarbeiten und ich sie nach meiner Rückkehr von Saint-Tropez am 11. oder 12. Juli unterschreiben würde. Natürlich durfte das traditionelle, amerikanische *Shake-hands* am Ende nicht fehlen.

Ich schaute kurz in meinen Taschenflugplan. Ich hatte gerade noch Zeit, das letzte Flugzeug nach Paris zu erreichen. Erleichtert sagte ich zu Vandenberg:

»Sie haben gute Arbeit geleistet.«

Was war der Dank? Eines dieser spöttischen, höhnischen Grinsen, die mich immer auf Mordgedanken brachten.

»Triumphieren Sie nicht zu früh! Sie befinden sich in den Händen von Patti Hall.«

Ich werde ihn wirklich eines Tages umbringen, und zwar schon bald!

Während ich über den Atlantik flog, überschlug ich, meiner Gewohnheit gemäß, noch einmal die Kalkulation.

Die Sache war viel einfacher, als es vielleicht den Anschein hatte.

Gehen wir einmal von der Jahresrate aus, die Paul und ich an die verschiedenen Banken und den Verkäufer zu zahlen hatten: neun Millionen einhundertfünfsiebzigttausend Dollar. Dagegen standen die sechs Millionen zweihunderttausend Dollar Mieteinnahmen; blieben für uns noch zwei Millionen neunhundertfünfsiebzigttausend, die wir aufzubringen hatten. Im zweiten Jahr betrug unser Defizit bei steigenden Mieteinnahmen nur noch zwei Millionen zweihundertfünfundfünfzig. Und so weiter und so weiter. Wenn es Sie amüsiert, dann rechnen Sie doch einfach alles einmal durch. Sie werden dann feststellen, daß die Einnahmen

und die Ausgaben sich über die zehn Jahre hin fast die Waage hielten, so daß wir nach Ablauf der Zeit ein Hochhaus mit vierzig Geschossen im Herzen von Dallas für etwas weniger als eine Million Dollar erworben hatten. Nach Ablauf der Frist konnten wir damit machen, was wir wollten: das Haus verkaufen oder vermieten, ganz wie es uns beliebte... Selbst unter schlechten Bedingungen war ein solches Gebäude zwischen neunzig und hundert Millionen Dollar wert.

Bei einem Einsatz von einer Million ein hundertfacher Reingewinn. Nicht schlecht, oder?

Ich war in Nizza gelandet und sprang ins nächste Taxi, um so schnell wie möglich zu meiner Lieblingsvilla am Strand von Pampelonne zu gelangen, in der ich geboren worden war: *La Capella*.

Sarah Kyle sagte zu mir:

»Du hast wieder einmal den Dummkopf gespielt; das seh' ich schon an der Art, wie du deine Ohren bewegst.«

Ich küßte sie:

»Was hast du mit meinem Sohn und mit Heidi gemacht?«

»Verkauft. Ich brauchte dringend Kleingeld. Willst du fahren?«

Nein, ich war wirklich zu müde, um mich ans Steuer zu setzen, zumal es mir im Flugzeug – in den Flugzeugen, denn in Paris hatte ich ja die Maschine gewechselt – nicht gelungen war, ein Auge zuzumachen. Sarah setzte sich ans Steuer. Sie fährt wunderbar. Viele Dinge macht sie wunderbar.

Vor allem in der Disziplin, sich über mich lustig zu machen und mich und meine kleinen Finanzabenteuer nicht ernst zu nehmen, hat sie es zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Neben ihr hat nur eine weitere Person dieses Niveau erreicht: Franz Cimbali (ich selbst).

Sarah ist Irin, hat grüne Augen und ist Sommer wie Winter tief gebräunt. Ich hatte sie in Mombasa in Kenia kennengelernt; anschließend hatten wir zusammen in Hongkong gelebt und uns dann getrennt. Ich heiratete (eine andere), ließ mich scheiden und fand Sarah in Montego Bay auf Jamaika wieder. Seither trennen wir uns nur noch ab und zu. Sie führt ihr Leben und ich meines. Dreiundsechzigmal hatte ich ihr bereits einen Heiratsantrag gemacht; dreiundsechzigmal hatte sie abgelehnt.

NEIN. NIET. Sie bestand auf ihrer Unabhängigkeit. Auch aus Liebe zu ihrem Beruf, den sie unter keinen Umständen

aufgeben wollte: sie war Hotelmanagerin und leitete große Paläste. Wenn es ihr in den Sinn kam, nahm sie unbezahlten Urlaub, der, wie sie behauptete, immer so lange dauerte, bis sie wieder einmal die Schnauze voll hatte von mir. Um ihre auch finanzielle Unabhängigkeit mir gegenüber zu beweisen, hatten die Geschenke, die sie mir machte, auf den letzten Centime genau den gleichen Wert wie die Geschenke, die ich ihr machte.

Beinahe hätte ich bei der Versteigerung des Dampfers *France* mitgemacht und ihn ihr geschenkt, nur um herauszufinden, welches Gegengeschenk ich erhalten würde.

»Wo sind Marc-Andrea und Heidi wirklich?«

»Bei Françoise und Marc Lavater. Angeln.«

»Auch die? Um Himmels willen, ist das denn eine ansteckende Krankheit?«

(Ich dachte unwillkürlich an diesen Schuft Paul Hazzard, der im dümmsten Augenblick zum Angeln aufs Meer gefahren war.)

»Wieso ›auch die‹?«

»Das erkläre ich dir später. Übrigens, ich liebe dich.«

»Blablabla...«

Die Straßen zwischen Nizza und Saint-Tropez waren völlig verstopft. In der Hauptsaison der normale Zustand. Endlich hatten wir Saint-Tropez hinter uns und kamen nach Pampelonne.

Als ich *La Capilla* erblickte, das Haus, in dem ich auf die Welt gekommen war, war mir wie immer, wenn ich mich dieser Villa näherte, um die ich so hart gekämpft hatte, leicht beklommen zumute.

Sarah sprach leise von belanglosen Dingen; sie ahnte sicher, was in mir vorging, so wie sie fast immer in mir lesen konnte wie in einem aufgeschlagenen Buch. Sie mußte mich nur einmal kurz anschauen und wußte, was los war.

»Wir wußten nicht, mit welchem Flugzeug du eintreffen würdest; wir kannten ja nicht einmal den Tag. Gott sei Dank hast du von Roissy aus angerufen. Marc hatte lang gezögert, aber dann den Kindern den Spaß doch nicht verderben wollen und sie mit aufs Meer genommen. Sie mußten eigentlich inzwischen wieder zurück sein.«

Wir hielten.

Ich stieg aus. Meine Müdigkeit war völlig verschwunden, als ich die duftende warme Luft der Provence einsog. Ich betrat das Haus und genoß die Kühle, die es im Sommer seinen Bewohnern bot, und ging dann bis zum Patio, wo wir im Sommer im Freien zu Abend essen. Ich mußte nicht weit gehen, da hörte ich schon ihr Geschrei. Ich kniete mich nieder, öffnete die Arme und wartete. Marc flog in meinen rechten und Heidi in meinen linken Arm; die beiden waren tief gebräunt, nackt und warm.

Einer dieser wunderbaren Augenblicke, in denen das Leben wirklich lebenswert ist...

Marc-Andrea, mein Sohn, war vier Jahre alt, und Heide fast zehn. Es war noch nicht einmal sechs Monate her, daß ich Heidi am Ende eines meiner verrücktesten Finanzabenteuer in Atlantic City, bei dem ich ein Kasino gekauft, verkauft, zurückgekauft und ein zweites Mal verkauft hatte und beinahe nicht nur mein letztes Hemd, sondern auch mein Leben verloren hätte, adoptiert hatte. Kurz, ich hatte mich in Sarahs Augen »wie ein Esel« benommen, und im Grunde hatte sie recht. Sie fragte mich:

»Und worauf hast du dich diesmal eingelassen?«

»Oh, nichts Besonderes, ein kleines Duell mit Lokomotiven und zwei einen Meter fünfundsiebzig große Raben, die auf den Bäumen hocken, unter denen ich spazierengehe. Das übliche halt.«

Cimballi junior sprang mit beiden Füßen auf meinen Bauch, während Heidi mich gepackt hatte und versuchte, mich ins Schwimmbecken zu ziehen.

»Du bist schwer«, kommentierte sie ihre vergeblichen Anstrengungen, »du ißt zuviel!«

Ich schlängelte mich schnell auf dem Bauch zum Schwimmbecken und forderte sie auf:

»Wer ist hier zu fett? Versuch es noch einmal.«

Ich hatte gerade noch Zeit, Sarah am Bein zu packen, da flogen wir auch schon alle vier ins Becken. Eine heftige Wasserschlacht entspann sich. Während wir Atem holten, setzte Sarah ungerührt ihr Verhör à la KGB fort:

»Du hast dich da auf etwas eingelassen, was nicht ganz koscher ist!«

»Eine Immobilientransaktion in Dallas und mein Spielzeugunternehmen mit Li und Liu. Nichts aus dem Rahmen Fallendes.«

»O du liebe Güte, du hoffst doch wohl nicht, daß ich dir das abnehme? Bei dir fällt doch alles aus dem Rahmen. Nimm einmal an, du gehst höchstpersönlich auf den Markt, um ein Kilo Tomaten zu kaufen. Resultat? Ein weltweiter Börsenkrach.«

Françoise und Marc Lavater, die sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatten, tauchten auf und setzten sich in den Schatten. Ihre Haut machte den eben von Sarah beschworenen Tomaten heftige Konkurrenz. Ich versuchte, ihnen wenigstens mit der Hand zuzuwinken, während die beiden Kinder mich an den Beinen unter Wasser zogen und Sarah sich auf meine Schultern stützte, um den Kindern zu helfen. Gott sei Dank hatte Sarah schon bald keine Lust mehr und verließ das Wasser. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf, entkam meinen beiden Haien mit ein paar kräftigen Zügen und schwang mich ebenfalls aufs Trockene.

»Erfolg gehabt beim Angeln?« fragte ich Marc.

»Und du?«

Ich habe bereits betont, daß Marc der Mann ist, der mir am nächsten steht. Ich habe volles Vertrauen in ihn. Mehr noch: Obwohl er mein Vater sein könnte, empfand ich für ihn freundschaftliche Gefühle, und ich wußte, daß er diese Gefühle erwiderte. Marc Lavater war der Mann, der mir meine Arbeitsweise ohne Sekretariat und festes Büro und vor allem ohne ständigen Partner erst ermöglichte. Er war der einzige, der über alle meine Geschäfte auf dem laufenden war. So wollte ich ihm auch auf der Stelle meine texanisch-südkoreanischen Erlebnisse berichten, doch Marc, der sich in Saint-Tropez nicht vom Fleck gerührt hatte, kam mir zuvor; von ihm erfuhr ich die jüngsten Entwicklungen:

»Vor zwei Stunden hat sich etwas Merkwürdiges ereignet«, sagte er. »Ich war gerade dabei, mit den Kindern am Strand von Pampelonne an Land zu gehen, als zwei ganz in Schwarz gekleidete Männer, die sogar Hut und Krawatte trugen, auftauchten. Du kannst dir vorstellen, welches Aufsehen die Männer an diesem Strand erregten, an dem sich die ganze Welt nur im Adams-Kostüm bewegt! Sie fotografierten unsere kleine Gruppe, Françoise und mich, dann die Kinder, vor allem Marc-Andrea. Die Kerle benutzten ein Teleobjektiv. Jean, unser Matrose, half mir bei dem Versuch, die beiden festzuhalten und zu fragen, was dies wohl zu bedeuten habe, doch sie waren wie vom Erdboden verschluckt, so daß ich mich schon frage, ob ich wohl geträumt habe...«

Lavater machte eine bedenkliche Miene: »Franz, ich habe ein komisches Gefühl im Bauch. Die beiden Typen sahen aus wie... wie...«

»Raben«, half ich ihm.

Ich forschte in Saint-Tropez und der näheren Umgebung, in Gassin und Ramatuelle nach, selbstverständlich auch in Sainte-Maxime. Erfolglos. Ich dehnte meine Suche bis nach Croix-Valmer und Cavalaire aus. Wieder erfolglos. Keines der vielen Hotels beherbergte einen gewissen Heckl oder Jaeckel. Keines der vielen Restaurants hatte Raben mit Körnern versorgt. Wie zum Teufel hatten diese mehr als auffallenden Typen es geschafft, völlig unsichtbar zu bleiben? Wäre es mit rechten Dingen zugegangen, dann wären die beiden mindestens so aufgefallen wie zwei russische Admirale in Ausgehuniform in einem FKK-Lager. Aber nein. Niemand hatte sie gesehen, und mancher meiner Telefongesprächspartner zweifelte anscheinend an meinem Verstand. Ich machte mir Sorgen. Das Talent der beiden Raben, aufzutauchen, wann sie wollten, und dann wieder eine Tarnkappe aufzusetzen und unsichtbar zu werden, beunruhigte mich in höchstem Grad.

»Vielleicht schlafen sie in Baumwipfeln?« schlug Marc vor.

Ich selbst hatte schon ähnliche Witze gerissen und konnte nicht mehr darüber lachen. So sparte ich mir meinen detaillierten Bericht für den nächsten Tag auf.

»Mein lieber Franz«, kommentierte er, nachdem er sich von seinem Lachanfall wieder erholt hatte, »an deiner Geschichte kannst du den Unterschied zwischen uns beiden ablesen: Wenn ich in ein Restaurant gehe, stülpt mir *nie* eine junge Frau eine Blumenvase mit Nelken über den Kopf. Und einen Zug besteige ich nur im Winter, wenn ich zum Skifahren fahre.«

Er meinte freundlicherweise, über mir hinge wohl ein Damoklesschwert.

So ganz ernst allerdings nahm er diese Verrückte aus Dallas nicht. Mit den Raben als Verbündete oder ohne. Gut, sie war reich, ungeheuer reich, aber Geld war schließlich nicht alles.

Meine amerikanischen Geschäfte waren gesund und im Grunde höchst banal. Ich hatte den Eindruck, als ob Marc sich eher um seinen Sonnenbrand als um meine Verrückte kümmerte, sich wohl fühlte, meinte, seine Ferien verdient zu haben und es jeden Tag genoß, die schönsten Mädchen der Welt am Strand von Pampelonne zu betrachten.

Plötzlich schreckte er hoch:

»Beim Barte des Propheten, schau nur, wer da kommt!«

Ich schaute hoch und erkannte sie ebenfalls. Später, als die Geschichte um das Duell in Dallas abgeschlossen war, fragte ich mich, welches Schicksal die beiden, die dabei eine wichtige Rolle spielen sollten, genau zu diesem Zeitpunkt nach Saint-Tropez führte, ohne daß ich einen Finger gerührt hätte. Doch im Augenblick staunte ich erst einmal mit offenem Mund. Keineswegs grundlos.

Der Türke und Ute Jenssen. Er wog um die einhundertzwanzig Kilo und hatte einen einträglichen Beruf: Er verlieh auf internationaler Basis Geld. Innerhalb von einer Stunde kann er für jeden, der so verrückt ist, auf seine Bedingungen einzugehen, und vor allem sicher ist, das Geld auch zurückzahlen zu können, eine Million englische Pfund auftreiben.

Sie war einen Meter sechsundachtzig groß, barfuß gemessen, und machte es sich bequem; deutlicher ausgedrückt: sie zog sich splitternackt aus, sobald die Temperatur fünf Grad überschritt. Die beiden wohnten in einer prächtigen Villa in London und verabscheuten Hitze. Sie können gerne den Versuch wagen und ihnen eine Postkarte von den Balearen zeigen: Der Türke und Ute fangen augenblicklich an zu schwitzen.

Und in Pampelonne herrschten damals fünfunddreißig Grad im Schatten! Sie waren auf ihrer Privatjacht eingetroffen, zu deren Besatzung ein Dutzend wohlgeformter, braungebrannter Mädchen gehörte, die, zumindest was ihre Badeanzüge anbelangte, äußerst sparsam veranlagt waren. Das Erstaunlichste war, daß der Türke (er war wirklich Türke!) trotz der Hitze nicht auf seinen rosa Turban verzichtet hatte. Dieser Tag sollte in die Geschichte des Strandes von Pampelonne als Sommerkarneval eingehen!

»Mein Papa ist daran schuld, daß wir hier sind«, erklärte Ute.
»Er wollte unbedingt Saint-Tropez kennenlernen, und so sind wir halt losgefahren.«

Wenn ich mich richtig erinnere, war Utes Papa Staubsaugervertreter im heimatlosen Kopenhagen und ging dort von Tür zu Tür; ein kleiner magerer Mann, der mich mit seinen tiefliegenden, großen und runden Augen an eine Eule erinnerte. Er machte einen irgendwie fanatischen Eindruck, und ich sollte schon bald erfahren, welchem Gebiet dieser Fanatismus galt. Er warf sich mir um den Hals, küßte mich, küßte Sarah, Marc-Andrea, Heidi, Françoise und Marc Lavater und selbst den Briefträger, der gerade vorbeikam. Anschließend holte er tief Luft und setzte zu einer langen, schwungvollen Rede an, die nur einen Nachteil hatte: Keiner von uns (von Ute natürlich abgesehen) verstand auch nur ein Wort. Ich schaute die Dänin fragend an:

»Was soll das eigentlich?«

»Er ist gerade dabei, dir einen Staubsauger zu verkaufen und erklärt dir die Vorzüge der Marke, die er vertritt. Mein Papa liebt seinen Beruf. Es ist sozusagen seine Berufung.«

Der Türke lachte schallend:

»Franzy, du wirst nicht drumherum kommen, einen Staubsauger zu kaufen.«

»Nenn mich nicht Franzy, das kann ich nicht leiden!«

»Franzy, ich garantiere dir, du wirst nicht drumherum kommen. In Hampstead hat er mir siebzehn Staubsauger verkauft, einen für jedes Zimmer. Anschließend ist er dann über das ganze Stadtviertel hergefallen. Meine Nachbarn sahen sich gezwungen, ein Verteidigungskomitee ins Leben zu rufen. Dabei spricht Utes Vater keine einzige zivilisierte Sprache! Wir haben London gerade noch zur rechten Zeit verlassen, denn er hegte den verführerischen Gedanken, im Buckingham Palast sein Glück zu versuchen. Der Mann stellt eine öffentliche Gefahr dar!«

Wie das Leben so spielt! Ute, Utes Papa und der Türke – drei Waffen, die ich gegen Patti Hall, deren Milliarden und die Raben einzusetzen gedachte. Wobei ich die dabei entstehende Komik durchaus in Kauf nahm.

Doch so weit waren wir noch nicht. Ich war damals sogar noch davon überzeugt, daß es nie so weit kommen würde. Gut, Heckl und Jaeckel hielten sich irgendwo in der Umgebung verborgen und krächzten alles, was sie über mich in Erfahrung bringen konnten, ins Telefon, damit Miss Patti in Dallas einen besseren Überblick über mein Leben bekam; doch warum sollte mich das eigentlich stören? Ich hatte nichts zu verbergen. Der 9. 10. und 11. Juli verstrichen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Ich aalte mich in der Sonne und spielte glücklich mit den Kindern. Es war mir sogar geglückt, mir Papa vom Hals zu schaffen, nachdem ich ihm fünf Staubsauger abgekauft hatte, darunter eine Spezialanfertigung für das Schwimmbecken. Doch das war nicht ausschlaggebend gewesen; erst als ich ihm unter vier Augen mitteilte, daß Enrico Macias und Eddie Barclay sich im Augenblick an der Küste aufhielten und in ihren Villen die Teppiche nur gebürstet wurden, ließ er mich in Ruhe. (Ich weiß nicht, was ein Beobachter zu unserer in der Gebärdensprache der Taubstummen geführten Unterhaltung gesagt hätte!) Seine

fünfundzwanzig Kilo wiegenden dänischen Prospekte unter den Arm geklemmt, hatte er sich an die Arbeit gemacht.

Am Nachmittag des 11. Juli ertönte zum ersten Mal die Alarmglocke.

Diskret noch, in Form eines Überseegespräches. Philip Vandenberg rief an und fragte diskret, ob er sich täusche oder nicht: er meine sich zu erinnern, daß ich am heutigen oder morgigen Tag in New York sein wollte, um den Vertrag mit der Hotelkette zu unterzeichnen; der Vertrag mit Kapicki sei auf alle Fälle fertig und es fehle nur noch meine Unterschrift. Wann ich ihm denn die Ehre eines Besuches mache?

»Auf einen Tag früher oder später kommt es wohl nicht an«, meinte ich träge.

Er legte als erster auf, zornig und aus diesem Grund noch höflicher als sonst. Sollte er sich doch zum Teufel scheren!

Am gleichen Abend gaben Ute und der Türke ein Fest an Bord ihrer Jacht. Um drei Uhr morgens erreichte mich dort der zweite Anruf.

Diesmal war die Alarmglocke unüberhörbar; sie läutete Sturm. Meine chinesischen Freunde Li und Liu waren am Apparat und gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Ihre Stimmen waren eiskalt, als sie mir befahlen:

»Franz, nimm das nächste Flugzeug und komm.«

»Was ist denn los?«

»Komm so schnell wie möglich.«

Ohne auf meine Frage einzugehen, legten sie auf. Ihr Zorn beunruhigte mich weitaus stärker als der Philip Vandenberghs.

Ich wußte, daß der Krieg ausgebrochen war. Ich wußte damals allerdings noch nicht, *welcher* Krieg ausgebrochen war.

II

Tödliche Fallen

Auf dem Gebiet der Finanzen ist alles eine Frage der Zeit

P. L. Sulitzer

Am 12. Juli stand ich um achtzehn Uhr Pacific Time Li und Liu gegenüber, im Hintergrund das wunderbare Panorama der San Francisco Bay, wo langsam die Lichter angingen. Die beiden Chinesen sahen aus wie Scharfrichter aus dem Fernen Osten.

»Franz, wir mögen dich gern. Für einen aus dem Okzident, für eine Langnase bist du gar nicht so übel. Aus diesem Grund haben wir Geschäfte mit dir gemacht und werden auch weiterhin Geschäfte mit dir machen. Du weißt, daß wir gerne albern, aber nicht bei Geschäften. Wir finden es höchst unpassend zu albern und gleichzeitig Geschäfte zu machen.«

Ich kann nicht behaupten, daß ich bester Laune war, denn ich mag es gar nicht, wenn man mich aus meinem ruhigen Dasein in Saint-Tropez reißt, und den trockenen, drohenden Ton, mit dem mich meine Geschäftspartner nach San Francisco zitiert hatten, habe ich ebenfalls nicht gemocht.

Zitiert war genau das richtige Wort, ein Zustand, der mich sehr irritierte. Auch wenn ich erst vierundzwanzig Jahre alt war, mochte ich es nicht, wenn man mir Befehle erteilte. Schon während des Flugs hatte ich mit mir zu kämpfen, um wenigstens äußerlich ruhig zu bleiben; und in New York hatte ich bei der Unterzeichnung der von Philip Vandenbergh vorbereiteten Verträge bewußt getrödelt (Paul Hazzard hatte sie bereits unterschrieben), bevor ich weiter nach San Francisco geflogen war. Und auch jetzt, den beiden siamesischen Vettern gegenüberstehend, mußte ich mich wirklich beherrschen, um ruhig zu fragen:

»Sagt ihr mir nun endlich, was eigentlich los ist?«

Sie sagten es. Es ging um Südkorea. Die Leitung der Fabrik in Pusan, die wir zusammen besucht hatten, hatte angerufen und bedauert, daß sie leider nicht mehr in der Lage war, unsere Aufträge auszuführen. Unterdessen hatte sie mit einem anderen Auftraggeber Verträge unterzeichnet, die bedeutender waren als die mit uns abgeschlossenen.

»Unser Vertrag ist aber gültig! Wir können jederzeit auf Erfüllung des Vertrages klagen.«

Das war den Südkoreanern völlig gleichgültig. Sie hatten es natürlich höflicher ausgedrückt, aber im Kern traf dies schon zu. Falls wir sie verklagen wollten, dann nur in Südkorea. Wir hatten gute Aussichten, einen Prozeß zu gewinnen, aber das würde mindestens fünf Jahre dauern. In der Zwischenzeit würde die Konkurrenz den Markt fest in die Hand bekommen.

Ich dachte nach. Da fiel mir die andere südkoreanische Fabrik in Incheon in der Nähe von Seoul ein.

»Franz, selbstverständlich haben wir sofort mit dieser Fabrik Kontakt aufgenommen. Vor einer Woche noch verfügte sie über fast unbeschränkte Kapazitäten und flehte uns auf den Knien an, ihr wenigstens einen Teil der Produktion zu übertragen. Inzwischen hat sich alles geändert: Die Südkoreaner haben mit einer amerikanischen Firma einen Dreijahresvertrag abgeschlossen und produzieren elektronische Instrumente.«

»Wißt ihr, mit welcher amerikanischen Firma der Vertrag geschlossen wurde?«

»Mit einer kalifornischen Elektronikfirma, die zu einer Holding gehört, deren Hauptsitz sich in Fort Worth befindet.«

Und Fort Worth ging praktisch in Dallas über... Ich fragte betroffen:

»Und diese Holding gehört zur Hall-Dynastie?«

Li und Liu antworteten nicht einmal. Die Sache war klar und eindeutig. Sie informierten mich weiter:

»Wir haben unseren Korrespondenten in Seoul, Yi Gwang, gebeten, sich an Ort und Stelle einmal umzuhören. Zwei Punkte sind anscheinend eindeutig: Keine südkoreanische Fabrik wird sich bereit erklären, für uns zu arbeiten. Und die beiden schwarzgekleideten Herren, die du die Raben nennst, sind sowohl in Pusan wie auch in Inchon in Erscheinung getreten.«

Nach einer kurzen Pause führen sie fort:

»Franz, es steht fest, daß du dafür verantwortlich bist. Wir wollen schon seit langem auf den Spielzeugmarkt. Wir haben Ideen, Geld und Zeit investiert und uns in der Hauptsache auf Südkorea beschränkt, da wir dort über ausgezeichnete Verbindungen verfügen. Wir waren bereit, allein anzufangen, als du den Vorschlag machtest, unser Partner zu werden. Du hast hinreißende Ideen und Geld, und wir kennen dich recht gut. So waren wir einverstanden. Doch jetzt sind wir blockiert, und zwar nur deinetwegen, Franz! Wir sind ganz und gar nicht zufrieden mit dir.«

»Anders ausgedrückt: Ich soll allein einen Ausweg finden. Das meint ihr doch, oder?«

»Ganz allein. Und schnell. Dein Streit mit dem Hall-Mädchen geht uns gar nichts an; auf alle Fälle sind wir nicht bereit, die Auswirkungen zu tragen. *Franz?*«

»Ja?«

»Bitte streng dich an, daß wir dich weiterhin mögen. Wir möchten vermeiden, dich eines Tages unsympathisch finden zu müssen.«

Sie schauten mir direkt in die Augen. Ich wußte, daß es ihnen wirklich nicht zum Scherzen zumute war. Und ich wollte nicht wissen, was sie wohl unternehmen würden, wenn sie sich eines Tages gezwungen sähen, mich unsympathisch zu finden...

Ich hatte bereits wütende Chinesen kennengelernt. Das eine Mal hatte mir gereicht.

Kurz darauf telefonierte ich vom Flughafen San Francisco aus – es galt, keine Minute zu verlieren! – mit Saint-Tropez.

»Sarah? Ich möchte gerne mit Marc sprechen.«

Sie hörte an meiner Stimme, daß etwas nicht stimmte. Meine überstürzte Abreise aus Saint-Tropez hatte ihr sicher zu denken gegeben.

»Du hast Schwierigkeiten. Große?«

»Auf alle Fälle braucht man kein Fernglas, um sie zu entdecken.«

Ich mußte eine Minute warten, bis Marc endlich an den Apparat kam.

»Ich habe fest geschlafen. Weißt du eigentlich, wieviel Uhr es in Saint-Tropez ist? Sechs Uhr in der Früh!«

»Nimm eine Dusche, zieh dich an und fahr sofort zum Flughafen. Flieg so früh wie möglich nach Paris und mach dich an die Arbeit. Ich brauche so schnell wie möglich eine Liste der Länder, die kostengünstig Spielzeuge produzieren, die elektronisch gesteuert werden. Doch, Vorsicht: das alles muß sehr diskret ablaufen, auch die Übersendung der Liste. Südkorea kannst du weglassen.«

»Hat Patti Hall den Kampf aufgenommen?«

»Ja. Beeil dich bitte.«

»Wo kann ich dich erreichen?«

»In Dallas.«

Ich hatte Glück und erreichte Paul Hazzard bei sich zu Hause in San Antonio.

»Paul, Marc Lavater wird dir in ein paar Stunden einige Informationen übermitteln, die ich dringend benötige. Kannst du alles in die Wege leiten, damit diese Informationen geheim bleiben und dich zu jeder Tages- oder Nachtzeit, erreichen und an mich weitergeleitet werden können?«

»Und woher weiß ich, wo du steckst?«

»Ich werde bei dir sein, mein Kleiner. Ich reise ab, das heißt, eigentlich bin ich schon abgereist und werde heute nacht in Dallas eintreffen. Wir treffen uns morgen früh.«

»Auf dem Bauplatz?«

»Warum eigentlich nicht? Um sieben Uhr.«

Ein dritter Anruf in London. Ich mußte es endlos lange läuten lassen, bis endlich ein verschlafener Kammerdiener bereit war abzunehmen.

»Ihre Lordschaft hält sich in Kent auf.«

Die sehr britische Stimme stotterte noch etwas vor sich hin, das ich nicht verstand. Ungeduldig legte ich auf und rief in Kent in dem Schloß der Vorfahren Ihrer Lordschaft an.

Was für ein Wunder. Ihre Lordschaft hob selbst ab. Ich nannte ihn einfach den Engländer. Obwohl er wirklich aus dem englischen Hochadel stammt, ist er der beste Privatdetektiv auf der Welt.

»Es handelt sich um zwei Männer. Heckl und Jaeckel.«

»Lächerliche Namen, wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten, Mister Cimbali.«

»Ich kenne weder ihre Vornamen noch ihre Adresse und weiß auch nicht, ob sie eine Firma oder ein Büro unterhalten. Heckl und Jaeckel aus Dallas in Texas. Alles weitere müssen Sie schon selbst herausfinden. Ich möchte möglichst alles über sie wissen, von ihrer Geburt an; vor allem interessiere ich mich für das, was sie seit dem 1. Juli dieses Jahres unternommen haben.«

»Und alles möglichst schon gestern, wie üblich.«

»Gestern morgen, wenn möglich.«

Rennend erreichte ich gerade noch das Flugzeug nach Dallas.
CIMBALLI, ZUM ANGRIFF!

Die beiden hatte ich ganz vergessen. Vielleicht hatte Paul aber auch vergessen, mich über ihre Anwesenheit zu unterrichten: Sie sprachen Französisch mit amerikanischem Akzent und Englisch mit dem Akzent vom Loire-Tal. Die beiden Sprengmeister hatten sich das alte Ziegelsteingebäude inzwischen gründlich angeschaut, von innen wie von außen, und zufrieden festgestellt:

»Ein Kinderspiel. Sie sagen uns, wann Sie soweit sind, dann machen wir uns an die Arbeit.«

Die beiden, die sich auf das Sprengen von Häusern in Wohngegenden spezialisiert hatten, galten als die besten auf der Welt, nicht nur in ihren eigenen Augen, sondern auch in denen ihrer Kunden. Die beiden Franzosen aus dem Loire-Tal, die ihr Handwerk bei der Armee gelernt hatten, lebten schon lange in Amerika. Sprach man mit ihnen über ihre ehemaligen Berufskollegen, die überall auf der Welt ganze Städte in Schutt und Asche legten, antworteten sie nur verächtlich:

»Amateurs. Wir sind Künstler. Wir benutzen nur soviel Sprengstoff wie notwendig und garantieren trotzdem, daß das Gebäude wie ein Kartenhaus einstürzt. Ein Knopfdruck, und fünf Sekunden später erinnert nichts mehr an den ursprünglichen Zustand. Ohne daß auch nur eine einzige Fensterscheibe in der Nachbarschaft platzt.«

Ich schlug unseren Nationalfeiertag vor, den 14. Juli, ein würdiger Tag, doch das war technisch nicht machbar. Wir einigten uns auf den 18. Paul und ich fuhren in die Stadt zurück.

»Schwierigkeiten, Franz? Gestern abend spucktest du am Telefon Gift und Galle!«

»Schwierigkeiten ja, aber bei einem anderen Geschäft.«

»Von Lavater habe ich noch nichts gehört. Keine Sorge, die Diskretion ist gesichert.«

»Danke. Er wird sicher bald anrufen. Paul, meine Schwierigkeiten hängen übrigens mit deiner Freundin zusammen, die der Teufel holen möge. Doch der hat anscheinend keine Lust, diese texanische Milliardärin in seine Hölle zu lassen!«

Schweigen. Wir wollten beide nicht von neuem streiten über das Thema, was Patti Hall in Dallas gegen uns unternehmen würde oder nicht. Trotzdem ging mir der Gedanke nicht aus dem Kopf.

Sollte ich meine Landsleute bitten, die Raben in die Luft zu sprengen?

(Ich erlaubte mir natürlich nur einen Scherz. Aber... warum eigentlich nicht?)

»Ich werde die Baustelle laufend überwachen«, versprach Paul, »und wenn ich in einem Campingwagen schlafen muß. Bist du nun beruhigt?«

Das Autotelefon läutete endlich. Paul nahm ab und reichte mir sofort den Hörer. Marcs Stimme war völlig überdreht. Er zitierte den alten La Fontaine und dessen Fabel mit den Raben:

»Meister Rabe, auf einem Baume hockend...«

»Marc, bist du betrunken oder was ist los?«

Er meinte, er sähe nur noch Raben. Und er habe langsam die Schnauze voll.

»Als ich von Saint-Tropez nach Nizza fuhr, um, wie du gebeten hattest, das erste Flugzeug nach Paris zu nehmen, fing das Theater an: Bullen fischten mich aus der langen Schlange heraus und durchsuchten alles. Eingehend. Ein anonymer Hinweis war im Kommissariat von Nizza eingegangen, ich

führe Drogen mit mir. Nach einiger Zeit bin ich die Burschen endlich losgeworden, aber mein Flugzeug war weg. Ich wollte ein privates leihen, doch kurz vor meinem Eintreffen waren alle in Frage kommenden Flugzeuge von einer Gesellschaft gemietet worden.«

Gegen Mittag konnte er Nizza endlich verlassen und über Lyon nach Paris fliegen. Doch dort fing das Theater erst richtig an: Witzbolde hatten die amüsante Idee gehabt, zwanzig Malerbetriebe zu engagieren, dazu eine Horde von Innenarchitekten, Bürospezialisten und Telefoninstallateuren, die sich, im voraus bezahlt, in die Arbeit gestürzt hatten, um ihm ein supermodernes Büro hinzustellen. Doch dabei war es nicht geblieben. Lastwagen voller Blumen und insgesamt einundsechzig verschiedene Büffets für jeweils hundert Personen waren im Laufe des Nachmittags angeliefert worden – alles im voraus bezahlt. Alle Immobilienhändler, die sich nicht im Urlaub befanden, waren mit verlockenden Versprechungen in sein Büro gebeten und mehr als hundert Aushilfssekretärinnen zu ihm geschickt worden – ein unbeschreibliches Durcheinander.

»Franz, es ist zum Verrücktwerden. Im Treppenhaus drängen sich die Menschen. Alle Telefone sind blockiert: Kleinanzeigen in den Tageszeitungen haben anscheinend sämtliche Pariser dazu getrieben, uns anzurufen. Schlimmer ist, daß auch die drei privaten Telefonleitungen, die nur du kennst, ebenfalls blockiert sind. Vor einer Viertelstunde tauchte ein Krankenwagen auf, und im Augenblick versuchen Feuerwehrleute, sich einen Weg durch die Menschen zu bahnen – vielleicht hörst du die Sirenen. Die Straße vor dem Büro ist völlig verstopft, denn uns wurden für den heutigen Tag hundert Leihwagen gratis zur Verfügung gestellt. Und du kannst dir nicht vorstellen, wie viele Priester ich abwimmeln

mußte, die alle an mein Krankenbett geeilt kamen. Elfmal sollte ich heute die letzte Ölung erhalten.«

Marc war letztlich gezwungen gewesen, aus dem Büro zu fliehen. Er hatte bei Freunden in der Avenue Montaigne Unterschlupf gefunden. Von hier aus rief er mich an. Trotz der unbeschreiblichen Zustände hatte er sich um meine Bitte kümmern können, allerdings mit Verspätung.

»Kann ich dich in einer Stunde wieder anrufen? Bis dahin habe ich deine Liste komplettiert.«

Ich bat ihn, mich wieder über Pauls Autotelefon anzurufen, denn ich hatte bei einem Anruf in einem Hotel Angst, bestimmte Dinge könnten, sagen wir einmal, durch Zufall falsch geschaltet werden.

Ich legte auf und wußte nicht, ob ich ärgerlich und sorgenvoll oder aber belustigt war. Schließlich siegte mein Humor. Die Raben hatten eine hübsche Stange Geld ausgegeben, aber sie hatten ja, wie Patti mich informiert hatte, praktisch unbeschränkten Kredit. Dabei war ich mir sicher, daß dieser Auftakt nichts anderes war als der versteckte Hinweis:

›Cimballi, wir wissen alles über dich. Sogar Lavaters Geheimnummer, die angeblich nur du kennst. Wir können zuschlagen, wann und wo wir wollen... und wir wissen immer, wo wir dich zu suchen haben. Wir wissen sogar, wie du dich aus der Spielzeug-Affäre retten willst und was wir dagegen unternehmen können.«

Paul Hazzard hatte von meinem Gespräch nichts mitbekommen. Er sprach fließend Spanisch, aber kein Französisch. Wenn man einmal von *Oh-lá-lá-c'est-l'amour* absieht. Als ich ihm von Lavaters Mißgeschicken erzählte, konnte er sich kaum halten vor Lachen:

»Diese Idee stammt ganz bestimmt von Patti. Mit Lyndon Johnson hat sie bei einem seiner Besuche in Texas das gleiche

angestellt. Ich habe dich ja gewarnt: Sie hat einen etwas eigenartigen Humor.«

»Betrachte mich als einen Mann, der sich zu Tode gelacht hat.«

Im Grunde dachte ich an etwas ganz anderes. Ein Punkt in Marcs Erzählung hatte mich besonders alarmiert: die Blockade aller Leihflugzeuge. Falls es Patti gelang, mich zu Unbeweglichkeit zu verurteilen, dann war es aus mit mir. Ich schaute in meinem privaten Telefonbuch nach.

Flint, ein alter Freund von mir, ein Milliardär, hatte mich als Pilot bei vielen meinen Abenteuern begleitet. Er war fähig, alle Maschinen zu steuern, von einem Rasenmäher angefangen (sein persönlicher war mit einem Farbfernsehgerät ausgestattet) bis zur Concorde. Er wohnte in Florida.

»Ich glaube nicht, daß ich eine Concorde auftreiben kann. Aber was hältst du von einer Boeing 707-320 B/C International?«

Er wollte in sieben bis acht Stunden in Dallas eintreffen; ich könne mich darauf verlassen.

Das Immobiliengeschäft, das wir gerade in Dallas anpackten, beruhte, wie meine Leser sicher noch wissen, auf zwei verschiedenen Krediten.

Mit dem ersten finanzierten wir den Ankauf des Geländes. Jimmy Rosen hatte alles Notwendige unternommen; alle Dokumente waren unterschrieben und das Geld bereits beim Verkäufer eingegangen.

Mit dem zweiten sollte der Bau finanziert werden, zweiunddreißig Millionen Dollar. Eine New Yorker Bank, mit der Jo Lupino verhandelt hatte, war bereit, uns diese Summe zu leihen.

Endlich sollten auch diese Verträge unterzeichnet werden. Wir hielten uns in der Suite des *Fairmonts* auf, die ich gemietet hatte. Jo Lupino war mit einem Bevollmächtigten der New Yorker Bank eingetroffen. Es war inzwischen acht Uhr vierzig geworden. Ich hatte einen Pagen des Hotels beauftragt, im Souterain-Parkplatz neben Pauls Wagen zu warten und mich zu alarmieren, sobald das Telefon läutete. Ich war mir sicher, daß der Page mich für verrückt hielt.

Wie immer war Jo Lupino ausgezeichneter Laune. Menschlich gesehen war er mir unter meinen drei amerikanischen Rechtsanwälten der liebste. Vielleicht aufgrund seiner italienischen Vorfahren, vielleicht aber auch aufgrund seines ausgeprägten Humors, eine Eigenschaft, die sowohl Rosen vor allem aber Vandenbergh völlig abging.

Er hatte, nachdem er sich in meiner Suite installiert hatte, ohne sich zu genieren ein umfangreiches Frühstücksbüffet bestellt, das ausgereicht hätte, ein ganzes mexikanisches Dorf zu versorgen. Er liebte es, auf meine Kosten zu essen und zu trinken, und war in dieser Hinsicht niemals kleinlich.

»Du solltest einmal diesen Kaviar kosten«, sagte er. »Der Champagner dagegen ist nicht gerade umwerfend. Die Walderdbeeren aber, die sie extra aus Ontario einfliegen lassen...«

Monsieur hatte sich im übrigen nicht gescheut, für die Reise aus New York ein Flugzeug zu mieten – auf meine Kosten natürlich.

»Wer dich zum Freund hat, braucht wahrlich keinen Feind mehr. Entsprechen die im Hotel erhältlichen Zigarren deinen Ansprüchen oder soll ich Fidel Castro anrufen und ihn um eine Eillieferung bitten?«

Er sagte, ich täte ihm leid. Ich sei in letzter Zeit angespannt und auch, mit Verlaub, etwas geizig. Schließlich habe der

freundlich-genial-treue Jo Lupino die zweiunddreißig Millionen aufgetrieben.

»Franz, die Vorbereitungen sind abgeschlossen. Ihr müßt nur noch unterschreiben, Paul und du.«

Ich unterschreibe nie etwas, bevor ich es nicht mehrmals durchgelesen habe. Paul hat meine Methode seit langem übernommen. Er gab ein Exemplar der Verträge seinem Rechtsanwalt, der im Hotel auf ihn gewartet hatte, und vertiefte sich dann, genau wie ich, in die Lektüre. Ich war noch nicht fertig, als das Telefon läutete.

Der Page aus der Garage meldete, daß das Telefon in Pauls Wagen ebenfalls läutete.

Marc Lavater aus Paris:

»Ich habe deine Liste zusammen. Wenn du wirklich alle Länder besuchen willst, die auf dieser Liste stehen, dann solltest du dir ein Privatflugzeug kaufen.«

»Ich habe vor einer halben Stunde eines gemietet.«

Ihm verschlug es die Sprache.

»Flint tankt nur noch auf, dann holt er mich in Dallas ab. Marc, ich wollte auf alle Fälle vermeiden, daß ich blockiert werde. Vor allem, wenn ich mich an einem völlig abgeschiedenen Flecken dieser Erde aufhalte, wo es nur einmal die Woche französische Zeitungen gibt.«

»Diese im Grunde lächerliche Geschichte nimmt unwahrscheinliche und beunruhigende Proportionen an. Bist du sicher, daß du dich nicht überwinden und Patti um Verzeihung bitten kannst?«

»Auf gar keinen Fall. Lieber verrecke ich. Die Liste, Marc.«

Ich schrieb die Länder auf; die Liste wollte und wollte nicht enden. Hatte Marc denn einfach die Mitgliedsliste der Vereinten Nationen abgeschrieben? Wenn mich jemand

beobachtete, wie ich hier in der Parkgarage sitzend, den Hörer ans Ohr geklemmt, mir seitenlange Notizen machte, mußte er wohl zu der Überzeugung gelangen, es mit einem Spion zu tun zu haben.

»Fast alle Länder kommen mehr oder weniger in Frage, Franz. In den einen kannst du die Einzelteile deiner blöden Spielzeuge herstellen, aber nicht montieren lassen, während in anderen wiederum nur Montierstraßen funktionieren. Du mußt jedes Land extra behandeln. Ich kann dies für dich erledigen, wenn du mir etwas Zeit läßt und die dreitausend Verrückten, die im Augenblick mein Büro belagern, endlich abhauen!«

Eines hatte ich am allerwenigsten zur Verfügung: Zeit.

»Marc, du hättest Li und Lius Schlitzaugen sehen sollen. Sie waren wirklich wütend. So wütend, wie ich sie noch nie erlebt habe. Du weißt ja, daß sie meine Freunde sind und ich auf diese Freundschaft Wert lege. An welchem Ende soll ich wohl anfangen. Was meinst du?«

Er hatte sich diese Frage bereits überlegt und nannte mir den Namen eines ganz bestimmten Landes. Einer seiner Freunde, der den französischen Außenhandelsminister beriet, hatte ihm den Hinweis gegeben. Ich schrieb mir den Namen vorsichtigerweise nicht auf, sondern merkte ihn mir nur.

»Gute Reise«, wünschte mir Marc. Er hätte mir besser gute Reisen gewünscht.

Endlich hatten Paul und ich unterschrieben; der New Yorker Bankier hatte sich verabschiedet. Wir beschäftigten uns dann noch einmal ausführlich mit dem Projekt. Von architektonischer Sicht aus gab es kaum Schwierigkeiten. Unsere Architekten und die Kapickis hatten sich bereits getroffen und eine gemeinsame Ausgangsbasis erarbeitet.

Der einzige Punkt, der noch größere Schwierigkeiten bereiten konnte, war das Parkplatzproblem: Wir mußten, um die Baugenehmigung zu erhalten, eine bestimmte Anzahl von Parkplätzen nachweisen. Paul hatte diese Frage allerdings praktisch schon gelöst; er hatte auf ein Nachbargrundstück eine weitere Option erworben, so daß wir problemlos die unumgängliche Auflage erfüllen konnten.

Er hatte dagegen Schwierigkeiten, die vier Millionen Dollar, die er bar ins Geschäft einbringen sollte, aufzutreiben.

Wir kamen überein, daß ich ihm eine Million zu sechs Prozent Zinsen pro Jahr lieh; so konnte er sich weiterhin jeden Tag sattessen, und da er ein stattlicher Mann war, konnte er einiges verschlingen. Er versprach, als Ausgleich sich täglich um die Baustelle zu kümmern, alles zu überprüfen und mißtrauisch zu sein, sobald ihm irgend etwas komisch vorkam, während ich um den Erdball flog.

Gegen drei Uhr nachmittags rief mich Flint vom Flughafen aus an:

»Wir können abfliegen, wann du willst.«

Ich erlaubte mir noch eine kurze Überprüfung und rief alle Fluggesellschaften an, um einen Flug, irgendwohin, innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden zu buchen. Merkwürdigerweise hatte keine einzige Fluggesellschaft einen freien Platz für mich...

Bei den Flugzeug-Taxis sah es genauso aus: alles ausgebucht.

Dann sagte ich zu Flint, er solle mich nach Singapur fliegen.

Nach technischen Zwischenlandungen in Honolulu, Tokio und Manila setzte die Cimbali Special Air Force 1 am 14. Juli gegen sechzehn Uhr auf dem Flughafen von Singapur, Toa Payoh, zur Landung an (in Dallas war es drei Uhr und in Paris zehn Uhr morgens).

Flint hatte sich Zeit gelassen, sich aber damit entschuldigt, die Leih-Boeing sei »gedrosselt«. Er hatte kein übertriebenes Vertrauen in die Maschine (Flint hatte in *keine* Maschine Vertrauen). In seinem gewohnten Optimismus hatte er mir unterwegs erklärt, wir würden über dem Dschungel der Philippinen abstürzen, wenn wir vorher überhaupt die Rocky Mountains überwinden würden. Auch der Mariannengraben mit seinen elf Kilometern Tiefe schien unsere Boeing anzulocken. Einer der Vorzüge Flints: Er jagt einem eine solche Angst ein, daß der Flug zumindest nicht langweilig wird.

Flint war kein gewöhnlicher Pilot; ich habe bereits berichtet, daß er Milliardär war. Das stimmt, stimmt aber auch wieder nicht, denn er konnte nur die Zinsen seines Vermögens ausgeben, und auch die nur zum Teil. Eine weise Vorsicht seiner Familie, ohne die er schon längst pleite wäre, denn er war so in Flugzeuge vernarrt, daß er sich eine ganze Flotte zugelegt hätte.

Als er die Motoren abstellte, sagte er fröhlich:

»Hoffentlich sind wir in Singapur und nicht irgendwo in Neuseeland gelandet; ich habe den Eindruck, als ob ich unterwegs irgendwann einmal rechts abgebogen sei.«

Ich wußte nicht einmal, ob er einen Witz machte oder nicht. Sarah hatte schon recht: Wie schaffe ich es nur, immer wieder auf Verrückte zu stoßen? (Sie gab mir auf solche und ähnliche Fragen die immer gleiche Antwort: Weil du selbst verrückt bist!). Gott sei Dank waren wir wirklich in Singapur gelandet. Lebend.

Singapur liegt auf einer Insel an der Südspitze Malakkas und ist mit dem Festland mit einem nicht einmal eineinhalb Kilometer langen Damm verbunden, auf dem eine Autobahn, die Eisenbahnlinie und eine Pipeline für die Frischwasserversorgung untergebracht sind.

Die Insel wird von den einhundertvierzig Millionen Indonesiern, die in unmittelbarer Nachbarschaft leben, beneidet, denn hier werden, von Japan einmal abgesehen, die höchsten Gehälter Asiens bezahlt.

Achtzig Prozent der Bevölkerung besteht aus Chinesen (anders ausgedrückt: eine Million zweihunderttausend). Und unter diesen sollte ich einen mit Namen Wang auftreiben, dessen Büro in der Nähe der Orchard Street lag, der ein Haus auf einer anderen, zu Singapur gehörenden Insel besaß und Golf spielte. Mehr hatte mir Lavaters Freund nicht verraten. Ich ließ Flint am Flughafen zurück und nahm ein Taxi. Ich zögerte kurz, ob ich mich in die Orchard Street oder ins *Raffles Hotel* bringen lassen sollte, bevor ich mich fürs Hotel entschied, da ich mich unbedingt duschen wollte.

»Ich habe nicht reserviert. Ich hoffe, daß Sie mir trotzdem eine Suite zur Verfügung stellen können. Ich heiße Cimballi.«

»Mister Franz Cimballi aus Saint-Tropez?«

Ich war geschmeichelt, denn ich war mir gar nicht bewußt gewesen, *wie* berühmt ich inzwischen geworden war!

Nachdem ich gnädigzustimmend mit dem Kopf genickt hatte, fügte der Portier hinzu:

»Ihr Appartement ist selbstverständlich für Sie bereit, Mister Cimballi.«

Er reichte mir einen Umschlag. Ich öffnete ihn und zog ein mir gewidmetes Foto heraus:

TO CIMBALLI WITH LOVE! PATTI.

Beinahe wäre ich noch in der gleichen Minute zum Flughafen zurückgefahren und hätte Flint gebeten, mich über Pampelonne mit einem Fallschirm abspringen zu lassen. Doch dann besann ich mich, duschte und spürte wieder diese wilde, fröhliche Trunkenheit in mir aufsteigen, die ich ganz zu Beginn meiner Karriere als Finanzmakler in London zum ersten Mal gespürt hatte, als man mich ohne einen Cent in der Tasche in ein Flugzeug nach Kenia setzte. Das war nun auch schon vier Jahre her.

Anders ausgedrückt, ich war bereit, den Fehdehandschuh, den mir Patti Hall vor die Füße geworfen hatte, anzunehmen. Fest entschlossen, diesen Wang Soundso aufzutreiben, machte ich mich an die Arbeit, bereit, jeden Chinesen zu interviewen, der meinen Weg kreuzte. Ich wollte aus seinem Mund hören, daß er sich weigerte, meine Spielzeuge herzustellen, da die Raben ihn davon überzeugt hatten, ich sei eine Verkörperung der Pest.

Im Telefonbuch stieß ich auf mehr als sechshundert identische Namen. Ich bat die Hotelvermittlung um Hilfe, rief in der französischen Botschaft an (geschlossen), in der Handelskammer (geschlossen), in der Methodistenkirche (die Kirche war auch geschlossen) und verhandelte mit verschiedenen Privatdetektiven.

Erst dann – wie dumm ich manchmal war! – kam ich auf die rettende Idee: Golf.

Ich hatte Glück.

Er fragte mich:

»Spielen Sie Golf?«

»Als ich zum ersten und einzigen Mal einen Schläger in die Hand nahm, brauchte man anschließend einen Bagger, um mich wieder auszubuddeln.«

Er lachte höflich. Mister Wang war wohl um die fünfzig Jahre alt, zuvorkommend wie alle Chinesen und gleichzeitig ›sehr schnell von Begriff‹.

»Hätten Sie nach einem Timmy Wang gefragt, dann hätte selbst der Barmann des *Raffles* gewußt, wie Sie mich finden können.«

Ich war völlig verdurstet. Den ganzen Tag über hatte ich alle in Frage kommenden Golfplätze abgeklappert, und meine Beine taten entsetzlich weh. Er forderte mich auf, auf seinem elektrischen Karren Platz zu nehmen. Ich zögerte einen Moment, bevor ich die entscheidende Frage stellte, denn ich glaubte, die Antwort bereits im voraus zu kennen. Eine leichte Brise kam auf, die berühmte Singapurur Abendbrise, die so warm ist wie die Zunge eines Hundes. Ich gab mir einen Ruck: »Kennen Sie zwei Männer namens Heckl und Jaeckel?«

»Nein. Ist das ein Fehler?«

»Sie sind ihnen niemals begegnet, Sie hatten nie in Ihrem Leben mit ihnen zu tun und haben niemals ihren Namen gehört?«

»Niemals«, bekräftigte er. Ich holte tief Luft.

»Und Sie könnten für mich Spielzeug auf elektronischer Basis, das heißt, mit Mikroprozessoren ausgestattet, herstellen?«

»In jeder gewünschten Menge.«

Das war zu schön, um wahr zu sein.

Zwei Stunden später traf Flint in Begleitung eines australischen Piloten, den er schon seit langem kannte, im *Raffles* ein. Harmon, so hieß der Pilot, kannte sich in Singapur gut aus. Allein der Gedanke, die Nacht in dem alten, englischen oder auch altenglischen Kolonialpalast verbringen zu müssen, ließ seine Akne aufblühen. Er schlug vor, uns bei einem *Singapore by night* als Führer zu dienen.

Warum eigentlich nicht? Ich war sowieso viel zu aufgeregt, um schlafen zu können. Flint fragte:

»Hast du den Typen aufgetrieben, den du unbedingt hast sprechen wollen?«

»Ja. Wir treffen uns morgen wieder. Heute Abend hat er keine Zeit.«

Alles in allem hatte Wang mir zwanzig Minuten eingeräumt und sich entschuldigt, daß er sich nicht länger um mich kümmern konnte. Er selbst besaß keine Fabrik; Wang war reiner Vermittler, kümmerte sich um Import und Export, tauschte Tonnen von Heilkräutern gegen Palmöl (oder umgekehrt, ich habe das vergessen) und hatte überall die Hände mit im Spiel.

Harmon führte uns zuerst in ein Restaurant; da Flint wie ich die chinesische Küche mochten, mußte er nicht lange überlegen. Wir gingen in das alte Chinatown, das von Neubauten immer stärker bedrängt wird – schade! Nach einigen Gläsern Reiswein, der zwischen den einzelnen Gängen gereicht wurde, fühlte ich mich leicht und beschwingt wie selten in Asien, wo ich mich eigentlich nie so recht heimisch fühlen konnte. Ich war schließlich sogar so wagemutig, Leguan und Schlange zu essen, der vor meinen Augen bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen worden war...

Timmy Wang hatte keine Fabrik, aber er kannte jemand, der eine Fabrik hatte und der mir mein Spielzeug in jeder

gewünschten Menge produzieren konnte. Ohne jedes Problem. Versprochen. Feierliches, chinesisches Ehrenwort:

»Ich weiß nicht, was Sie befürchten, Mister Cimbali, ich weiß nur, daß Ihre Befürchtungen unbegründet sind. Ihre Konkurrenten können, solange sie wollen, versuchen, Ihnen Knüppel zwischen die Beine zu werfen: Wir halten stets unser Wort.«

»Sago Street, die Straße des Todes«, erklärte Harmon. »Alte Chinesen warten hier auf den Tod, denn wenn sie zu Hause sterben, bringen sie Unglück über ihre Familie.«

Der Australier hatte inzwischen schon mehrere Gläser zuviel getrunken, Flint ebenfalls und auch ich begann zu schweben.

Harmon hatte uns inzwischen auf einen Sampan gelotst. Die Nacht war klar. Wir glitten an einem *Kelong*, einem Fischerdorf entlang, das auf Pfählen mitten ins Wasser gebaut war. Die Frauen waren dabei, die Fische zu sortieren, während die Männer die Netze flickten und sangen. Sehr schön, wirklich, nur im Augenblick hatte ich für touristische Unternehmen wirklich keinen Sinn. Ich fieberte dem kommenden Tag entgegen und hatte gleichzeitig Angst, denn in meinen Augen hatte Timmy Wang zu schnell zugestimmt. Kein Geschäftsmann äußert sich so eindeutig, wenn er seinen zukünftigen Partner erst zwanzig Minuten kennt.

In meinen Gedanken versunken bat ich Harmon, seinen letzten Satz zu wiederholen:

»Ich wollte wirklich klar sehen; aus diesem Grunde habe ich diese Sampan-Reise unternommen. Wir werden verfolgt...«

Was will er gesehen haben? Er schaute mich verblüfft an. Nein, er hatte keine Raben gesehen, dafür aber fünf Chinesen, die uns den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen hatten.

Es war Zeit, ins Hotel zurückzugehen. Das Gefühl unmittelbar bevorstehender Gefahr wurde immer stärker. Doch

es blieb alles ruhig. Aufatmend schloß ich mich in meinem Zimmer ein.

Der Engländer weckte mich am nächsten Morgen mit einem mehr als merkwürdigen Anruf:

»In Singapur müssen Sie sich unbedingt den Vogelpark von Jurang in Jalan Ahmad Ibrahim anschauen. Ganz zu schweigen vom Jade-Museum. Empfehlenswert ist auch ein Ausflug mit der Drahtseilbahn auf der Insel Sentora. Ein hinreißender Anblick!«

Um Himmels willen, bezahlte ich die astronomischen Honorare des Engländers, um von ihm geweckt zu werden und touristische Hinweise zu bekommen? Er mußte spüren, daß ich irritiert war, doch dies ließ ihn völlig kalt. Er lachte, so wie *Boys* lachen, die die vornehmen englischen *Public Schools* besucht haben.

»Ich wollte Sie eigentlich nur mit einer Entdeckung vertraut machen, die ich in letzter Zeit gemacht habe: Wissen Sie eigentlich, daß Raben neugierige Zugvögel sind?«

Was sollte das heißen? Von wo aus rief er eigentlich an?

»Von Tokio, Mister Cimbali. Ich bin gerade hier angekommen. Wann und wo kann ich Sie sprechen?«

Seine Stimme klang anders als sonst. Er sprach wie jemand, der weiß, daß er abgehört wird. Ich fragte ihn:

»Können Sie hierher kommen?«

»Ja. Morgen am frühen Nachmittag.«

Er legte auf, ohne weitere Informationen zu geben. Ich war mir ziemlich sicher, daß er mir folgendes hatte sagen wollen: Heckl und Jaeckel überwachten ihn, obwohl er eigentlich sie überwachen sollte. Eine recht beunruhigende Situation.

Mit Timmy Wang war ich um elf Uhr verabredet. Um zehn Uhr rief ich in seinem Büro an (er hatte mir freundlicherweise

die Büronummer hinterlassen, für den Fall, daß ich verhindert sei). Eine Frau teilte mir sehr höflich auf englisch mit, sie sei auf dem laufenden und habe mich gerade anrufen wollen, da eine kleine Programmänderung eingetreten sei:

»Mister Wang meinte, um Zeit zu sparen, wäre es vielleicht am Sinnvollsten, wenn Sie sich in der Fabrik träfen. Es ist mir eine Ehre, Sie dorthin begleiten zu dürfen. Ich komme im Hotel vorbei und hole Sie ab.«

Die Sache kam mir nicht ganz kosher vor, und ich überlegte mir, ob trotz des Charmes dieser Stadt Singapur nicht voller tödlicher Fallen steckte. Doch als ich Mister Wangs Sekretärin in der Halle des *Raffles* gegenüberstand, verflogen meine Zweifel: diese kleine, hinreißende, zerbrechliche Madonna mit den Schlitzaugen konnte unmöglich in ein Komplott gegen mich verwickelt sein.

Elegant steuerte sie durch den dichten Stadtverkehr. Wir kamen an der Saint-Andrew-Kathedrale und am Victoria Memorial vorbei, passierten die Sultans-Moschee und das Jalan-Bessar-Stadion. Über die Merdeka-Brücke führen wir in nordwestlicher Richtung weiter:

»Wir überqueren die Meerenge von Johore«, erklärte sie, »die Fabrik liegt auf den Inseln.«

»Und wie kommen wir dorthin?«

»Mit Mister Timmy Wangs Wasserflugzeug.«

Ich meinte, die tödliche Falle immer deutlicher zu spüren. Oder war ich nur hysterisch?

Ich entdeckte die Wunderwelt der kleinen, Singapor vorgelagerten Inseln. Endlich kamen wir in der Bucht von Serangan an, in der Mister Wangs Wasserflugzeug verankert war. Die junge Dame hielt an und lächelte mir auffordernd zu. Die rote Signallampe in meinem Gehirn deutete auf Sturmflut:

›Vorsicht, Cimbali, eine Falle! Hau ab, so schnell du kannst!‹

Zu spät. In diesem Augenblick tauchte ein korpulenter Chinese auf, der in seiner Hand einen Gegenstand hielt, den ich eindeutig als Revolver identifizierte. Die Madonna verbeugte sich anmutig:

»Bitte, Mister Cimbali...«

Ein winzig kleiner Sampan brachte uns zu dem Flugzeug, an dessen Bord sich neben einem europäischen Piloten mit roten Haaren zwei weitere, ebenfalls korpulente und mit einem Revolver ausgestattete Chinesen aufhielten. Man deutete auf einen der freien Sessel, ohne sich die Mühe zu machen, mir etwas zu erklären. Als ich feststellte, daß das Flugzeug nicht nach Norden, sondern nach Süd-Osten flog, wußte ich, daß ich in die Falle gegangen war.

Zwei Stunden später hatte mich das Flugzeug auf einer Insel, die kaum größer war als die Pariser Place de la Concorde, abgesetzt. Einige sehr vergnügte, liebenswürdige Fischer, die ein Kauderwelsch sprachen, von dem ich kein einziges Wort verstand, leisteten mir Gesellschaft.

Mit Händen und Füßen Erkundigungen einziehend, rechnete ich mir aus, daß ich mich auf einer der unzähligen kleinen Inseln vor Borneo aufhalten mußte. Ich mußte wohl mit drei Wochen rechnen, um über Borneo wieder in zivilisierte Gegenden zu kommen, vorausgesetzt, daß meine Fischerfreunde überhaupt die Absicht hatten, zum Festland zu fahren. Ich konnte natürlich auch ans Festland schwimmen, sollte es mir gelingen, mit den Haien einen Waffenstillstandsvertrag abzuschließen.

Der Engländer lächelte mir zu:

»Ich weiß wirklich nicht, warum Sie sich beklagen. Es hätte Ihnen wirklich schlechter ergehen können: Sie haben sich schließlich auf indonesischem Gebiet aufgehalten, und die Behörden in Djakarta hätten Sie ohne weiteres belangen können, da Sie ohne gültiges Visum eingereist waren.«

Ich schaute ihn grimmig an. Es war wirklich nicht der Augenblick, sich auch noch über mich lustig zu machen. Wir flogen gerade über Sumatra. Das kleine Archipel Kepulauan Anambas lag hinter uns (ich weiß nicht, ob man es wirklich so schreibt, denn ich konnte es auf keiner Karte finden; auf alle Fälle wird es so ausgesprochen).

Nein, meinte der Engländer, es sei kein Zu- oder Glücksfall gewesen, daß er mich so schnell gefunden habe. Als er in Tokio festgestellt hatte, daß er selbst überwacht wurde, hatte er sich ausgerechnet, daß einige zusätzliche Vorsichtsmaßnahmen wohl nicht ganz überflüssig waren, denn die Raben waren anscheinend bestens informiert und darüber hinaus auch noch äußerst erfinderisch. Der Engländer hatte vor langer Zeit einmal in Singapur gearbeitet und einige alte Freunde in der Stadt (ich vermutete, daß er für den Geheimdienst gearbeitet hatte, aber er ließ sich über dieses Thema natürlich nicht aus):

»Einen besonders lieben Freund bat ich, ein Auge auf Sie zu werfen. Er kam gerade noch rechtzeitig, um beobachten zu können, wie Sie von Ihrer Madonna abgeholt wurden. Er verfolgte den Wagen bis nach Serangun und sah, wie Sie in das Wasserflugzeug gebeten wurden, ohne eingreifen zu können. Natürlich hatte er sich das Kennzeichen des Flugzeuges

notiert. Nachdem ich selbst in Singapur eingetroffen war, war es ein Kinderspiel, den rothaarigen Piloten aufzutreiben und zu befragen. Er wußte nicht viel. Man hatte ihn und sein Flugzeug gechartert, um einem Freund ›einen Streich zu spielen‹. Ein Streich, der immerhin zehntausend Dollar kostete. Er hat sich nicht zweimal bitten lassen, zu der Insel zurückzukehren, auf der er Sie abgesetzt hatte, denn inzwischen hatte er sich Sorgen gemacht, daß es sich vielleicht doch nicht nur um einen ›Scherz‹ handelte, und er hatte nicht die geringste Lust, in eine Entführungsgeschichte verwickelt zu werden. Wollen Sie meinen Kommentar dazu hören?«

»Nur zu.«

»Die Raben wußten sehr wohl, daß Sie relativ schnell wieder auftauchen würden.«

»Sie haben mich wohl nur ärgern wollen.«

»Das glaube ich nicht, denn das gehört eigentlich nicht zu ihrem Stil. Ich habe mit Harmon, dem australischen Piloten, gesprochen und erfahren, daß Sie am Vorabend überwacht worden waren. Können Sie die Chinesen beschreiben, die sich zusammen mit dem rothaarigen Piloten an Bord des Wasserflugzeuges befanden?«

»Chinesen.«

Wieder dieses idiotische Oxford-Lachen:

»Mit Hilfe dieser Beschreibung kann es sich nur um Stunden handeln, bis wir sie aufgetrieben haben.«

Es war wohl nicht möglich, eine Verbindung zwischen den Raben und meinen Entführern herzustellen. Natürlich konnte ich Anzeige gegen Unbekannt stellen. Aber was gewann ich? Nichts. Dafür würden alle, die mich kennen, sich den Bauch halten vor Lachen: Cimbali auf einer einsamen, von Haien bewachten Insel. Es war wohl sinnvoller, sich um Timmy Wang zu kümmern.

Ohne Ergebnis. Er hielt sich nicht in Singapur auf. Er hielt sich nirgendwo auf, sondern hatte sich in Luft aufgelöst. In seinem Büro in der Orchard Street hatte ich nur verwunderte Blicke geerntet: Ja, Mister Wang hatte eine Verabredung mit mir, um elf Uhr, im Hotel *Cathay*. Er hatte eine Stunde auf mich gewartet, bevor er im *Raffles* anrief und erfuhr, daß ich nach Europa zurückgefliegen sei.

Eine chinesische Madonna?

»Keine unserer Angestellten entspricht Ihrer Beschreibung, Mister Cimballi.«

Wo sich Mister Wang aufhielt? Er war auf Reisen. Gestern nachmittag hatte eine sehr erfreuliche Nachricht ihn die Enttäuschung vergessen lassen, die ich ihm zugefügt hatte. Er hatte mit einer amerikanischen Firma einen sehr bedeutenden Vertrag über die Lieferung von Palmöl unterzeichnet. Seine neuen Kunden hatten Wert darauf gelegt, daß er ihnen alle Inseln im Pazifik persönlich zeigte, auf denen Kopra, der Rohstoff des Kokosöls, gewonnen wurde. Im Moment befand er sich wohl irgendwo zwischen Tahiti und Hawaii oder auch über dem Celebesbecken.

Ich heulte vor Wut. Der Engländer nickte mitfühlend mit dem Kopf:

»Mister Cimballi, genau das habe ich Ihnen bereits einmal gesagt. Ich weiß nicht, ob wir Heckl und Jaeckel bei diesem Spiel schlagen können...«

Er hatte sich über die Raben gründlich informiert und fing mit seinem Bericht am Ende an:

»Ich kenne die genauen Befehle nicht, die Miss Patti Hall den beiden Raben gegeben hat, bin mir aber sicher, daß sie bestimmte Grenzen setzte, die nicht überschritten werden dürfen. Gott sei Dank, denn im entgegengesetzten Falle wären Sie bereits bei einem Unfall ums Leben gekommen. Die beiden

sind wahre Spezialisten für Unfälle, bei denen in der Regel die Feinde ihrer Auftraggeber sterben.«

Die Informationen des Engländers führten nach Nord- und Südamerika, Afrika, den Mittleren und Fernen Osten und so weiter. Kein Land war ihnen fremd. Sie arbeiteten fast ausschließlich für die Halls; der verstorbene Onkel Bohlen hatte sie vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Mal engagiert, und sie hatten sich als wahre Raketen entpuppt, die durch nichts aufgehalten werden konnten. Doch sie waren jederzeit bereit, auch für andere Auftraggeber zu arbeiten, sobald sich diese mit den Honoraren einverstanden erklärten, die in der Regel nur von Großfirmen aufgebracht werden konnten.

»In meinem Bericht finden Sie Daten, Namen, Zahlen und Ortsangaben. Beeindruckend. Und beängstigend. Selbst für mich. Glauben Sie nur nicht, daß Sie es mit einfachen Berufskillern zu tun haben. Ihre Pläne sind immer bis ins kleinste Detail ausgearbeitet.«

Offiziell fungierten sie als kleine, schäbige Privatdetektive, die gerade noch in der Lage waren, untreue Ehemänner zu beobachten oder Hühnerdieben auf die Finger zu schauen. Doch die Überprüfung ihrer finanziellen Situation hatte ergeben, daß sie mindestens mehrere Millionen Dollar ihr eigen nannten – und die Mitarbeiter des Engländers hatten dieses Kapital noch nicht abgeschlossen. Trotzdem lebten sie in einer miserablen Drei-Zimmer-Mietwohnung, die allem Anschein nach entsetzlich dreckig war. Es verstand sich von selbst, daß sie offiziell keine Verbindung zu den Halls oder zu anderen, bedeutenden Auftraggebern hatten.

»Alle Informationen laufen darauf hinaus, daß Heckl und Jaeckel, die Sie im Scherz die Raben nennen, die mich aber nicht zum Lachen bringen können, sich seit dem 1. Juli abends ausschließlich um Sie kümmern. Vierundzwanzig Stunden pro Tag, sieben Tage pro Woche, pausenlos... Sie verfügen über

nahezu unbeschränkte Mittel. Hören Sie bitte genau zu, Mister Cimbali. Ich habe bereits häufig für Sie gearbeitet, und zwar, wie ich glaube, mit Erfolg. Sie wissen, daß ich phlegmatisch bin. Und als Phlegmatiker meine ich, daß weder Sie noch ich gegen die Raben die geringste Chance haben...«

Im *Raffles* (die Leitung des Hotels war von meiner überstürzten Abreise informiert worden, und jemand hatte sich sogar die Mühe gemacht, die Rechnung in bar zu begleichen), telefonierte ich von einer Kabine in der Eingangshalle aus mit Marc Lavater:

»Franz, gib auf! Man muß einfach anerkennen, wenn man geschlagen ist, wenn die Einsätze in dem teuflischen Spiel zu hoch werden und man nicht mehr mithalten kann. Wirklich kein Grund, sich zu schämen. Flieg nach Dallas und arrangier dich mit der Verrückten. Ein Beispiel: Ich habe dir eine Liste mit den Ländern übermittelt, in denen du dein Glück versuchen, das heißt, eine Fabrik finden kannst, die bereit ist, dieses blöde Spielzeug zu produzieren. Ich habe die Informationen von einem französischen Spezialisten bekommen, der, auch wenn er für die Regierung meines Landes arbeitet, nicht gerade auf den Kopf gefallen ist und mir versichert hat, die größte Diskretion walten zu lassen. Gestern habe ich eine Kopie dieser Liste erhalten, mit den gleichen Namen in der gleichen Reihenfolge und mit den gleichen Anmerkungen. Eine einzige Bemerkung entsprach nicht dem Original:

›NO CHANCE AT ALL!‹ Gib auf, Franz!«

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die schreien, toben oder Teller zerschlagen, wenn sie wütend sind, wirklich nicht. Auch jetzt beschränkte ich mich darauf, den Engländer anzuschauen, ohne ihn zu sehen, ohne das *Raffles* mit seinem altenglischen Dekor zu sehen, ohne überhaupt etwas zu sehen. Ich sagte

nichts (und dachte auch an nichts). Die Wut war stärker als alles andere.

NO CHANCE AT ALL?

Wäre in diesem Augenblick aus meinen Ohren Rauch ausgetreten, dann hätte ich mich zumindest nicht gewundert.

Inzwischen hatten wir den 16. Juli, morgens, zehn Uhr fünfzehn, Ortszeit Singapur. Auf der Liste mit den Ländern, in denen ich unter Umständen eine Fabrik auftreiben konnte – die Liste, die den Raben bekannt war und die auf diese Weise meine Unternehmungen abschätzen und mühelos dagegen ankämpfen konnten; Singapur war dafür ein schlagkräftiges Beispiel –, hatte Marc den Stadtstaat an die erste Stelle gesetzt.

Ich wählte nach dem Zufallsprinzip einen anderen Namen, der sich eher in der unteren Hälfte der Liste befand: Venezuela.

Vier Stunden später flogen wir Richtung Caracas.

Stellen Sie sich eine Schüssel vor, deren Ränder aus Gebirgen besteht; in der Senke befindet sich eine Stadt, die Manhattan mit ihren Wolkenkratzern und Stadtautobahnen zum Verwechseln ähnlich sieht, dann können Sie sich ungefähr Caracas vorstellen. Doch die Wolkenkratzer allein, die mit den Geldern aus dem Erdölgeschäft des Staates gebaut wurden, reichen nicht aus, um Caracas zu beschreiben: die Elendsviertel mit den Wellblechbaracken oder ›Häusern‹, die gar nur aus Pappkartons errichtet wurden, ziehen sich die Hügel zum Rand der Schüssel hoch und sind ewig präsent. Lebt man in der Stadtmitte, hat man den Eindruck, ständig von Millionen hungriger Augen angestarrt zu werden. Bedrückend.

Zu allem Unglück regnete es, seitdem Flint auf dem Flughafen, der dicht am Meer liegt, gelandet war. Ich versuchte, in einem Leihwagen mir einen Weg durch das verwirrende Autobahnnetz zu bahnen, und kam immer wieder an der gleichen Avenida Bolivar oder Avenida Sabana Grande vorbei. Zum Verzweifeln.

Ich suchte das Haus eines Korse, der sich in den sechziger Jahren hier niedergelassen hatte, als ein anderer Korse, Leoni, Staatspräsident gewesen war. Simon Peretti hatte mich in Saint-François auf Guadeloupe, wo wir uns kennengelernt hatten, eingeladen, ihn in Caracas zu besuchen, doch die Straße, die er mir angegeben hatte, im Viertel Paraiso, schien es nicht mehr zu geben. Entmutigt ging ich in ein Café und bat um das Telefonbuch, in dem ich zu meiner großen Freude einen J.-B. Simon Peretti entdeckte, der anscheinend umgezogen war.

»Wo liegt denn diese Straße?«

Der Wirt half mir weiter:

»In Chacao im Norden der Stadt; ein neues Viertel am Rand der Golfplätze.«

Dreißig Minuten später stand ich vor dem richtigen Haus. Eine hinreißende Braunhaarige, Senora Jean-Baptiste Simon Peretti, wie ich später erfuhr, teilte mir mit, daß ihr Herr und Gebieter für zwei, drei Tage außer Haus war, nicht länger, denn er hielt sich nur in Maracaibo, dem Erdölzentrum auf.

»*Se puede telefonear?*«

Ich durfte telefonieren, obwohl sie nicht genau wußte, wo sie ihren korsischen Riesen auftreiben sollte. Ich wollte es trotzdem versuchen.

Wie soll ich meinen damaligen Zustand beschreiben? Ich war nicht ich. Ich war nicht eigentlich zornig. Kalte Wut lenkte meine Schritte, und ich hatte das Gefühl, Berge einreißen zu müssen, um meiner Wut Herr zu werden (an Bergen mangelt es in Venezuela wahrlich nicht). Keine Sekunde hatte ich daran gedacht aufzugeben. Auf dem Flug von Singapur nach Caracas hatte ich einen einfachen Plan ausgeheckt, an dem ich unbedingt festhalten wollte: Ich würde jedes Land auf dieser verfluchten Liste besuchen, auch wenn ich mir die Zähne daran ausbeißen sollte, in der Hoffnung, nein, in der absoluten Gewißheit, früher oder später die Lücke in Pattis System zu finden, mit deren Hilfe ich sie besiegen konnte. Und wenn mich dies zehn Jahre kosten sollte.

No Chance at all? GRGRGRGRGRGRGRGR!

Auch als ich nach Verlassen der Villa unter dem Scheibenwischer meines Mietwagens einen Briefumschlag entdeckte, in dem ich ein Foto meiner texanischen Freundin mit der nun schon bekannten Widmung:

›TO CIMBALLO WITH LOVE, PATTI‹ fand, konnte dies meine wilde Entschlossenheit, den Kampf bis zum bitteren Ende zu führen, nicht erschüttern.

›Patti, amüsier dich, solange du willst und kannst. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.‹

Zu diesem Zeitpunkt waren mir die beiden Indios noch nicht aufgefallen, die mir sicher schon damals folgten.

Ich entdeckte sie erst später. Zu spät.

»Verrückt. *Loco, por completo loco*«, rief Jean-Baptiste Simon Peretti verzweifelt.

»Du mußt diese verdammte Fabrik auftreiben!« Er seufzte und griff wieder zum Telefonhörer, der langsam warm wurde, denn seit zwei Stunden telefonierte Peretti nun in der Gegend herum, um mir zu helfen. Ich hatte ihn in Maracibo aufgestöbert, und er hatte sich nur ungern bei seinen Geschäften stören lassen. Der Korse legte auf und schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Nichts zu machen, Franz, deine Raben waren schon überall und...«

»Du mußt diese verdammte Fabrik auftreiben!«

Der Akzent aus Ajaccio schlug durch:

»Aio, ich habe jetzt schon eine Milliarde Telefongespräche geführt.«

»Und ich habe hundertmal die Erde umkreist. Wenn du willst, kann ich sie dir in allen Einzelheiten beschreiben. Wie ein Satellit, der die Bilder gespeichert hat.«

Ergeben schloß er die Augen und suchte in seinem Gedächtnis nach dem rettenden Ausweg:

»Nun, da sind noch die zwei Brüder in Colonia Tovar. Aber ich warne dich: Fielen sie in einen Teich mit lauter Alligatoren, würden sich die Alligatoren übergeben!«

Am 19. Juli fuhr ich morgens um acht Uhr los, um die beiden Brüder aufzusuchen. Es regnete immer noch.

Endlich fielen mir die zwei Indios auf, die mir in einem buntgescheckten Chevrolet folgten. Sie hatten die Verfolgung aufgenommen, als ich den prächtigen Park des Hotels *Avila* verlassen hatte.

Sie unternahmen nichts. Sie verfolgten mich einfach und versuchten nicht einmal, unsichtbar zu bleiben. Die beiden hageren, eingefallenen Gesichter, die so gar nicht zu den muskulösen, untersetzten Körpern paßten, waren mir beim Vorbeifahren aufgefallen. Mir war nicht sehr wohl zumute.

Es regnete immer heftiger. Die Männer, die ich in Colonia Tovar treffen sollte, waren Venezuelaner deutscher Abstammung, Günther und Freddy Schlomm. Sie besaßen in La Guaira, dem karibischen Hafen von Caracas, eine Fabrik. J.-B. Simon Peretti hatte sie im Rahmen seines Berufes kennengelernt und hätte gerne darauf verzichtet (er war Bankier). Er hatte ihnen einen Kredit eingeräumt, denn er lebt schließlich von solchen Geschäften, schauderte aber trotzdem, als er sie beschrieb:

»Franz, ich habe schon viele Typen kennengelernt, die die Indios bis aufs Blut aussaugen, doch diese da haben alles in den Schatten gestellt, was ich auf diesem Gebiet je gesehen habe.«

Was machte ich, Cimballi, eigentlich anderes als die Eingeborenen auszubeuten, wenn ich um die Erde jagte, um die Fabrik aufzutreiben, die mir mein Spielzeug zum billigsten Preis produzieren konnte? Die Atmosphäre von Caracas (und der dauernde Regen) schien auf mich abzufärben: Ich lief Gefahr, depressiv zu werden (und wußte nicht so genau, was ich von den beiden Kerlen in dem Chevrolet halten sollte, die mir immer noch folgten). Warum nur hatte ich je mein heimatliches Saint-Tropez verlassen?

Die Straße durch das Gebirge wurde immer kurvenreicher. Plötzlich tauchte der erste rote Lastwagen auf...

Vor mir. Ein Riesenungetüm, das ausgesprochen langsam fuhr und mir den Weg versperrte. Jedes Mal, wenn ich ihn überholen wollte, scherte er nach links aus, so daß ich nicht vorbeikam. Ich dachte zuerst, ein idiotischer Lastwagenfahrer wolle mich nur ärgern, doch dann tauchte in meinem Rückspiegel ein zweiter roter Lastwagen auf, der identisch war mit dem ersten. Er klebte so dicht an mir, daß seine Stoßstange meine berührte, allerdings sehr sanft. Die beiden Ungeheuer hatten mich eingekeilt. Ich hupte wie verrückt, doch ich hätte genauso gut die *Tosca* singen können. Plötzlich hatte ich entsetzliche Angst.

Ich erinnere mich nicht mehr daran, wie lange dieses Spiel eigentlich gedauert hatte. Der buntgescheckte Chevrolet mit den beiden Indios, die sich nicht einmal die Mühe machten, mir einen Blick zuzuwerfen, überholte uns. Dann kam noch ein Lincoln, in dem ebenfalls zwei Indios saßen. Ich überlegte gerade, ob ich die Fahrertür aufmachen und herausspringen sollte, als der vor mir fahrende Lastwagen plötzlich wie eine wild gewordene Hornisse beschleunigte. Vor mir nichts anderes als ein tiefer Abgrund. Und hinter mir der zweite Lastwagen, der ebenfalls wie ein Irrer beschleunigte und meinen Leihwagen auf den Abgrund zuschob. Ich bremste, konnte aber natürlich der Kraft des Lastwagens nichts entgegensetzen. Kurz darauf schlitterte ich über die Böschung. Ich schrie vor Wut und Angst und versuchte verzweifelt, den Wagen, der langsam den Hang hinunterglitt, wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Ich konnte nur noch eines versuchen: Gas zu geben. Doch das machte alles nur noch schlimmer. Ich kämpfte mit der Tür, während der Wagen bei seiner Rutschfahrt immer schneller wurde.

Ich sprang und versank sofort bis zu den Knien im Schlamm. Frenetisch ruderte ich mit den Armen, denn die Wucht hatte mich nach vorne gerissen, und ich schlitterte jetzt hinter dem Wagen her dem Abgrund entgegen. Endlich konnte ich mich an einem aus dem Schlamm herausragenden Felsen festhalten. Ich richtete mich auf und schaute mich um. Man hatte mich nicht wirklich umbringen wollen: der Hang wurde ungefähr zweihundert Meter weiter wieder flach, und der Schlamm hatte verhindert, daß der Wagen wirklich schnelle Fahrt aufnahm. Vor dem eigentlichen Abgrund (der, wie ich später erfuhr, neunhundert Meter direkt in die Tiefe führte!) war eine so hohe Barriere aus Steinen und Hölzern, daß der Wagen unbedingt zum Halten kommen mußte.

Man hatte mich nur beeindrucken wollen. Nun, das war ihnen wirklich geglückt.

Inzwischen waren die Lastwagen spurlos verschwunden; eine Stunde später hielt endlich ein Omnibus und nahm mich mit. Der Omnibus war für dreißig Fahrgäste zugelassen (der Hinweis war deutlich sichtbar über dem Fahrer angebracht), transportierte aber mindestens dreimal so viel. Trotzdem wurde ich freundlich aufgenommen. Mein Abenteuer schien anscheinend sehr komisch zu sein, denn der ganze Bus wieherte noch vor Lachen, als wir nach unendlich vielen Kurven durch die Kordilleren endlich mitten in Tirol ankamen.

Colonia Tovar ist nichts anderes als ein Stück Deutschland, das nach Lateinamerika verpflanzt wurde. Weder die Kirche mit dem Zwiebelturm noch Delikatessengeschäfte mit Eisbein und Sauerkraut noch Gasthöfe oder Gaststätten fehlten. Die Auslagen der Geschäfte waren in gotischer Schrift ausgezeichnet, und man sprach Deutsch wie in Fürstfeldbruck in Oberbayern.

Man hatte mir sogar kurze Lederhosen angeboten, deren Träger mit Plastik-Edelweiß geschmückt waren, damit ich

meinen schlammverkrusteten Anzug ablegen konnte. Ich sagte »Nein, danke schön, bitte schön, danke schön« und kaufte mir eine Hose, ein Hemd und Sandalen. Endlich stand ich vor den Schlomm.

Die beiden waren die Reise mit ihren Abenteuern wirklich nicht wert.

Sie waren alt, fett und häßlich, und auch kurzsichtige Alligatoren würden sich angesichts der Brüder Schlomm übergeben. Jeder wog zwischen einhundertdreißig und einhundertvierzig Kilo, sah aus wie ein rosa Schweinchen und grunzte entsprechend. Lichtenberg hat einmal behauptet, Regen reinige die Schweine und beschmutze die Menschen. Die Schlomm bestätigten diesen Spruch. Ich hätte nur unter größten Schwierigkeiten mit den beiden zusammenarbeiten können, hätte es überhaupt eine Möglichkeit gegeben.

Doch es gab keine. Richtiger: es gab keine mehr. Seit einer Stunde war diese Möglichkeit blockiert. Seitdem sie diesen wunderbaren Vertrag unterzeichnet hatten, der buchstäblich vom Himmel gefallen war: Amerikanische Finanzmakler waren mit einem Hubschrauber in Colonia Tovar eingetroffen. *Schlomm und Schlomm* wurde ein Vertrag angeboten, den jeder Geschäftsmann unterschrieben hätte, und konnten es immer noch nicht fassen, wie schnell sich alles abgespielt hatte. Sie ahnten wohl, daß ich an diesem Wunder nicht ganz unschuldig war und sie von einem Kampf profitierten, an dem ich aktiv teilnahm. Mit größtem Vergnügen erzählten sie mir alle Einzelheiten.

Am gleichen Abend aß ich zusammen mit Jean-Baptiste und Dany Simon Peretti in Caracas zu Abend. J.-B. traute seinen Ohren nicht:

»Du willst doch nicht allen Ernstes behaupten, daß diese Verrückte aus Dallas die Fabrik der Schlomm für zehn Jahre

gemietet hat, nur um dich an deiner Spielzeugproduktion zu hindern?«

»Ihr gehören auch Elektronik-Unternehmen. Das Schlimmste bei der ganzen Sache ist, daß sie wahrscheinlich nicht einmal Geld verliert: sie kann den Schlommis so viele Aufträge geben, wie es ihr beliebt.«

»Und diese beiden alten Gauner verdienen eine hübsche Stange Geld. Sie standen kurz vor dem Konkurs. Jetzt können sie wenigstens den Kredit zurückzahlen, den ich ihnen eingeräumt habe. Du siehst, ein Vorteil hat dein Besuch in Caracas schon.«

Ich hatte allerdings noch nicht mein letztes Wort gesagt. Ich vergleiche mich gerne mit einem Boxer (und hoffe, daß ich mich nicht täusche), der Runde um Runde die Schläge seines Gegners einstecken muß, sich aber immer wieder in der Gewißheit hochrappelt, einen Fehler in der Deckung des Gegners zu entdecken und den entscheidenden Schlag anzubringen. Die erste Runde in Südkorea war verloren, die zweite in Singapur ebenfalls, und die dritte in Venezuela hatte nicht gerade überzeugend angefangen. Ich war mir sicher, daß ich noch einige Runden zu überstehen hatte. Doch selbst wenn ich im Augenblick noch nicht den siegbringenden Schlag versetzen konnte, warum sollte ich meine Gegnerin nicht ein wenig am Zahnfleisch kitzeln? Nur um zu zeigen, daß ich nicht vor lauter Angst in die Hosen mache oder mich gar verkrieche?

Die Idee war mir gekommen, als ich beobachtete, wie mein Leihwagen aus dem Schlamm geborgen wurde. Ich fühlte mich plötzlich beschwingt und gestärkt und kam mir vor wie Sylvester Stallone in *Rocky*.

Ein gar nicht so übles Resultat meines Besuchs in Venezuela.

Am nächsten Morgen – es war ein Sonntag – brauchte ich fünf Stunden, bis ich endlich den Mann gefunden hatte, der

jetzt kurz vor Mittag vor mir stand. Er musterte mich mißtrauisch und sagte:

»Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, Senor, aber Sie müssen sich beeilen. In zwei Stunden habe ich ein *Futbol-Match*.«

Er war nicht nur Libero, sondern auch der *Capitan* seiner Mannschaft. Ich warf ihm einen kurzen Blick zu und schaute mich dann um: Sein ›Haus‹ lag mitten in einer Barackensiedlung, die sich am Rande des Hafens von La Guaira zusammendrängte. Ich war mir sicher, daß in der Baracke, in der er lebte und die jeden Augenblick einzustürzen drohte, vierzehn oder fünfzehn Menschen hausten. Mein Gesprächspartner war wohl so alt wie ich und natürlich auch viel größer.

Ich fragte ihn, ob er Carlos Santisteban Perez sei. *Si*. Der Carlos Santisteban Perez, der mit weiteren achthundert Männern und Frauen bei den Schlomms arbeitete? *Si*. Der Carlos Santisteban Perez, der eine Stelle als Vorarbeiter innegehabt habe, aber wegen seines Engagements für seine Kollegen und seiner freien Zunge zurückgestuft worden war? *Si*. Der, der fließend lesen und schreiben konnte? *Si*. Ob er denn Lust habe, Teilhaber der Fabrik Schlomm zu werden? Mit der Möglichkeit, alle Gehälter auf einen Schlag zu verdreifachen? Mit der Möglichkeit, die Schlomms zum Schweigen zu zwingen, wenn er sie schon nicht aus der Firma hinauswerfen konnte?

Ob er Teilhaber einer Fabrik werden wollte, deren Aufträge zehn Jahre lang gesichert waren? Und nicht nur die Aufträge, sondern auch die Gewinne, dank der Großzügigkeit einer texanischen Milliardärin?

Mein Carlos stellte seinen Matchesack ab und sagte wieder einmal:

»Si, senor.«

Gehen wir der Reihe nach vor. Die Schlomms hatten mir mit sichtlichem Vergnügen mitgeteilt, sie hätten mit den Amerikanern einen unanfechtbaren, knallharten Vertrag geschlossen. Der Vertrag lief über zehn Jahre und hatte eine Besonderheit aufzuweisen: Sollte einer der beiden Teile, egal welcher, die Bestimmungen des Vertrages nicht einhalten, verpflichtete er sich, die schwindelerregende Summe von zweihundert Millionen Dollar an den anderen zu bezahlen. (Dabei gehen die Amerikaner aus Dallas praktisch kein Risiko ein: Patti Halls Reich ist so groß, daß sie unter allen Umständen sinnvolle Aufträge nach Venezuela vergeben kann).

Darüber hinaus war vereinbart worden, die ersten Aufträge innerhalb eines Monats zu erteilen und dann in regelmäßigen Abständen neue Aufträge zu geben, so daß kein Stillstand eintrat. Die Schlomms sollten zum ersten Mal nach Ausführung des ersten Auftrages bezahlt werden, erhielten folglich keine Vorauszahlung. Als Ausgleich war festgehalten worden, daß der Gewinn fünfundzwanzig Prozent betragen sollte; für die Schlomms tat sich ein Schlaraffenland auf.

Eine besondere Klausel bestimmte unwiderruflich, daß auch eventuelle Nachfolger Schlomms alle Einzelheiten des Vertrages genauestens zu respektieren hatten. Zuwiderhandlungen wurden auch in diesem Fall mit zweihundert Millionen Dollar sanktioniert.

Es verstand sich von selbst, daß die Schlomms ausgezeichneter Laune waren, als ich sie besuchte. Was ich von mir nicht behaupten konnte. Etwas später allerdings strahlte ich: Ich hatte die von den Schlomms erhaltenen Informationen mit denen verglichen, die mir mein venezolanischer Bankier gegeben hatte, und bei meinen Überlegungen noch folgende Tatsachen berücksichtigt: Die

finanzielle Situation der Schlomms, ihr Alter und meine freundlichen Beziehungen zu ihrem Bankier.

(Als ich J.-B. Simon Peretti meinen Plan erzählte, lachte er schallend, ein gutes Zeichen.)

Ich war mir sicher, ein recht brauchbares Süppchen angerichtet zu haben, das den Raben hoffentlich einige Magenschmerzen bereiten würde.

Und, wenn irgend möglich, auch Patti Hall.

Die Bank, die Simon Peretti in Venezuela repräsentierte, hieß, sagen wir einmal, Fixhall. Bei dieser Bank hatten die Schlomms ihren bedeutendsten Kredit aufgenommen. Damit mein Plan gelang, war es unabdingbar notwendig, daß die Bank sich bei den Schlomms meldete. Um keinen Verdacht zu erregen, übernahm diese Aufgabe nicht Peretti, sondern dessen venezolanischer Partner Ganzabal. Ganzabal kannte den Namen des Auftraggebers nicht, nur dessen Konto (dieser Kunde war eine Bank auf den Bahamas; hinter den dichten tropischen Gewächsen in der Eingangshalle hätten Sie unter Umständen das Gesicht eines jungen, sympathischen, auf internationaler Ebene arbeitenden Finanzgenies entdecken können, wären Sie damals vorbeigekommen.)

Ganzabal besuchte die Schlomms und hielt folgende Rede:

»Meine Direktion hat mich aufgefordert, Ihnen mitzuteilen, daß wir die Geschäftsbeziehungen zu Ihnen einstellen wollen; wir berufen uns auf den Paragraph acht des Kreditvertrages. Sie schulden unserem Haus zweihundertvierzehn tausend Dollar, zuzüglich Zinsen. Können Sie bezahlen?«

Die Schlomms fielen aus allen Wolken, riefen *Madre de Dios* (auf deutsch) und bestürmten den Vertreter der Fixhall.

»Wir sind im Augenblick nicht flüssig, aber wir haben einen fantastischen Vertrag unterzeichnet, der... Schauen Sie, hier ist der Vertrag, wir werden reich...«

Ganzabal antwortete, der Vertrag ginge ihn nichts an, er bestünde auf Bargeld.

Die Schlomms gerieten in Panik. Ganzabal gab nicht nach. Zehn Tage, mehr konnte er ihnen beim besten Willen nicht einräumen, außer...

Außer? Die Schlomms spitzten die Ohren. Außer was?

»Warum verkaufen Sie eigentlich Ihre Fabrik nicht?« fragte Ganzabal unverblümt. »Sie sind doch schon ziemlich alt, und man weiß nicht, wie lange Sie es bei Ihrem Übergewicht noch durchhalten. Ich kenne jemand, der sich für Ihre Fabrik interessiert. Eine seltene Gelegenheit für Sie, zumal der Wert Ihrer Fabrik aufgrund des Vertrages ja beträchtlich gestiegen ist. Verkaufen Sie, und Sie sind alle Sorgen los. Sie können sich sogar überlegen, ob Sie nicht lieber zurück nach Deutschland möchten...«

Die Schlomms stimmten nach langem Zögern zu. Sie verlangten drei Millionen Dollar, gut ein Drittel zuviel. Damit endete der erste Besuch.

Ein paar Tage später tauchte Ganzabal mit einem Gegenvorschlag wieder auf; sein Kunde von den Bahamas war bereit, eineinhalb Millionen Dollar für achtzig Prozent der Anteile zu bezahlen. Ein Teil der Summe war sofort verfügbar und konnte, falls dies gewünscht wurde, problemlos auf ein bestehendes oder noch zu eröffnendes Nummernkonto auf den Bahamas überwiesen werden (so daß das Finanzamt von diesem Geld nichts erfuhr). Der Käufer war bereit, sich auf eine Klausel einzulassen, die bestimmte, daß der Verkauf sukzessive zustande kommen sollte.

»Jawohl!« sagten die Herren Schlomm auf spanisch, die in der Zwischenzeit gerechnet hatten. Mit den eineinhalb Millionen konnten sie problemlos ihre Bankschulden zurückzahlen, und da sie überzeugt waren, daß ihr Käufer knapp bei Kasse war (Ganzabal, der selbst davon überzeugt

war, hatte dies durchblicken lassen), hofften sie, daß sich der Verkauf über viele Jahre hinzöge und sie so noch lange Herren in ihrer Fabrik blieben. Sie unterschrieben.

Kurz darauf schlug der Blitz im Hause Schlomm ein.

Die Tinte unter dem Vertrag war noch nicht einmal trocken (ich übertreibe etwas; in Wirklichkeit hat alles länger gedauert), da öffnete sich die Tür zu Schlomms Büro, und verschiedene Männer traten ein, darunter ein gewisser Carlos Santisteban Perez, der von seinem amerikanischen Berater Jo Lupino begleitet wurde. Dieser Lupino verlangte die sofortige Übertragung der restlichen Anteile, von den zwanzig Prozent einmal abgesehen, die ja im Besitz der Schlomms bleiben sollten, und berief sich dabei auf den Vertrag.

Die Schlomms mußten verkaufen und wurden zu Minderheitspartnern in ihrer eigenen Fabrik. Schlimmer noch: Carlos Santisteban Perez informierte sie voller Genugtuung, daß seine Freunde und er, das heißt, das gesamte Personal der Fabrik, bereits fünfundzwanzig Prozent der Anteile, also mehr als die Schlomms, besaßen.

Darüber hinaus hielten sie einen vor einem Notar unterschriebenen Vorvertrag zu einem Kaufvertrag in den Händen, der weitere sechsundzwanzig Prozent umfaßte. Sobald dieser Vorvertrag einmal realisiert sein würde, verfügten sie über die Mehrheit im Aufsichtsrat.

Wer hatte an Perez und dessen Partner verkauft? Wer hatte diesen Vorvertrag unterschrieben? Nun, diese anonymen Kunden von den Bahamas, mit anderen Worten ich.

Ich hatte dem Capitan Perez versprochen, er würde Teilhaber und sogar Chef der Fabrik werden, und hatte mein Versprechen gehalten. Trotzdem hatte ich mich nicht ganz aus dem Geschäft zurückgezogen; ich besaß weiterhin neunundzwanzig Prozent der Anteile; warum hätte ich dieses Geschäft ganz aufgeben sollen?

Noch eine Frage, die sich meine Leser vielleicht stellen: Wie waren Perez und seine Freunde an das notwendige Kapital gekommen, um mir die Anteile abzukaufen? Ganz einfach: Sie benutzten die Gewinne der Gesellschaft. Wir hatten das einmal durchgerechnet: nach vier Jahren und sieben Monaten würden sie den Übernahmepreis abbezahlt haben, mit dem Geld, das Patti Hall investierte, um mich daran zu hindern, die Fabrik für meine Zwecke zu benutzen. (Meinen neunundzwanzigprozentigen Anteil verdankte ich niemand anderem als Patti Hall.)

Ich fand das recht amüsant.

Nur eines: als Perez und die Arbeiterdelegation unter der Führung von Jo Lupino in das Büro der Schlomms eindrangen, hielt ich mich schon lange nicht mehr in Venezuela auf. Ich war inzwischen in Schanghai.

Schanghai war die dritte Station, die ich auf meiner Liste ausgesucht hatte, Formosa übergehend, da ich es erstens nicht klug fand, die Chinesen des verstorbenen Tschiang Kai-Scheck zu besuchen, bevor ich die Chinesen des verstorbenen Mao Tse-Tung mit meiner Anwesenheit beehrt hatte, und zweitens die Verbindungen zwischen Washington und Taipei so gut kannte, daß ich mir ausrechnen konnte, in welch hohem Maße die Raben die Insel in der Zwischenzeit mit Anti-Cimballi-Minen versorgt hatten. Ich hielt die beiden sogar für fähig, die US-Flotte im Pazifik in Alarmbereitschaft versetzt zu haben; vielleicht hatte die Hall aber auch einen privaten Flugzeugträger zur Verfügung.

Einen Luxus hatte ich mir allerdings erlaubt: Bevor ich in das Reich der Mitte aufgebrochen war, hatte ich einen kurzen Aufenthalt in Saint-Tropez eingelegt. Völlig erschöpft, sozusagen auf dem Zahnfleisch gehend, traf ich am 22. Juli nach elftägiger Abwesenheit dort ein.

Ich hatte das Gefühl, die Menschen drängten sich dort zusammen wie am Schwarzen Freitag auf der Wall Street, nur fröhlicher. Das Haus, in dem ich geboren wurde, ist wahrlich kein arabischer Palast; er verfügt über nur fünf Zimmer, und das Schwimmbecken ist gerade zehn Meter lang. Trotzdem war es von dreißig bis vierzig fröhlichen Hausbesetzern in Beschlag genommen worden. Von Sarah und den Kindern einmal abgesehen entdeckte ich Ute, Papa und den Türken (natürlich mit Harem), Jimmy Rosen, dessen Frau und fünf Kinder sowie die Lavaters und andere Freunde, die ich nicht einmal kannte. Ich fragte Sarah:

»Warum hast du eigentlich nicht die Republikanische Garde eingeladen? Die hätten wenigstens den Trompetenaufzug aus *Aida* blasen können.«

»Bei diesem Lärm hätte man sie nicht gehört«, antwortete sie.
»Übrigens, du wurdest in deiner Abwesenheit am Telefon verlangt.«

»Wer wollte mich sprechen?«

Sie wurde sarkastisch:

»Von Bernard Hinault und dem spanischen König einmal abgesehen – die ganze Welt.«

Die ganze Welt, das waren Vandenberg und Lupino aus New York, meine Börsenbeauftragten in London, Zürich und New York, meine Bankiers auf den Bahamas und in Curaçao und noch einige Hundert andere.

»Vor allem Li und Liu. Die haben täglich mehrmals angerufen. Sag mal, Franz, stimmt zwischen euch etwas nicht? Sie machten einen sehr merkwürdigen Eindruck.«

»Ich bin gerade dabei, alles ins rechte Gleis zu bringen.«

Völlig erschöpft ließ ich mich in den nächsten Stuhl fallen (und konnte von Glück sagen, daß überhaupt einer frei war). Vor noch nicht allzu langer Zeit, vor vier Jahren ungefähr, war ich in Mombasa in Kenia ohne einen Pfennig Geld gelandet. Eher durch Zufall hatte ich entdeckt, daß ich über ein seltenes Talent verfügte: Geld zu verdienen, indem ich die verrücktesten Ideen in die Tat umsetzte (ich konnte weder singen noch malen, verfügte über keine abgeschlossene Ausbildung und konnte nicht einmal einen Wecker auseinandernehmen und wieder zusammensetzen; ich war einfach gezwungen gewesen, Talente zu entwickeln, um überleben zu können). Hätte ich einfach versucht, Geld zu verdienen, dann hätte ich mich sicher nicht eines Tages auf einem monströsen Berg aus dreihundertvierundzwanzigtausenddreihundertvierundzwanzig

Säcken brasilianischen Kaffees sitzend gefunden, die insgesamt vierzehntausendsiebenhundertzweiundfünfzig Tonnen wogen; dann hätte ich sicher keinen Safari-Park in Florida gegründet, in dem schwarze Tarzans mit phosphoreszierenden Höschen die Amerikanerinnen in höchstes Entzücken versetzten; dann hätte ich wohl auch nicht die Dächer von New York, London, Kopenhagen und anderen Weltstädten in kleine Wimbledons verwandelt und vor allem kein Kasino in Atlantic City gekauft, meine größte Eselei, bei der ich um ein Haar mein Leben gelassen hätte.

Dies alles hatte ich nur angezettelt, weil es mich amüsiert hatte. Nur, an manchen Tagen wurden mir, so wie heute, meine eigenen Extravaganzen zuviel. Reisen, Flugzeuge, Klimaverschiebungen... und im Augenblick ganz bestimmt Patti Hall gingen mir dann erheblich auf die Nerven.

Ich schob den Augenblick, an dem ich die Briefe öffnen und meine wichtigsten Mitarbeiter, vor allem aber Li und Liu anrufen mußte, hinaus wie ein kleines Kind, das versucht, bevorstehende Schularbeiten einfach nicht wahrzunehmen. Unter meiner Post befanden sich Einschreibbriefe mit Rückschein, in denen Eddie Barclay, Enrico Macias, Bernard Tapie und viele andere mich mit dem Tod bedrohten, wenn ich nicht diesen Dänen – sie sprachen von Utes Papa – aus dem Verkehr zog, der ihre Ferienfreuden in seine Staubsauger einsog und sich dabei auf mich berief.

»Komisch, nicht wahr?« fragte Sarah.

Sie schaute mich mit ihren halbgeschlossenen, grünen Augen an und spürte natürlich, daß ich nicht in Form war.

»Ich könnte kreischen vor Lachen«, sagte ich bitterernst. Und hob endlich den Hörer ab, um Li und Liu in San Francisco anzurufen.

»Wo steckst du denn, Franz?«

»In Saint-Tropez; ich bin gerade angekommen.«

»Das ist wirklich nicht der Augenblick, um Urlaub zu machen, meinst du nicht auch?«

Ich redete mir gut zu:

»Halt den Mund, Cimbali. Du bist schließlich nicht Cambronne. Diese gelben Fratzen gehören schließlich zu deinen besten Freunden. Sie haben dir früher einmal aus der Patsche geholfen, und wenn du recht überlegst, mußt du eigentlich zugeben, daß sie schon einen Grund haben, auf dich böse zu sein.«

Ich schickte sie nicht zum Teufel, sondern erklärte ihnen so ruhig wie möglich, daß ich nur einen kurzen Zwischenaufenthalt eingelegt habe, bevor ich mich wieder auf Kriegspfad begeben würde. Um sie friedlicher zu stimmen, erzählte ich ihnen meine Erlebnisse in Singapur und Venezuela. Unter anderen Umständen hätten sie sich krank gelacht. Diesmal zeigten sie keine Reaktionen. Sie fragten kühl:

»Hast du andere Lösungen in Sicht?«

»Es gibt immer eine Lösung.«

Schweigen. Dann noch kühler, schon eisig:

»Franz, jedem anderen hätten wir bereits einen Prozeß angehängt; mit Hilfe der besten Rechtsanwälte hätten wir einhundert oder zweihundert Millionen Schadenersatz gefordert, ohne die anderen Schwierigkeiten, die wir ihm in unserem Zorn bereitet hätten...«

»Ich habe niemals einhundert Millionen Dollar besessen. Noch weniger zweihundert...«

»Franz, das ist uns gleichgültig«, sagte Li (oder Liu).

»Wir haben größte Lust, zornig zu werden«, sagte der andere.

»Nur weil du es bist, räumen wir dir noch einen Monat ein, sogar noch etwas mehr, bis zum 31. August. An diesem Tag

um Mitternacht muß alles geregelt sein, unanfechtbar, denn sonst vergessen wir, daß wir jemals Freunde gewesen waren.«

»Ich mache wirklich alles, was ich kann. Laßt mir bis zum 30. September Zeit. Um Himmels willen, auf einen Monat mehr oder weniger kommt es wirklich nicht an. Wir werden dieses blöde Spielzeug in Millionenaufgabe herstellen, Cimballis Ehrenwort!«

»Franz, es geht nicht nur um das Spielzeug. Wir waren in letzter Zeit natürlich noch hinter anderen Geschäften her, darunter die Produktion eines großartigen Films. Wir wurden in den letzten Tagen als Koproduzenten wieder ausgeladen. Du kannst dir ja selbst ausmalen, daß eine Gesellschaft aus Dallas unseren Anteil übernommen hat. Morgen wird es uns bei anderen Geschäften gleich ergehen. Wir haben nicht die Mittel, um diese Milliardärin zu bekämpfen. Und du weißt selbst, daß du an unserer Misere schuld bist.«

»15. September, Mitternacht«, handelte ich beinahe flehend weiter. »Bis zu diesem Tag ist alles auf die eine oder andere Weise geregelt.«

(Nur: wie, um Himmels willen?)

Schweigen. Beängstigend langes Schweigen, nur unterbrochen von chinesischem Getuschel. Die vielen scharfen S-Laute zerrten an meinen Nerven... Dann, endlich:

»Gut, 15. September, Mitternacht. Deine nächste Etappe?«

Ich zögerte und wußte nicht, ob ich am Telefon eine solche wichtige Botschaft weitergeben konnte, wurde mir aber dann bewußt, daß mir gar nichts anderes übrigblieb.

»Schanghai.«

Neues Schweigen. Die Minuten, in denen wir nicht miteinander sprachen, kamen mich allmählich teuer zu stehen. Li und Liu stammen aus Hongkong und haben inzwischen die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen. Ich war mir sicher, daß sie im Reich der Mitte wohl zwei bis drei Millionen

nahe Verwandte hatten (nah natürlich nur in chinesischen Augen).

Sie sagten denn auch:

»Wir haben einen Onkel in Schanghai.«

Endlich befand ich mich in Schanghai und ging die Nanjing Lu entlang, eine mehrere Kilometer lange Avenue. Natürlich war ich nicht allein; ungefähr drei Millionen blaugekleidete Kameraden ließen in mir erst gar keine Einsamkeitsgefühle aufkommen, im Gegenteil. Wie immer in Asien, fühlte ich mich etwas bedrängt. Dabei war die Menge keineswegs feindlich gesinnt, sondern machte mir Langnase in den meisten Fällen lächelnd Platz.

Schanghai ist eine sehr schöne Stadt, und die Brücken über den Wusong erinnerten mich beinahe an Paris-an-der-Seine. Vor zwei Stunden war ich an Bord einer Maschine der chinesischen Luftverkehrsgesellschaft CAAC gelandet (*Civil Aviation Administration of China*). Ich hatte Flint in Hongkong zurücklassen müssen, denn man hatte dem amerikanischen Milliardär das notwendige Visum verweigert. Dank der Mithilfe von Li und Liu (mindestens zwölfhundert ihrer Vettern arbeiten in den Pekinger Ministerien) hatte ich mein Visum im Handumdrehen bekommen. Als ich meine Partner in San Francisco gefragt hatte, wo ich ihren Onkel in Schanghai wohl auftreiben könne, hatte ich kühl zur Antwort bekommen:

»Er wird dich kontaktieren.«

Und richtig, als ich im *Hôtel de la Paix*, wo ein riesiges Zimmer für mich reserviert war, eintraf, wartete eine Botschaft auf mich, im schönsten Kolonialfranzösisch:

»Sehr geehrter, lieber Herr Cimballi, ich habe die außerordentliche Ehre, Sie mit diesem Schreiben auf meinen

bevorstehenden Besuch in Ihrem Appartement im Hôtel de la Paix an diesem Donnerstag um neunzehn Uhr hinzuweisen. In der Erwartung des unschätzbaren Glückes, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, lieber und hochverehrter Herr Cimbali, bitte ich Sie, meine Grüße entgegennehmen zu wollen...«

Ich war mir beinahe sicher, daß der Onkel von Li und Liu sein Französisch während der Kolonialzeit gelernt hatte und heute das offizielle Pariser Regierungsblatt mit den Veröffentlichungen der Gesetze und öffentlichen Bekanntmachungen las, um auf dem laufenden zu bleiben.

Wie auch immer, es war noch nicht einmal zehn Uhr morgens, und ich hatte den ganzen Tag vor mir. Mein alter Freund Hyatt hatte mir während meines Zwischenaufenthaltes in Hongkong verschiedene Hinweise gegeben (er war in der Kronkolonie auf die Welt gekommen, hatte aber viele Jahre in Schanghai verbracht). So ging ich zuerst zum alten Bahnhof im ehemaligen japanischen und amerikanischen Viertel, doch ich fand ihn nicht so aufregend, wie er in Hyatts Erinnerung war. Der Jade-Buddha, dem ich meine Reverenz erwies, nachdem ich den Wusong auf der berühmten Metallbrücke überquert hatte, beeindruckte mich stark. Langsam schlenderte ich zum Hafen Huang-Pu.

»Bleib auf dem linken Ufer«, hatte Hyatt mir geraten. »An der Kreuzung der Nanjing Lu und der Xizang liegt das frühere Großkaufhaus *Jardine et Matheson*, das sie heute *Das Erste Geschäft* nennen. Dann biegst du links ab und kommst in das französische Viertel...«

Ich war links abgebogen und habe an einigen Häusern noch das RF für République française entdeckt. Über der katholischen Kathedrale wehte die rote Fahne. Die früher aus Frankreich und Italien importierten Platanen hatten die Wirren der Zeit überstanden. Hyatt hatte gesagt:

»Dann kommst du zum ›Bund‹, wie wir früher sagten; am Eingang zu diesem großen Stadtpark warnten Schilder in verschiedenen Sprachen:

EINTRITT FÜR HUNDE UND CHINESEN VERBOTEN!

Inzwischen hat sich die Welt ein wenig verändert!«

Auch wenn sich die Welt ›ein wenig verändert hatte‹, war ich drauf und dran, mich in Schanghai zu verlieben. Stundenlang wanderte ich zu Fuß durch die Stadt; dann mietete ich eines dieser stinkenden, motorisierten Dreiräder, die in China an Stelle normaler Fortbewegungsmittel benutzt wurden. In der *Aprikosenblüte* aß ich zu Mittag; ein mehr als einhundertfünfzig Jahre altes Restaurant, in dem, wie man allgemein behauptet, die beste kantonesische Küche gereicht wird. Natürlich ging ich auch in den berühmten Garten mit seinem Teehaus aus dem 15. Jahrhundert. Anschließend blätterte ich in alten Büchern, die ich in den Buchhandlungen in der Fuzhu-Straße fand und gestattete mir einen Zitronenkuchen im Donghai...

»... Das hieß früher *Chez Sullivan*; du solltest auch die Soufflees bei *Chez Louis* probieren; das Restaurant liegt im gleichen Viertel und existiert immer noch.«

Ich liebe Paris und London und kann nicht behaupten, daß ich gegen New York oder Wien, San Francisco, Hongkong oder Rio etwas einzuwenden hätte. Schanghai kletterte in der Skala meiner Lieblingsstädte überraschend schnell nach oben, so daß ich es wirklich wie eine Ohrfeige empfand, als ich die ehemalige Avenue Joffre verließ, um wieder zur Nan-jing Lu zurückzukommen, zufällig auf den monumentalen und beinahe monströsen Ausstellungspalast stieß und plötzlich vor einer riesigen roten Banderole stand, auf der in Goldbuchstaben auf chinesisch und englisch geschrieben stand: ›EIN HOCH AUF DIE AMERIKANISCH-CHINESISCHE ZUSAMMENARBEIT!‹ Unter der Banderole standen zwei

Chinesen, regungslos und wie versteinert, und schwenkten kleine, weiße Fahnen so, daß ich den Text darauf mühelos entziffern konnte:

»TO CIMBALLO IN LOVE – PATTI!«

Erst dann entdeckte ich Mick O'Shaugnessy, den einzigen schwarzen Iren, den ich kannte, der in der Fahrerkabine einer richtigen Lokomotive stand.

Ich hob meine Hand, um seine Sarkasmen, die er sicher zu meiner Begrüßung bereit hielt, abzuwehren und sagte:

»Laß mich raten: Da hat einer die Weichen durcheinandergebracht, und in Wichita Falls hast du das falsche Gleis erwischt. Ist das so richtig?«

Natürlich nicht.

Er lachte und grinste und schüttelte sein schwarzes Haupt, so daß seine Schirmmütze sich beinahe zu einem Sturzflug aufgemacht hätte:

»Wir sind seit gestern da. Calamity Jane hat wieder einmal zugeschlagen. Einer ihrer Großväter war Botschafter und hat mit Richard Nixon und Mao an einem Tisch sitzend Schwalbennestersuppe geschlürft. Seit dieser Zeit haben die Halls unheimlich viele Kumpels in China. Ich weiß nicht, welches Spiel da gespielt wird. Man hat mich zusammen mit meiner Lokomotive in ein Transportflugzeug ein- und hier wieder eingeladen. Wo sind wir eigentlich?«

»In Schanghai.«

»Ich dachte, wir wären in Peking. Schanghai liegt doch in China, oder täusche ich mich?«

»Nein, du täuschst dich nicht. Und was macht ihr eigentlich in China, Calamity Jane und du?«

»Sie ist nicht mitgekommen. Ich habe gehört, daß die Halls in China angeblich Lokomotiven und Flugzeuge und Pepsi oder

Cola verkaufen – und Frauenkleider. Zum Ausgleich kaufen sie den Gelbgesichtern Milliarden Hosen und Hemden ab. Bei den Zahlen kann ich mich täuschen. Was machst du eigentlich hier?«

»Ich suche einen Chinesen.«

»Beim Heiligen Sankt Patrick, an denen mangelt's hier nun wahrlich nicht!«

Leider täuschte sich Mick. Den Chinesen, den ich suchte, fand ich nicht. Ich fand zwar den Onkel von Li und Liu, aber nicht den Chinesen, der meine Spielzeugproduktion übernommen hätte. Der Reihe nach:

Am gleichen Abend bedauerte Onkelchen Gelbgesicht in ausgezeichnetem, etwas veraltetem Französisch, das mich unwillkürlich an Voltaire erinnerte:

»Wie kann ich es nur wagen, Ihnen die schlechte Nachricht beizubringen? Wie kann ich es nur wagen, Ihnen Schmerzen zufügen zu müssen? Sie kamen zu spät, ich bin unendlich bestürzt...«

Und so weiter und so weiter. Gut zwanzig Minuten lang sprach Onkelchen, ohne mich ein einziges Mal zu Wort kommen zu lassen. Die Sachlage war klar: das Hallsche Empire, das wirtschaftlich wie politisch anscheinend die ganze Welt umspann, hatte seine ganze Macht aufgewandt, um mich an meinen Zielen zu hindern. Einzig das Weiße Haus war verschont geblieben. Bisher... Die von den Halls in Aussicht gestellten oder bereits unterschriebenen Verträge liefen über Milliarden-Summen, Dollar selbstverständlich. Kein Sohn der Volksrepublik konnte es wagen, die gewaltigen Vorteile, die dem Allgemeinwohl zukommen sollten, nur meiner wegen auszuschlagen. Durch die Blume teilte mir der Onkel mit, daß die Beamten, die für die schnelle Erteilung meines Visums zuständig waren, etwas bänglich in die Zukunft blickten... und ich, schon allein um diesen armen Kerlen nicht allzu viele

Schwierigkeiten einzubrocken, gut daran täte, Schanghai und China so schnell wie möglich zu verlassen.

»Noch ist nichts verloren«, versuchte der Onkel mich zu trösten; ich würde meinen Vertrag erhalten, dafür könne er sich bei aller Vorsicht verbürgen, nur eben in zwei oder drei Jahren erst. Vielleicht auch in vier, aber das sei wirklich das Maximum.

Ein Trost, den er mir hätte sparen können.

Zum vierten Mal hatte ich auf elegante Weise Knüppel zwischen die Beine bekommen...

Südkorea, Singapur, Venezuela und jetzt Schanghai – die Liste meiner Niederlagen wuchs langsam, aber stetig.

Ich hatte immer noch keine Idee, wo ich eine Lücke in dem anscheinend unüberwindbaren Bollwerk meiner Gegnerin finden konnte. Wie ein halb angeschlagener Boxer klammerte ich mich beinahe verzweifelt an die Idee, irgendwann und irgendwie würde sich das Blatt schon wenden.

Ideen hatte ich viele. So hatte ich, als ich in Hongkong im Hafen die Dschunken beobachtete, eine neue Spielzeugidee ausgebrütet und sie sofort, als Test, Hyatt erzählt, mit dem ich seit meiner Rückkehr aus Schanghai zusammen war; er hatte sie verstanden, obwohl er sicher nicht zu den Schnellsten gehört. (Vor etwas mehr als drei Jahren hatte ich ihm mein erstes Unternehmen in der Spielzeugbranche verkauft, nachdem dieses keine Spitzen Verdienste mehr einbrachte. Trotzdem war er mir immer noch dankbar, denn auch so verdiente er pro Jahr noch einhunderttausend Dollar, ohne einen Finger rühren zu müssen.)

»Ein Kassettenrekorder, der auch unter Wasser funktioniert, mein lieber Hyatt. Ein Walkmann, wie man bei Sony sagen würde. Natürlich mit Verstärker und Kopfhörern. Völlig wasserdicht. Kannst du dich eigentlich als Astronaut in der Sternenwelt vorstellen?«

»Nein«, sagte Hyatt überraschend entschlossen.

»Oder als Taucher in sechzig Meter Tiefe? Mit Beethovens Neunter in der absoluten Stille, die dort unten herrscht? In deiner unmittelbaren Umgebung nur Fische?«

Er habe nie schwimmen gelernt, sagte er. Trotzdem fand ich die Idee nicht ganz übel. Als Erbe meines ersten Spielzeugunternehmens hatte er gelernt, sich für meine Ideen zu interessieren (auch wenn er nicht bereit war, sein Kapital in Ideen zu stecken, die von mir kamen; diese Vorsicht hatte ihn bereits einmal Millionen Dollar gekostet).

Plötzlich sprach er von den Philippinen.

Die Philippinen waren nicht auf der Liste verzeichnet, die Marc in meinem Auftrag erstellt hatte und die den Raben bekannt war.

»Hyatt, sag bloß, du kennst jemand auf den Philippinen?«

Ich schaute ihn aufmerksam an. Reiner Zufall, daß unser Gespräch auf hoher See stattfand. Als ich vorzeitig aus China zurückkommend, zu Hyatt gefahren war, hatte sich dieser gerade für einen Ausflug aufs Meer vorbereitet. Dieser Idiot wagte sich auf einem kleinen Segelboot aufs Meer hinaus, obwohl er nicht schwimmen konnte!

Sein kleiner Kutter lag in der Bucht von Tai Tam. Am gleichen Abend noch segelten wir los, die Clear Water Bay entlang in Richtung auf die New Territories. Ich war eigentlich ganz zufrieden: sollte es den Raben gelingen, uns auch hier zu belauschen, dann hatten sie sich in Fliegende Fische verwandeln müssen (meine Leser werden es kaum glauben, aber ich beobachtete diese Fische, sobald sie sich zeigten, recht mißtrauisch).

Hyatt meinte, er kenne ziemlich viel Leute auf den Philippinen, in Manila, aber natürlich auch in Baguio, Roxas City, Zamboanga...

»Zambowiebitte? Sag mal, gibt's das überhaupt, oder hast du das nur erfunden, um mich zum Lachen zu bringen?«

Absurde Theorie: Hyatt hatte soviel Humor wie eine Baby-Windel. Zamboanga existierte und lag auf der Insel Mindanao. Und nicht nur diese Stadt existierte, sondern auch die

Industriellen, die über eine Fabrik verfügten, und wenn Hyatt auch die Industriellen nicht selbst kannte, so kannte er doch Leute recht gut, die die Industriellen recht gut kannten. Trotz der glühenden Sonne lief mir ein kalter Schauer über den Rücken.

Und Hyatt meinte, einer seiner Bekannten oder Bekannten von seinen Bekannten könnte unter Umständen bereit und in der Lage sein, mein Spielzeug zu produzieren?

Yes, he says.

Ich zwang mich zur Ruhe.

Nur nichts überstürzen. Es wäre ein fataler Fehler gewesen, sich in Flints Flugzeug zu stürzen und dorthin zu fliegen; da hätte ich den Raben oder Patti Hall auch gleich einen Brief schreiben können:

»Ihr Lieben, ich glaube, Ihr habt einen Flecken auf dieser Welt übersehen, wo ich mein Spielzeug doch noch produzieren lassen kann. Fliegt doch einmal über Manila in dieses Zamboirgendwie und bereitet einen dieser hübschen Empfänge vor, wie nur ihr sie zu organisieren versteht...«

Wenn sie nicht sowieso schon alles vorbereitet hatten, um mich im Falle eines Falles gebührend zu empfangen. Vielleicht hatten sie schon vor mir an diese Insel gedacht. Vielleicht hatten sie auch ganz einfach die Welt in Quadrate eingeteilt und in jedem Quadrat einen Anti-Cimballi-Generalstab eingerichtet...

Der Engländer bemerkte phlegmatisch:

»Ich weiß nicht, ob deren Netz wirklich weltumspannend ist. Aber das könnte ich nachprüfen. Ich weiß dagegen, daß Ihre schwarzen Vögelchen eine fantastische Organisation auf die Beine gestellt haben...«

Der Engländer war zu mir nach Hongkong gekommen und hatte mir erklärt, auf welche Weise Heckl und Jaeckel jedes meiner bisherigen Projekte zum Scheitern gebracht hatten; wie immer hatte er in kürzester Zeit wichtige Informationen ausfindig gemacht.

Er erklärte ausführlich:

»Die Raben haben bei Patti Hall durchgesetzt, daß eine regelrechte Zentrale zur Cimballi-Bekämpfung eingerichtet würde, in der einige der bedeutendsten Köpfe des Hall-Imperiums sowie eine ganze Batterie von Computern Tag und Nacht arbeiteten. Natürlich benutzten sie alle Hallschen Niederlassungen, die über den Globus verstreut sind, und wenn, was wirklich nur selten vorkommt, in einem Land einmal keine Hallsche Niederlassung gegründet worden war, stützten sie sich auf die Hilfe anderer Multis. Diese Riesen finden es durchaus normal, sich gegenseitig zu helfen, wenn es ›unter großen Brüdern‹ geschieht und kein Außenseiter das enge Machtgefüge stören kann. Doch das ist noch nicht alles: Die Raben gehen die überraschendsten Partnerschaften ein, Hauptsache, sie sind gegen Sie gerichtet. Ich bin davon überzeugt, daß die Herren, die Sie in Venezuela einen Abhang hinunterrutschen ließen, in der Regel Produkte nach Amerika ausführen, die das Rauschgiftdezernat keineswegs schätzt.«

Was sollte das heißen? Handelte Patti Hall etwa mit Drogen? Der Engländer lächelte; das hatte er nicht gesagt und würde er auch nicht sagen, denn dies sei debil und er sei nicht debil. Die Raben seien im Moment bei der Auswahl ihrer Partner nicht gerade sehr wählerisch, aber das wäre nicht weiter verwunderlich, denn dies seien sie während ihrer ganzen Karriere nie gewesen...

»In Südkorea haben sie sich, um nur ein Beispiel zu nennen, mit einer Sekte verbündet, um gegen Sie anzukämpfen.« Er bemerkte mein ungläubiges Grinsen. »Ja, eine Sekte, und zwar

die schlagkräftigste im Land des Ruhigen Morgens, die Milliarden Dollar verwaltet, Hemden wie Waffen produziert und morgen im Yankee Stadium von New York einhunderttausend Anhänger mobilisieren kann, wenn es sein muß. Diese Sekte hat in Südkorea im Auftrag der Raben gegen Sie gearbeitet. Ich finde, Sie sollten das zur Kenntnis nehmen, damit Sie die Stärke Ihrer Gegner richtig einschätzen. So wie Sie auch wissen müssen, daß Sie laufend überwacht und belauscht werden. Richtmikrophone sind auf Sie gerichtet, sobald Sie sich im Freien bewegen, und in allen Hotels, vielleicht auch in Ihrem Haus in Saint-Tropez, sind so viele Wanzen installiert, daß zumindest eine immer Ihre Gespräche belauscht. Wohin fliegen Sie als nächstes?«

Er meinte, ich könne sprechen, wenn ich Vertrauen in ihn habe. Er hatte mich in den Cricket Club in der Chater Road mitgenommen und dort auf die weiten Rasenflächen geschleift, um sicherzugehen, daß man uns nicht abhören konnte.

»Sie können sprechen, aber bewegen Sie dabei um Himmels willen Ihre Lippen nicht, denn ich bin mir sicher, daß man jede unserer Bewegungen mit einer Kamera festhält, und es ist ein Kinderspiel, die Worte von den Lippen abzulesen.«

Ich sagte nur ein Wort: »Philippinen.« Er nickte mit dem Kopf und meinte, ich solle hinfahren, wenn es mir gelänge, mich der Überwachung zu entziehen.

Er wurde von den Raben beobachtet, ließ aber seinerseits selbstverständlich die Raben ebenfalls beobachten.

»Auch wir wissen, wie man Mikrophone installiert. Diese beiden Vögel sind von einer teuflischen Geschicklichkeit. Wenn man bedenkt, daß es ihnen gelungen ist, sogar mich zu überwachen! Das ist mir seit meinen Anfängerjahren nicht mehr passiert.«

»Wo halten sie sich im Augenblick auf?«

»Über diesen Punkt wollte ich mit Ihnen noch sprechen. Unter Umständen ist dieser Punkt sogar der wichtigste. In der letzten Zeit sind die Raben noch mehr gereist als Sie. Sie benutzen die private 747 von Patti Hall. Ich verfüge über eine Liste mit ihren Reisezielen, den Adressen, die sie an den Zielen aufgesucht sowie den Menschen, mit denen sie verhandelt haben. Die Liste ist fast vollständig...«

Er reichte mir eine recht umfangreiche Akte, doch ein Blick genügte, um mir das Herz stocken zu lassen.

Diese Schweine!

Die Information war wirklich so schlimm, daß ich kurz wie versteinert war. Meine Leser werden mich gleich verstehen.

Ich kämpfte gegen Patti Hall und deren sechs Milliarden Dollar, David gegen Goliath... der junge, kleingewachsene, mutige, durchtriebene, anständige, freundliche, komische und geniale Finanzier (ich spreche von mir) gegen die Hydra mit den Millionen Köpfen, die sich in der Wall Street und im Bankenviertel von Zürich, aber auch am Titicaca-See und sonstigen überraschenden Orten zeigte: die übermächtige, zynische Hydra, die arrogante, skrupellose Frucht einer verdorbenen Dynastie (dabei handelt es sich natürlich um Patti Hall).

So ganz nebenbei: Erben, »die sich nur die Mühe gemacht haben, geboren zu werden«, kann ich eigentlich nicht leiden. Auf drei Dinge bin ich stolz: auf meinen Sohn, auf eine gewisse Virtuosität beim Flippern und auf die Tatsache, daß ich jeden Cent meines nicht unbeträchtlichen Vermögens selbst verdient habe (zudem zumeist auf sehr unterhaltsame Art).

Ich kämpfte gegen Patti Hall und reiste um die Welt auf der Suche nach einer Fabrik, die sich bereit erklärte, unser elektronisches Spielzeug zu produzieren, eine anstrengende und höchst kostspielige Angelegenheit (allein die Miete für das

Flugzeug!), die manchmal komisch, häufig aber enervierend war. Wer mag schon Geld verlieren? Schlimmer war, daß ich unter Umständen zwei gute Freunde verlor. Ich hatte den Fehdehandschuh aufgehoben und mußte nun die Konsequenzen tragen (wenn ich ehrlich sein soll, liebe ich solche Herausforderungen).

Eines habe ich meinen Lesern bisher noch nicht verraten: neben diesen ganzen Verstrickungen in die Affäre Hall, wenn ich mein Abenteuer einmal so nennen darf, spekulierte ich selbstverständlich auf höchst klassische Art mit meinem Vermögen. Wo immer ich mich aufhielt (von der einsamen Insel vor Borneo einmal abgesehen), stand ich mit den Männern in Verbindung, die in London, Zürich, New York und Tokio in meinem Auftrag an den Börsen spekulierten oder sonstige Geschäfte tätigten.

Die Akte, die der Engländer mir überreicht hatte, ließ keinen Zweifel zu: die Raben hatten beschlossen, mich auch auf diesem Gebiet anzugreifen und die Vorbereitungen dazu eingeleitet.

Ich war böse auf mich, denn ich hätte diesen Punkt auf gar keinen Fall außer acht lassen dürfen. Spätestens in dem Moment, in dem Li und Liu mir wütend erklärten, daß Hall ihnen auch auf anderen Gebieten Schwierigkeiten machte, hätte ich daran denken müssen. Ich hatte mich wie ein kleines Kind auf mein Abenteuer eingelassen und vergessen, mich abzusichern. So naiv konnte nur ich sein. *Shame on you, Cimballi.*

Der Engländer meinte, ich solle nicht alles in einen Topf werfen und zwischen der Milliardärin in Dallas und den Leuten, die sie auf mich gehetzt hatte, vor allem den Raben natürlich, unterscheiden.

»Ich bin davon überzeugt, Mister, daß Heckl und Jaeckel dabei sind, die Anweisungen, die sie erhalten haben, zu

überschreiten. Diese beiden Individuen haben Jahre hindurch für Bohlen Hall gearbeitet, der nicht gerade aufgrund seiner Sentimentalität berühmt wurde. Ich bin überzeugt, daß dieser Einfluß den natürlichen Hang der Raben, gemein und hinterhältig zu agieren, verstärkt hat. Ich glaube, ich habe es bereits einmal gesagt: Angesichts dessen, wozu die Raben fähig sind, ist es ein Wunder, daß Sie noch am Leben sind und nur durch die Tatsache erklärbar, daß Miss Hall ihren beiden häßlichen Dienern den strikten Befehl erteilt hat, sich nicht an Ihrem Leben zu vergreifen.«

Wozu war eine solche Unterscheidung gut? Was sollte ich tun? In Texas anrufen und meiner geliebten Patti ins Ohr säuseln, ihre Raben benähmen sich mir gegenüber ungehörig?

Der Engländer schüttelte schmerzerfüllt sein weißes Haupt; englischer ging's nicht mehr:

»Im besten Fall wird Miss Hall Ihre Untergebenen decken, so wie Kennedy die Entgleisungen des CIA während der Landung in der Schweinebucht auf Kuba gedeckt hat. Sie dürfen nie vergessen, daß Miss Patti eine Hall ist, eine Hall aus Dallas, Texas und schon aus diesem Grund der leibhaftige Stolz...«

Und wenn er sich täuschte? Wenn Patti Hall über die Vorbereitungen der Raben unterrichtet war, dann würde ich mit einem Telefonanruf den winzigen Vorteil, den ich im Moment hatte – die Raben wußten nicht, daß ich wußte, daß leichtfertig aus der Hand geben und unter Umständen den Angriff nur beschleunigen.

Mit anderen Worten: Ich mußte in aller Stille mir eine Parade einfallen lassen, und zwar schnell, sehr schnell!

Das war leichter gesagt als getan. Es gibt so viele Banken und Zweigstellen von Banken auf der Welt! Allein die Bank of

India verfügt über die Bagatelle von siebentausendsiebenhundertfünfundfünfzig Zweigstellen!

Doch wenn man eine Bank sucht, mit deren Hilfe man international tätig werden kann (ich spreche jetzt nicht von dem Problem, hundert Dollar zu wechseln), dann verringert sich die Zahl beträchtlich, wenn man auf Nummer Sicher gehen will: Schweizer Bankverein, Schweizer Bankgesellschaft und Schweizerische Kreditanstalt in der Schweiz, Manufacturers Hanover Corp. Bank of America, Chase Manhattan und Chemical Bank in den Staaten, Barclay's und Lloyds in England, Deutsche Bank und Dresdner Bank in Deutschland und die Banco di Roma in Italien.

Natürlich ist die Liste nicht vollständig, und man könnte andere Länder oder in den erwähnten Ländern noch weitere Banken hinzufügen, aber sehr viele, die wirklich zuverlässig und mit der gebotenen Geschwindigkeit auf internationalem Gebiet tätig sind, gibt es nicht.

Diese beschränkte Zahl ist für uns wichtig.

Die Raben waren dabei, die wichtigsten Herren dieser Banken aufzusuchen; ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie in jeder Bank zu den Betreffenden vorgelassen und daß alle Betreffenden sich auf die finsternen Spiele der Raben einlassen würden; aber mit einigen schwarzen Schafen mußte ich schon rechnen.

Alles wies darauf hin, daß sie versuchten, an sämtlichen Finanzplätzen Sperren und Staudämme gegen mich zu errichten, anders ausgedrückt, mir meine klassischen Geldgeschäfte unmöglich zu machen. Im Prinzip war das ganz einfach: Sie repräsentierten einen der großen Multis (oder mehrere, falls die von Heckl und Jaeckel ausgesandten Boten erfolgreich waren und sich andere Finanzungeheuer zu einem Kampf gegen Cimballi bereit erklärt hatten) und hielten dem

Verantwortlichen der Bank gegenüber ungefähr folgenden Vortrag:

»Sehr geehrter Herr Direktor, neben den laufenden Geschäften, die wir seit langer (oder geraumer) Zeit mit Ihrer Bank zu unserer Zufriedenheit abwickeln, haben wir vor, einen namhaften Betrag, zwischen einer und zwei Milliarden Dollar, bei Ihnen zu deponieren. Wir sind durchaus nicht abgeneigt, auch andere Geschäfte mit Ihnen zu tätigen, allerdings unter einer Bedingung: Bitten Sie doch einen gewissen Cimbali, er möge die Dienste einer anderen Bank in Anspruch nehmen...«

Nach den Banken mußten nur noch die Börsenmakler und die wenigen wirklich bedeutenden internationalen Anlagevermittler ›behandelt‹ werden, und das Spiel war gelaufen, zumindest für mich, denn ich wurde auf diese Weise finanziell gelähmt und konnte genausogut mit einem großen Schild auf dem Rücken: VORSICHT, BEULENPEST! in der Wall Street oder im Londoner Banken viertel aufkreuzen.

Die Raben hatten diese zweite Front am 27. Juli in Angriff genommen.

Auch das, was sich anschließend ereignete, war höchst einfach; einfacher geht es nicht.

Der Engländer machte eine Reise, die ihn über Tokio, London, Zürich und New York nach Dallas führte.

Jo Lupino brach schleunigst seine Zelte in Caracas ab, wo er den Schlomm das Handwerk gelegt hatte, und kehrte nach New York zurück, um dort auszuharren.

Hyatt besuchte ein ganz bestimmtes Ziel, von dem ich später noch berichten werde.

Philip Vandenbergh flog nach Boston, Montreal und London.

Marc Lavater verließ überstürzt Saint-Tropez und flog über Paris nach Rom, wo er von meinem italienischen

Korrespondenten, Adriano Letta, erwartet wurde; anschließend flog er nach Zürich und aß dort mit Rosen (der aus New York gekommen war) und dem Engländer ein Raclette.

Der Türke und Ute brachen ihre Zelte in Saint-Tropez ab (und nahmen zur Erleichterung der Villenbesitzer an der Côte d'Azur Utes Papa mit), hielten sich kurz in London auf und besuchten anschließend die nordischen Hauptstädte sowie Deutschland, wo sie sich mit Rosen trafen, der von Zürich gekommen war.

Diese allgemeine Mobilmachung hatte nur ein Ziel: Ich mußte unbedingt herausfinden, wie schwer der Angriff der Raben ausfallen würde und wie ich ihn unter Umständen abwehren konnte. Innerhalb von drei Stunden hatte ich alles organisiert und dabei aus Vorsicht auf das Telefon verzichtet; der Engländer hatte einen Amateurfunker ausfindig gemacht, der alles zu meiner Zufriedenheit erledigte.

Ich kam mir vor wie James Bond. Trotz der ernsten Gefahr, in der ich mich befand, amüsierte mich das Ganze ungemein. Ich konnte einfach nicht aus meiner Haut.

Meine Aufgabe war noch wesentlich einfacher, ein Kinderspiel.

Ich ließ mich von Flint von Hongkong nach Surabaya auf der Insel Java fliegen; nach dem Auftanken flogen wir weiter und gaben Sydney in Australien als unser nächstes Ziel an, wo wir im übrigen nie ankamen, ich zumindest nicht. Während des Fluges fing Flint plötzlich an zu fluchen und hatte dabei »vergessen«, die Funkverbindung zur nächsten Bodenstation abzustellen, so daß alle, die in diesem Sektor unterwegs waren, Flints Probleme mit dem linken Motor, der anscheinend nicht richtig arbeitete, mitbekam. Und auch den Streit zwischen Flint und mir, denn er wollte unbedingt in Noumea in Neu-Kaledonien landen, während ich so schnell wie möglich nach Australien wollte... natürlich landeten wir in Noumea;

anschließend flog Flint gleich weiter (die Landung hatte anscheinend eine heilende Wirkung auf seinen linken Motor ausgeübt), allerdings ohne mich...

Ich befand mich bereits an Bord einer Maschine nach Bangkok; einer von Lavaters Pariser Freunden hatte es möglich gemacht, daß ich ohne Formalitäten Flints Flugzeug verlassen und in die kleine Privatmaschine umsteigen konnte, die praktisch neben Flints Boeing auf mich wartete und von Hyatt gechartert worden war. Als Reiseziel hatte mein Pilot Rangun in Birma angegeben (während Flint schon lange die australischen Schafe zählen konnte, wenn er wollte).

Wir flogen aber dann selbstverständlich nicht nach Rangun, sondern nach Kuala Lumpur in Malaysien. Dort stieg ich in einen Hubschrauber um, der mich zu der Straße von Malakka brachte. In der Bucht von Port Swettenham dümpelte das bestellte Wasserflugzeug auf dem blauen und ruhigen Ozean. Wir flogen los und legten in Sandakan (auf Borneo) eine technische Zwischenlandung ein.

Es wurde schon dunkel, als wir am 28. Juli in Zamboanga auf der Insel Mindanao im Meer von Celebes ankamen; die ersten Lichter gingen in dem verträumten Ort an.

Ich fliege gern, aber an diesem Abend hatte ich erst einmal genug.

Als ich am nächsten Morgen aus dem Fenster meines Hotelzimmers schaute – ich war im *Lankata* abgestiegen, war ich verzaubert; der Blick ging über verschiedene Pfahldörfer aufs offene Meer; Pirogen mit breiten Auslegern dümpelten zwischen den Häusern; die großen rechteckigen Segel waren mit unglaublich bunten, geometrischen Mustern bemalt. In der Ferne entdeckte ich eine Insel, Santa Cruz, die Koralleninsel. Eine Perle.

Später entdeckte ich, daß die Pfahldörfer in Wirklichkeit eine armselige und trostlose Ansammlung von Elendshütten waren denn ein kleines Paradies, doch im Augenblick war ich noch ganz gefangen.

Ich saß auf der Hotelterrasse und frühstückte, als ich angesprochen wurde. Ich schaute hoch. Zwei Philippinen standen vor mir, vergewisserten sich, daß ich *der* Franz Cimbali war und lächelten mich gewinnend an. Meine Leser werden bereits erahnt haben, daß es sich um die Bekannten der Bekannten der Bekannten von Hyatt handelte. Rizal und Sangali, so hießen sie, sprachen fließend Englisch. Wir kamen schnell auf den springenden Punkt zu sprechen: kein Problem, eine Fabrik aufzutreiben, die meine Spielzeuge herstellen konnten; sie schlugen vor, mit mehreren Fabriken zusammenzuarbeiten, sozusagen im Verbund, nicht nur auf Mindanao, sondern auch auf Luzon, der großen Insel im Norden, auf der Manila lag.

»Ich ziehe es vor, abseits von Manila zu produzieren«, wandte ich ein, »können wir denn nicht die ganze Produktion in Zamboanga ansiedeln?«

Sie lächelten höflich, obwohl meine Unwissenheit sie sicher erschreckte. Obwohl Zamboanga um die zweihunderttausend Einwohner hatte, entsprach das technische Niveau nicht gerade dem eines mitteleuropäischen Landes, auch wenn es in letzter Zeit durch manche Zuwanderer aus Luzon etwas besser geworden war. Fast alle Bewohner dieses Landstriches ernährten sich vom Fischfang oder bauten Reis und Kakao an; man konnte von ihnen schlecht verlangen, von einem Tag auf den anderen die Produktion von Mikroprozessoren in Angriff zu nehmen. Doch das war noch nicht einmal das Hauptproblem, denn es wäre schon möglich gewesen, gut ausgebildete Arbeiter aus Manila kommen zu lassen, die die Produktion überwachten und die Hilfskräfte anlernten; nein, am meisten machten sie sich über die Rebellen Sorge...

Rebellen? Ich überlegte lange, bevor ich mich daran erinnerte, daß ich vor langer Zeit einmal etwas über kommunistische Umtriebe in der Gegend gehört hatte. Sangali berichtete meinen Fehler:

»Nein, die Kommunisten halten sich auf Leyte auf. Hier und auf dem Archipel der Sulu-Inseln handelt es sich um moslemische Rebellen, die von Libyen und in einem geringeren Maße von Indonesien und anderen islamischen Staaten finanziell unterstützt werden.«

Irgend etwas machte mich stutzig, ohne daß ich hätte sagen können, was es nun wirklich war. Ich überlegte kurz und beschloß dann, alles auf eine Karte zu setzen und eine Frage zu stellen, die, wie ich am Ende der Geschichte feststellte, wohl die intelligenteste war, die ich während des ganzen Abenteuers gestellt hatte:

»Sind Sie vielleicht Moslem?«

»Salam aleikum«, sagte er und strahlte.

Ich verließ das Hotel *Lankata* und nahm die Gastfreundschaft Sangalis dankend an; bei sich zu Hause trug er die weiße

Mütze der Hadschis. In seinem tropischen Garten hatte er sogar eine Mini-Moschee gebaut.

Sangali war sogar bereit, mir das *Tavacal* zu stellen, das örtliche Orakel, und tat dabei, als glaube er überhaupt nicht daran, wobei ich davon überzeugt war, daß er schon daran glaubte. Beim *Tavacal* wird ein Hühnerei mit einem Stück Kohle oder Kreide oder auch Filzstift in fünf möglichst gleichgroße Teile geteilt. Das Ei wird dann anschließend über einem offenen Feuer erhitzt. Je nachdem, welcher der fünf Teile zuerst aufplatzt, wissen sie, ob sie sich auf einen Sohn oder Masern oder eine Steuerprüfung freuen dürfen.

»Was sagt das Orakel zu unserem Geschäft?«

(Das Ei hatte es sich beim Zerspringen in meinem Gesicht bequem gemacht!)

»Sie haben gewonnen; ich weiß zwar nicht, was, aber daß Sie gewonnen haben, das steht fest.«

Ich nahm mir vor, öfter das *Tavacal* zu befragen, denn jeder Tag, der verstrich, bestätigte mir, daß es mir endlich gelungen war, die teuflischen Raben zu tauschen. Die beiden hüpfen wohl im Augenblick krächzend um die Welt und fragten sich, wo ich abgeblieben sei. Rizal – ein in Chicago ausgebildeter Ingenieur mit sehr hohem Niveau, reiste zwischen Mindanao und Manila hin und her, und stellte die zukünftigen Führungskräfte bis hin zu den Vorarbeitern ein; Sangali besuchte mit gleichem Erfolg verschiedene Fabriken. Die arbeiteten auf meine Bitten hin so diskret wie nur möglich.

Ich selbst tat nichts, schwamm den ganzen Tag oder segelte aufs Meer hinaus. Ich zeigte mich kaum in der Stadt – obwohl alles glänzend lief, wollte ich es nicht an Vorsicht fehlen lassen – und stopfte mich mit Jungschweinebraten und einer ausgezeichneten Schokolade voll, die aus frisch gemahlenem Kakao hergestellt wird. Auch wenn ich meinen Schneider in

Kürze besuchen mußte, konnte ich den Verlockungen dieses Paradieses auf Erden nicht widerstehen.

So ging es bis zum 8. August. An diesem Tag hielten zwei Lastwagen und ein Jeep vor dem Hotel. Zwanzig Soldaten und ein Jeep gaben mir die Ehre:

»Mister Franz Cimbali? Bitte folgen Sie mir.«

Ich hatte gerade noch Zeit, die Banane aufzuessen, die ich in der Hand hielt. Dann wurde ich in ein Militärflugzeug verladen und nach Manila gebracht.

Ohne daß man mir den Grund für diese ›Verschleppung‹ angab; es handelte sich um echte Militärs.

»Ohne mich«, behauptete sie, »befänden Sie sich wahrscheinlich schon längst im Gefängnis. Wirtschafts- und Militärspionage, Unterstützung einer bewaffneten Rebellion... Gründe gibt's viele.«

»Sie haben den Diebstahl einer Banane vergessen.«

Sie steckte sich wieder die unendlich lange philippinische Zigarre zwischen die Lippen, zog ein paarmal heftig an ihr und schaute mich nachdenklich an. Äußerlich gesehen hatte sie nichts mit Patti Hall gemeinsam. Sie war vierzig Jahre alt und schien überzeugt zu sein, als höchstens Dreißigjährige zu erscheinen.

Bis ich in das riesige Büro gelangt war, in dem sie residierte, hatte ich viele Kontrollstellen hinter mich bringen müssen; die erste natürlich gleich an dem mit Stacheldraht gesicherten Eingang des Gebäudes, deren Wächter bis an die Zähne bewaffnet gewesen waren.

Dabei befanden wir uns im Herzen von Manila in dem ultramodernen Viertel Makati. Die militärische Abordnung, die mich in Mindanao abgeholt hatte, hatte mir nur kurze Zeit die Ehre ihrer Anwesenheit gegeben. Man hatte mich kurz befragt

und wissen wollen, warum ich mich denn ausgerechnet in Zamboanga aufhielte, wo ich ausgesprochen diskret eingetroffen sei, viel zu diskret für eine Zone, in der sich viele Aufrührer herumtrieben. Doch die Armee hatte schon bald begriffen, daß sie einem Irrtum aufgesessen war; ich sei frei und ein Militärflugzeug würde mich, falls ich das wünsche, wieder nach Mindanao zurückbringen. Ich lehnte dankend ab. Als ich das Gebäude verließ, wurde ich von zwei jugendlichen Gecken direkt am Ausgang abgefangen; sie fragten mich sehr höflich, ob ich nicht Lust habe, eine der herausragendsten Persönlichkeiten des Landes kennenzulernen.

Es sprang ins Auge, daß sie mit den Militärs unter einer Decke steckten und die Verhaftung nichts anderes als eine Schmierenkomödie gewesen war. Und da das Militär mitspielte, mußte die herausragende Persönlichkeit wirklich aus der Menge herausragen. Natürlich sagte ich zu den Playboys, es wäre mein innigster Wunsch, dieser Persönlichkeit meine Aufwartung zu machen. Sie baten mich in einen klimatisierten Cadillac, boten eine Erfrischung an, fragten, ob ich kurz im Hotel *Manila* halten wollte, wo eine Suite für mich reserviert war, und fuhren mich dann quer durch die Stadt nach Makati.

Wo ich, wie meine Leser bereits wissen, von der Person empfangen worden war, ohne die ich schon längst im Gefängnis säße, von der Präsidentin, wie die beiden Playboys ehrfurchtsvoll gesagt hatten.

»Nein«, sagte sie ganz ernst, »es handelt sich nicht um Bananen; obwohl zu meinem Imperium einige Plantagen gehören, wenn ich mich richtig erinnere...«

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es sich nicht um Patti Hall handelte, aber auch nicht um Imelda Marcos, die

Gattin des philippinischen Präsidenten, wie manche Leser vielleicht voreilig annehmen.

»So jung hatte ich Sie mir wirklich nicht vorgestellt«, fuhr sie fort, »zwanzig, zweiundzwanzig Jahre, älter würde ich – Sie nicht schätzen.«

Es handelte sich wirklich um eine herausragende Persönlichkeit, auch wenn sie nicht der Öffentlichkeit angehörte; zurückgezogen leitete sie; wie mir die Playboys respektvoll zu verstehen gegeben hatten, mit eiserner Hand bedeutende Industrie- und Handelsunternehmen...

»Ich war einmal in Saint Tropez gewesen; sehr schön, aber viel zu viele Menschen dort...«

»Informieren Sie mich doch von Ihrem nächsten Besuch; ich lasse die Stadt dann evakuieren; ich habe einen Kumpel bei der Polizei.«

Die mir gegenüberstehende Dame produzierte Medikamente, Düngemittel, Kautschuk, Elektrowerkzeuge, besaß zahlreiche Plantagen (nicht nur Bananen!), beschäftigte sich mit Import und Export und zählte ganze Straßenzüge zu ihrem Besitz, den einige hundert kleine Inseln abrundeten. Ich hätte beinahe vergessen, daß sie sich ihrer eigenen Bank bediente. Kurz und gut, sie war so etwas wie eine asiatische Patti Hall, auch wenn sie natürlich an deren Reichtum nicht herankam.

»Rizal«, sagte meine angehende Milliardärin träumerisch, »Jose Rizal. Ein hübscher Junge, sehr schöne, beeindruckende Schultern und interessante Augen. Übrigens, Sie sind in Ihrer Art auch nicht schlecht...«

»Warten Sie erst einmal darauf, bis Sie mich in Bermudas gesehen haben: unwiderstehlich!«

Sie lächelte eher verkniffen.

»Jose Rizal wollte nichts verraten, vor allem Ihren Namen nicht. Er warb mir eine ganze Menge tüchtiger Angestellter ab,

weigerte sich aber, uns zu verraten, wer sein Unternehmen finanziert.«

»Sie haben ihn wohl so lange gekitzelt, bis er zusammengebrochen ist.«

»Er hatte Schwierigkeiten mit der politischen Polizei, und ich konnte ihm glücklicherweise helfen, auch wenn ich gar nicht so genau wußte, was er sich da eigentlich eingebrockt hatte. Anschließend hat er mein Angebot angenommen, das recht günstig ausgefallen war, aber er ist ja auch ein hervorragender Ingenieur und verfügt nicht nur über sehr beeindruckende Muskeln. Sie hatten eine ausgezeichnete Wahl getroffen. Von Sangali möchte ich nicht das gleiche behaupten.«

Ich war nicht weit vom Sieg entfernt gewesen und wurde jetzt wieder auf den Boden dieser Erde zurückgeholt. Mein Galgenhumor behielt die Oberhand:

»Obwohl Sangali kein Schweinefleisch ißt, hat sein Koch eine Art, gefüllte Ferkel zuzubereiten...«

»Ich weiß, daß er nicht katholisch ist; ich weiß sogar, daß er ein überzeugter Moslem ist, ein Moslem aus Mindanao, wohl das Schlimmste, was man im Augenblick sein kann. Natürlich habe ich Ihre Pläne durchschaut, so dumm bin ich nicht: Sie versuchten, sich irgendwelche Bewegungen, die gegen den Staat oder die bestehende Ordnung gerichtet sind, zunutze zu machen; in diesem Fall setzten sie alles auf die gegen den Staat gerichtete Religion. Den Islam gegen das Christentum, egal ob katholisch oder protestantisch, ausspielen zu wollen... ich bitte Sie!«

Ich sagte nichts mehr. Kein Wort. Ich dachte nach. Und wußte natürlich, daß ich nach Süd-Korea, Singapur, Caracas und China nun auch die Philippinen abschreiben konnte. Wie beim Monopoli war ich wieder bei Los angelangt, nur daß es in meinem Spiel keine Bank gab, die mir etwas bezahlen wollte...

»Sie haben ja schon immer ausgezeichnete Verbindungen zu Arabern gehabt«, nahm Ines Corbalan (in Wirklichkeit heißt sie anders) das Gespräch wieder auf, »vor allem mit einem gewissen Hassan Fezzali. Ich habe es in diesem Artikel gelesen.«

Sie klopfte vorsichtig die Asche von ihrer Zigarre. Ich mußte nicht lange fragen, von welchem Artikel sie sprach; von meinem Platz aus konnte ich das Titelbild der Zeitschrift, die auf ihrem Schreibtisch lag, mühelos erkennen.

»Merkwürdig«, sagte sie. »Unter anderen Umständen hätte ich Sie mit größtem Vergnügen empfangen und höchstwahrscheinlich Ihren Vorschlag, zusammen eine Gesellschaft zu gründen, angenommen. Ich hätte Ihnen eine oder zwei meiner Fabriken zur Verfügung gestellt, nichts leichter als das. Ich verstehe nicht sehr viel von der Spielzeugproduktion und noch weniger vom Spielzeughandel; ich kenne gerade die Marke *Mattel* in den Vereinigten Staaten, deren Umsatz die sechshundert-Millionen-Dollar-Schwelle bei weitem übersteigt. Mit Ihren neuartigen Produkten hätten wir ganz bestimmt auf diesen Markt vorstoßen können, ein vielversprechendes Unternehmen. Doch jetzt nicht mehr. Frauen halten zusammen.«

Ich dachte und dachte und dachte. In meinem Kopf ging es drunter und drüber. Ich war wütend und enttäuscht, daß ich wieder nicht zum Ziel gekommen war, und hatte gleichzeitig das unbestimmte Gefühl, die rettende Idee wäre in meinem Kopf geboren worden, ohne daß ich sie wirklich festhalten konnte. Natürlich machte mir die neue Katastrophe erhebliche Sorgen, und ich erkannte mühelos die schwarzen Klauen der Raben, die hinter der neuen, gegen mich gerichteten Attacke steckten. Ich fragte:

»Darf ich einen Blick in die Zeitschrift werfen? Mein Händler in Zamboanga führt nur *Lui*.«

»Gern.«

Ich griff nach der Zeitschrift, deren Titel ich zumindest kannte. Die Zeitschrift erschien in mehreren Sprachen und erreichte Millionenauflagen; das Besondere war, daß sie nur von Frauen gelesen wurde (der Typ, der sich diese Zeitschrift sonntags zu Gemüte führte, sollte schleunigst einen Psychiater aufsuchen). Der mich betreffende Artikel war zwölf Seiten lang und bestens mit Fotos illustriert. Ein Pamphlet, in dem ich einem Meuchelmord erliege; die Details aus meinem Leben (das ja noch gar nicht so lang war) sind fast vollständig erwähnt und kunstvoll deformiert. Ich weiß nicht, ob ich es als besondere Auszeichnung empfinden soll oder nicht: Zum ersten Mal in der Geschichte dieser kämpferischen Frauenzeitschrift war ein Mann auf der Titelseite abgebildet worden. Aus einem ganz bestimmten Grund: Ich war zum Weiberheld des Jahres gewählt worden, eine Auszeichnung, die anscheinend extra für mich geschaffen worden war.

Ich schwor mir, die Redaktion zu verklagen; sie hatte für ihr Titelfoto ausgerechnet mein weniger hübsches Profil gewählt!

Marc Lavater, der es sich in einem der roten Sessel auf der Terrasse des *Senequier* in Saint-Tropez bequem gemacht hatte, spottete:

»Du hast wohl keine Lust mehr, Perlen zu fischen!«

»Dumme Witze reiße ich am liebsten selbst.«

Ich setzte mich neben ihn und bestellte fast zwangsläufig die Spezialität des Hauses: Eiskaffee. Auf dem Tisch vor Marc lag ein Stapel Zeitschriften in allen europäischen Sprachen, deren Titelseiten fast ausschließlich mir gewidmet waren: »*Macho Of The Year!*« Die schlimmsten Stellen aus dem ersten Artikel waren von fast allen Zeitschriften nachgedruckt worden, und

manche hatten geglaubt, sogar die Umstände meiner Scheidung mit ins Spiel bringen zu müssen.

»Erbärmlich«, sagte Marc, der wieder ernst geworden war.

»Wirklich erbärmlich. Alle, die dich nur flüchtig kennen...«

»Sprechen wir nicht darüber. Marc, *bitte*...«

Ich hatte den Eindruck, als ob mein Ex-Schwiegervater und mein alter Feind Martin Yahl, der mir sechzig Millionen Dollar gestohlen hatte und trotzdem unbeschwert leben konnte, ihr Salz zu diesem Süppchen beigesteuert hatten.

Marc ließ sich nicht beirren:

»Franz, wir können jederzeit einen Prozeß führen; du wirst ihn hundertprozentig gewinnen. Dieser Viper muß das Maul gestopft werden.«

»Keinen Prozeß.«

Ich hatte den Schlag weggesteckt. Mühsam zwar, aber immerhin. Ich hatte mich wieder vom Boden erhoben, bereit weiterzukämpfen.

»Marc, hat jemand Kontakt mit Hill & Knowlton aufgenommen?«

(Die größte Public-Relations-Agentur auf der Welt, die ihre Hauptbüros in der 3rd Avenue hatte.)

»Ich habe mich persönlich darum gekümmert und Jimmy eingeschaltet. Sie haben den Auftrag übernommen.«

»Ausgezeichnet.«

Ich konnte mich einfach nicht konzentrieren; das passierte mir nur selten. Dieses Gefühl, während der Unterhaltung mit Ines Corbalan eine Idee gehabt zu haben, die mich nicht mehr losließ, die ich aber auch nicht packen konnte, verfolgte mich. Lavater fuhr fort:

»Es tut mir leid, daß ich keine besseren Nachrichten für dich habe, doch auch an den anderen Fronten ereignet sich nichts Positives. Die Philippinen können wir wohl abhaken. Was hast

du vor? Die anderen Länder, die auf der Liste stehen, besuchen?»

»Ich weiß noch nicht.«

»Was die Attacke der Raben auf dem Gebiet der Banken und Makler angeht, da habe ich dir das Wesentliche bereits am Telefon gesagt. Wenn du willst, sage ich es dir noch einmal. Ich habe das Gefühl, als ob du mir gar nicht richtig zuhörst. Franz, was ist eigentlich los? Bist du am Zusammenbrechen?»

»Nein.«

Ich versuchte verzweifelt, mich an die genauen Worte Ines Corbalans zu erinnern, und schaffte es nicht.

»Bei Banken und Maklern steht es schlimm. Ich weiß nicht, wie wir da wieder aus dem Schlamassel herauskommen können. Ich habe das Gefühl, als ob der Staudamm, der das Größte im Augenblick noch zurückhält, bald zusammenbricht. Nur ein Beispiel: am Telefon bekomme ich in der Regel nur unbedeutende Sklaven an den Apparat; man verspricht mir, zurückzurufen und ruft nicht zurück, man ist zwar nicht direkt unhöflich, aber auch nicht hilfsbereit...«

Himmelherrgottsakramentnochmal! Was hatte diese blöde Gans gesagt?

... bezeichnend, daß sich Banken und Maklerbüros in gleicher Weise verhalten... Sag mal, wenn ich dich langweile, dann kannst du mir das ruhig sagen...

»Entschuldige bitte.«

»Du machst wirklich nicht den Eindruck, als ob es dir gut ginge!«

»Mir geht es ausgezeichnet. Meinem Gehirn geht es nicht gut. Unterkühlt. Trotz des Feuers, das die Raben überall anfachen!«

»Auch in Dallas; Paul weint Blut und Tränen. Er bittet dich auf den Knien, nach Dallas zu kommen. Wenn es wirklich nicht möglich sein sollte, wird er hierher fliegen. Er...«

Endlich erinnerte ich mich!

Ines Corbalan hatte Wort für Wort gesagt:

»Natürlich habe ich Ihre Pläne durchschaut, so dumm bin ich nicht: Sie versuchten – Cimballi, versuche es! –, sich irgendwelche Bewegungen, die gegen den Staat oder die bestehende Ordnung gerichtet sind, zunutze zu machen...«

Als die superreiche Dame in Manila zu Ende gesprochen hatte, hatte es in meinem Gehirn geklickt, doch leider nur sehr kurz; seit dieser Zeit hatten die Neutronen in meinem Gehirn einen wahren Tanz aufgeführt, um die Ausgangskonstellation wieder einzunehmen.

Nichts zu machen; wie ein Blödian war ich von Madame Corbalan fasziniert gewesen und gleichzeitig am Rande einer Nervenkrise aufgrund des Artikels in der Frauenzeitschrift. So ist es vielleicht verständlich, daß ich meine Neutronen nicht zur Ordnung rufen konnte. Sie schwiegen sich aus. Ich konnte mich anstrengen, wie ich wollte, ich konnte mich einfach an diesen einen Satz nicht mehr erinnern. Ich war verzweifelt, denn ich spürte, daß sich in diesem Satz die Lösung meiner Probleme verbarg. Dann, plötzlich, war der Satz wieder in meinem Gedächtnis abrufbereit, genauso plötzlich, wie er verschwunden war.

»Franz, hast du eigentlich gehört, was ich dir von Paul Hazzard erzählt habe?«

»Ja, Paul weint Blut und Tränen. Ich habe genau gehört, was du mir erzählt hast.«

»Und weißt du auch warum?«

»Weil die Raben in Dallas die vierte Front gegen mich aufgebaut haben. Ja, Marc, ich weiß alles. *Bitte, Marc, halt für einen Augenblick den Mund!*«

Endlich, endlich war der Satz wieder da, die Idee entstand, wurde überprüft, hielt stand. Sie kennen den Satz von Ines so gut wie ich. Wissen Sie, auf welche Idee ich gekommen war?

Eine grandiose Idee, beim Schutzheiligen von Saint-Tropez!

Dank dieser Idee konnte ich Patti Hall und alle Raben dieser Welt rupfen!

Wenn sie funktionierte.

Ich vergöttere Saint-Tropez und meine geliebte *La Capilla*.

III

Der Vogelfänger

*Für Finanziers gibt es nur ein
international gültiges Diplom:
den gesunden Menschenverstand.*

P. L. Sulitzer

Die Raben hatten mit oder ohne Zustimmung Patti Halls vier Fronten gegen mich aufgebaut.

Einmal griffen sie mich bei meinem Spielzeugunternehmen mit Li und Liu an. Ich habe mehr als hunderttausend Kilometer in Flugzeugen, Wasserflugzeugen und Hubschraubern hinter mir, um eine Schwachstelle in dieser Front ausfindig zu machen. Vergebens. Doch innerhalb der letzten Stunden zeichneten sich wichtige Veränderungen auf diesem Gebiet ab. Ich drückte die Daumen. Im Grunde war ich ganz hoffnungsvoll.

Die zweite Front verlief auf dem Gebiet der allgemeinen Finanzen: Die Raben setzten alles daran, um meine Investitionen zu blockieren und mich von meinem eigenen Geld abzuschneiden, so daß ich plötzlich in der Luft hängen konnte. Unter Umständen konnten Heckl und Jaeckel es sogar schaffen, für eine mehr oder weniger lange Zeit selbst den Zugang zu meinem Bargeld zu unterbinden. Eine Überweisung, die einige Stunden zu spät ausgeführt wurde, konnte schon tödlich sein. Zumindest dramatisch.

Die dritte: dieser Artikel in der Frauenzeitschrift, der von anderen Zeitschriften des gleichen Genres übernommen worden war. Marc Lavater hatte mich schonungslos darauf hingewiesen: *Siebenundsechzig Prozent* des amerikanischen Privatkapitals befanden sich in weiblichen Händen, und ich traute mir gar nicht auszumalen, daß sich diese Damen gegen den *Frauenheld des Jahres*, einen gewissen Cimballi, verbündeten. Die Raben zumindest hatten diese Idee gehabt. Ich mußte wieder an Ines Corbalan denken: »Frauen halten

zusammen«. Ich unterschätzte diese Gefahr keineswegs (zumal die Vorgehensweise mich so getroffen hatte, daß ich erst einige Tage brauchte, bis ich den Artikel verdaut hatte). Eine der besten Werbeagenturen war mit einem Gegenangriff beauftragt worden. Der erste Vorschlag der Spezialisten aus der 3rd Avenue New Yorks: die Adoption Heidis, des kleinen österreichischen Waisenkindes, auszuschlachten. Ich lehnte ab, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern; die Herren sollten sich etwas Besseres als ein kleines Mädchen einfallen lassen, um meine Ehre zu verteidigen. Auf alle Fälle hatte ich den Engländer beauftragt herauszufinden, wo, wann, wie, warum und von wem dieser gemeine Artikel verfaßt und lanciert wurde. Vielleicht konnte dies der Agentur helfen.

Die vierte Angriffsfront hatten die Raben in einem Gebiet aufgebaut, mit dem ich wirklich nicht gerechnet hatte, in Dallas. Wie oft hatte Paul Hazzard mir geschworen, seine Freundschaft mit Patti Hall würde uns gegen alle Angriffe absichern.

Er hatte sich getäuscht, und wie!

Mein zwei Meter und fünf Zentimeter großer Texaner war richtig niedergeschlagen:

»Franz, ich kann es einfach nicht glauben. Ich habe alles versucht, um mit Patti zu sprechen und ihr zu befehlen, den Kampf unverzüglich einzustellen. Sie läßt sich nicht sehen und nicht sprechen...«

Er breitete verzweifelt seine riesigen Hände – Paul hatte amerikanischen *Football* gespielt, professionell! – gen Himmel aus und fügte düster hinzu:

»Eine richtige Tracht Prügel. Vor Jahren hätte ich sie schon verprügeln sollen. Seit dreiundzwanzig Jahren macht sie sich über mich lustig. Sie hat mir mit Baseballschlägern,

Golfschlägern, Jagdgewehren und Revolvern abwechselnd den Schädel eingeschlagen. Daß ich überhaupt noch lebe, wundert mich selbst am meisten. Als sie mich zum ersten Mal bewußtlos schlug, war sie vier und ich fünf. Als sie mich später in meinem College besuchte, versteckte ich mich in den Toiletten. Dieses gemeine Weib war sich völlig klar darüber, daß sie mich zum Gespött meiner ganzen Mitschüler machte, wenn sie mir bei jedem Besuch zweihundert Kilo Erdbeerlutscher mitbrachte – einmal ganz davon abgesehen, daß ich Erdbeerlutscher noch nie ausstehen konnte, und sie das haargenau wußte. Und als ich meine *Football-Karriere* begann, hat sie mich ebenfalls lächerlich gemacht. Einmal hatte sie das ganze Stadion gemietet und sich mutterseelenallein auf die Mitteltribüne gesetzt, ein riesiges Plakat schwenkend:

›COME ON, PAUL!.<

Aus lauter Wut hat mich mein Trainer an diesem Tag nicht einmal aufgestellt, und die anderen Spieler haben zwei Monate lang kein Wort mit mir gewechselt. Franz, da gibt es wirklich nichts zu lachen!«

Ich konnte nicht anders: der riesige Paul mit zweihundert Kilo Erdbeerlutscher, das war zu komisch!

Als er sah, daß ich mich einfach nicht beherrschen konnte, schaute er mich richtig böse an:

›Und was willst du hier in Dallas unternehmen, ich meine, außer dich über mich zu amüsieren?«

Ich konnte nicht anders – seit meiner Idee auf der Terrasse des *Senequiers* war ich bester Stimmung und fühlte mich frei und schwebend wie ein Vogel. Ich war überzeugt davon, die Idee des Jahrhunderts gehabt zu haben, na, zumindest des Jahrzehnts, des Jahres (gut, wenn Sie so wollen, des Monats, aber damit möchte ich das Thema abschließen!). Ich war überzeugt davon, daß ich die Raben jetzt auf den Boden

schicken und auszählen konnte. Während ich über den Atlantik flog (inzwischen kannte ich jede Welle persönlich), hatte ich alle Details meines nächsten Manövers vorbereitet. Mein Plan ist so geheim, daß ich es vermeide, an ihn zu denken, wenn ich vor einem Spiegel stehen, aus Angst, ich könnte mit mir darüber reden.

Im Vergleich zu dem, was ich vorhabe, erschienen mir die Vorgänge in Dallas höchst banal. Aber da ich nun schon einmal in Texas war:

»Paul, entschuldige bitte, ich war wirklich nicht sehr nett zu dir. Was ist denn eigentlich los in Dallas?«

»Alles.«

Alles, was man nur unternehmen konnte, um den Bau zu verhindern, war los. Die Raben setzten legale und illegale Mittel, die Macht und den Einfluß und das Geld der Halls ein, so daß praktisch keine Chance bestand, jemals die notwendigen Baugenehmigungen zu erhalten. Und für den Fall, daß wider Erwarten sich doch jemand erdreistete, gegen die Ratschläge der Halls zu verfahren, würde Paul in ganz Amerika kein Bauunternehmen finden, das für ihn arbeiten würde.

»Wenigstens hat sie mir bisher noch keine Berufskiller auf den Hals gehetzt«, schimpfte Paul bitter. »Vielleicht haben die aber auch nur ihr Ziel verfehlt, und ich habe nichts bemerkt. Und sie hat bisher auch noch nicht versucht, mir in einer dunklen Ecke den Kiefer zu zertrümmern.«

Ich fragte mich, wer wohl auf die verrückte Idee kommen und Paul Hazzard von Mann zu Mann oder Frau zu Mann angreifen würde. Er war nicht nur zwei Meter fünf groß, sondern auch einhundertzwanzig Kilo schwer, ohne ein Gramm Fett zu haben, alles beste Muskeln und starke Knochen. Und dieser Koloß, der mich mit seiner Linken fertigmachen konnte, ohne auch nur ins Schwitzen zu

kommen, dieser Koloß sollte seit nun dreiundzwanzig Jahren der Punching-Ball Patti Halls sein?

»Paul, leg sie übers Knie. Genier dich nur ja nicht!«

Er hatte schon daran gedacht, aber er war einfach zu gutmütig.

»Nun denn«, sagte ich. »Es würde unter Umständen unseren Geschäften nicht gerade förderlich sein. Jetzt erzähl ausführlich, was sich alles zugetragen hat.«

Er begann, mir den Kampf um das Hochhaus in allen Einzelheiten zu schildern; er hatte den Kampf ja alleine führen müssen, während ich um die Welt gejagt war.

Aus Vorsicht hatten wir uns an einem Ort verabredet, wo wir wohl kaum abgehört werden konnten: mitten auf der Wiese des Houstoner Astrodome, dem größten überdachten Stadion der Welt, das einhundertfünfzigtausend Besuchern Platz bot. Während wir uns unterhielten, trainierten verschiedene Mannschaften, die alle aussahen, als wollten sie den Kriegsgott Mars persönlich bekämpfen, und kümmerten sich keinen Deut um uns. Ich schwor mir, daß ich, falls ich einmal gezwungen sein sollte, an diesem »Spiel« teilzunehmen, dies nur in einem Panzer tun werde.

Und um ganz sicher zu gehen, hatte ich für den letzten Teil der Reise einen falschen Namen benutzt, den ich auch in meinem Hotel in Houston angegeben hatte: Gardener.

Plötzlich kam ein Angestellter des Stadions auf uns zu, der ein Funktelefon in der Hand hielt.

»Absolut persönlicher Anruf für Mister Gardener«, sagte der Angestellte, reichte mir das Telefon und verschwand auf der Stelle.

Ich nahm ab.

»Was höre ich da? Mein sehr lieber Cimballo hält sich in Texas auf und besucht mich nicht einmal? Nach dem, was ich

alles für Sie getan habe, finde ich das wirklich nicht sehr nett.
Wie undankbar Sie sein können!«

Zwei Sekunden später, befehlend:

»Ich will Sie auf der Stelle sprechen! Ich habe mit Ihnen zu reden!«

»Hören Sie den *dequello*?« fragte sie mich.

Ich wußte überhaupt nicht, daß es ein solches Tier gab, bekam aber gleich Auskunft aus erster Hand:

»Übersetzt heißt das ›Erwürgen‹. Bei dem letzten Angriff gegen die heroischen Verteidiger Alamos schlugen die mexikanischen Trommeln den *dequello*, um ihre Feinde darauf hinzuweisen, daß kein Pardon gewährt würde. Die Mexikaner kannten dann auch keinen Pardon, sondern metzelten alle unsere Vorfahren nieder. Cimballo, eigentlich müßten Sie den *dequello* sehr deutlich hören!«

Ich redete auf mich ein:

»Cimballi, Franz, Vorsicht! Kein Wort zuviel! Halt wenigstens einmal in deinem Leben deine große Schnauze: Bitte!«

Laut sagte ich:

»Ich höre nur das Gras wachsen; nirgendwo schlägt eine Trommel.«

»Sie beginnt zu schlagen.«

»*No hay mal due por bien ne venga*. In jedem Unglück steckt auch ein Körnchen Glück. Ich mag Musik ausgesprochen gern.«

»Mein lieber Cimballo, ich habe sie vernichtend geschlagen, sozusagen in die Pfanne gehauen!«

Ich schwieg. So unglaublich es erscheinen mag, ich hielt wirklich meinen Mund. Ich war über mich selbst überrascht und genoß das Schweigen.

»Ich habe eine ganze Fotosammlung von Ihnen«, nahm sie das Gespräch wieder auf. »Ich frage mich, welches ich

auswählen werde, wenn ich Sie in meine Trophäensammlung einreihe. Das, auf dem Sie in dem venezolanischen Schlamm lächerliche Ruderbewegungen mit den Armen verführen? Oder das aus Shanghai, auf dem Sie Bauklötzchen staunen, als Sie plötzlich O'Shaugnessy und dessen Lokomotive entdeckten? Oder das, auf dem der historische Augenblick festgehalten ist, als Sie in Manila, von zwanzig Soldaten bewacht, das Militärflugzeug verließen? Die Wahl fällt mir schwer.«

»Cimballi, halt um Himmels willen weiter den Mund. Schweig wie alle Besiegten!«

»Cimballo?«

»Hier bin ich.«

»Sie haben sich ausgezeichnet verteidigt. Ich habe gerade die ganzen Hintergründe in der Affäre Schlomm erfahren; schon sehr beeindruckend, wie Sie die beiden Gauner begaunert und die Anteile dem Personal übertragen haben. Mit meinem Geld! Aber das Wichtigste haben Sie nicht erreicht: Sie mußten ansonsten unverrichteter Dinge wieder abziehen.«

Ich hörte, wie ich fast wie ein Sterbender ein »Danke« hauchte.

»Man gewinnt nicht gegen die Halls aus Texas; keiner hat eine Chance gegen die Halls.«

»Und am achten Tag schuf Gott Texas... ich weiß.«

»Sie haben nicht einmal den Hauch einer Chance; dabei habe ich Heckl und Jaeckel nie von der Leine gelassen.«

»Zwei ausgemachte Schweine.«

»Nicht wahr?« sagte sie fröhlich. »Das habe ich Ihnen schließlich prophezeit: häßlich, dreckig und böse. Wäre ich auf alle Ihre Vorschläge eingegangen, dann, nun, hätten Sie bestimmte Probleme mit Ihrem Körper.«

»Paul Hazzard hat es wirklich nicht verdient, daß Sie ihm so böse mitspielen!«

Zögerte sie kurz oder bildete ich mir das nur ein? Nach außen hin gab sie sich auf alle Fälle kühl:

»Sein Problem. Ich hatte ihm angeboten, er könne sein Hochhaus mit meiner Hilfe bauen, wenn er den Vertrag mit Ihnen bricht und in mein Lager überschwenkt. Doch dieser Dummkopf hat meinen Vorschlag abgelehnt. Eine Frage der Ehre, so scheint es. Wahrscheinlich hat er während seiner Karriere als Footballspieler zu viele Schläge auf den Kopf bekommen und ist völlig übergeschnappt. Eigentlich war er schon immer ein Idiot gewesen. Paul ist nicht wichtig. Ich werde ihn entschädigen, dann ist die Geschichte geregelt. Nur eine Frage des Geldes. Sprechen wir von wichtigeren Dingen...«

Sie schaute mich mit ihren veilchenblauen bis violetten Augen wild an:

»Ich verlange von Ihnen eine bedingungslose Kapitulation, Cimbali. Und Sie brauchen nicht zu glauben, ich mache Scherze. Ich bin eine Hall. Selbstverständlich kenne ich alle Investitionen, die Sie hier in Amerika getätigt haben. Ich verlange, daß Sie diese Investitionen aufgeben. Verkaufen. An mich natürlich. Keine Sorge, ich werde Sie korrekt bezahlen. So werden Sie alle Pläne aufgeben müssen, mit den eben erst naturalisierten Chinesen in San Francisco zusammenzuarbeiten. Und natürlich auch in Dallas. Ich möchte Sie hier nicht mehr sehen. Das heißt, ich möchte Sie in keinem der fünfzig amerikanischen Staaten noch einmal sehen. Sie haben nicht einmal das Recht, hier Urlaub zu machen. Für die Bahamas gilt das gleiche. Dieses Verbot gilt zunächst einmal für ein Jahr. In zwölf Monaten werde ich mir Ihren Fall noch einmal durch den Kopf gehen lassen und je nach Lust und Laune entscheiden. Vielleicht werde ich Ihnen dann erlauben, wieder amerikanischen Boden zu betreten. Und

vielleicht sogar zehn Dollar in Las Vegas riskieren. Zehn Dollar, ganz bestimmt nicht mehr...«

Sie lachte schallend und war offensichtlich sehr mit sich zufrieden.

Ich zitterte.

Vor Wut. Meine gute Laune war auf einen Schlag verfliegen angesichts dieser unglaublichen Arroganz eines Staatschefs, der mich des Landes verwies. Mein Humor verließ mich, und das kam wirklich nur äußerst selten vor. In dieser Sekunde, in der mörderischer Haß in mir aufstieg, hätte ich beinahe alles verdorben und mich verraten.

Doch sie redete weiter und weiter, ohne mich zu Wort kommen zu lassen, so daß ich mich wieder in die Gewalt bekam und zumindest nach außen hin ruhig blieb.

»Cimballi, wenn Sie auch nur gegen einen einzigen meiner Befehle verstoßen, dann lasse ich meine Hunde von der Leine. Sie werden Sie in der Luft zerreißen, und zwar so schnell, wie Sie sich das überhaupt nicht vorstellen können. Wir werden Sie ruinieren, jede einzelne Ihrer Investitionen zu bloßem Papier werden lassen und nicht nur Sie, sondern auch Ihre Freunde angreifen. Eine Naturalisierung kann immer in Frage gestellt werden, vor allem, wenn die Betroffenen aus Hongkong eingewandert sind, wo es bekanntlich von Kommunisten nur so wimmelt. Wir werden Sie in der ganzen Welt verfolgen, auch in Ihrem eigenen Land. Ich kann dabei soviel Geld verlieren, wie ich will, das spüre ich nicht einmal.«

Ich hatte mich wieder völlig in der Gewalt. Der Moment war gekommen: »Und wenn es mir trotz allem gelingt, die Spielzeugfabrikation in Schwung zu bringen?«

»Das wird Ihnen nie gelingen. In welchem Land wollen Sie denn arbeiten lassen?«

»Und wenn es mir doch gelingt?«

Man kann Patti Hall fast alles nachsagen, nur eines nicht: dumm ist sie auf keinen Fall. Sie ist eine Hall aus Dallas, das hatte man mir oft genug vorgebetet. Und genau auf diesen Umstand rechnete ich, auf den unwahrscheinlichen Stolz dieser Frau; gleichzeitig hatte ich auf einen anderen Zug ihres so widersprüchlichen Charakters gebaut: Selbst bei den wildesten Kämpfen konnte ich ihr eine gewisse Fairneß nicht abstreiten.

Sie überlegte lange, bevor sie endlich antwortete:

»Sie möchten weiterkämpfen, den Kampf aber auf das kleine Gebiet der Spielzeugproduktion beschränken, darum geht es Ihnen, nicht wahr?«

»Ja, ein Kampf Mann gegen Mann, auf einem vereinbarten Gebiet mit festgelegtem Fristablauf. Sie können sich natürlich auch von vorneherein als besiegt erklären.«

»Achte auf deine Zunge, Cimballi, du verdirbst sonst noch alles!«

Schwaigen. Meine Hände wurden feucht. Sie schaute mich nachdenklich an und lachte dann leise:

»Sie wollen mir eine Falle stellen, das steht fest. Was, zum Teufel, spielt sich in Ihrem Kopf ab?«

»Fragen Sie doch Ihre Raben. Seit Wochen haben die mich keine Sekunde aus den Augen gelassen; die wissen alles über mich, was ich tue und was ich tun könnte. Besser als ich selbst. Sie können sich doch auf die Raben verlassen.«

Neues Schweigen. Ich drehte den Spieß um und schaute sie an.

O mein Gott, sie wird einschlagen!

Sie sagte ja. Wenn auch indirekt:

»Ich bestehe auf einem Zeitlimit, einer *dead-line*.«

Ich hatte dies ja bereits vorgeschlagen. An Li und Liu denkend, die mir ebenfalls ein Ultimatum gestellt hatten, sagte ich:

»Der kommende 15. September. Wenn Sie am kommenden 15. September nicht drei von mir produzierte Modelle in der Hand haben...«

»Ich bestehe auf einer Serienproduktion. Und auch darauf, daß diese Produktion nach dem 15. September fortgesetzt wird.«

»... drei von mir in Großserie produzierte Modelle in der – Hand haben, deren Produktion auf mehrere Jahre hinaus geplant ist, dann habe ich verloren. In diesem Fall werde ich Ihnen alles verkaufen, was mir auf dem amerikanischen Kontinent gehört, und den Kontinent verlassen.«

Ich grüßte kurz und ging. Paul Hazzard erzählte ich kein Sterbenswörtchen von unserer Abmachung. Er bestürmte mich mit Fragen, doch ich blieb hart. Resigniert fing er wieder über die Probleme zu reden an, die der Bau des Hochhauses mit sich brachte, die fehlende Baugenehmigung, die Parkplätze, die plötzlich nicht mehr auf dem Nachbargrundstück gebaut werden konnten, da seine Option von der Hall-Gruppe schamlos übertrumpft worden war, den Terminproblemen, da Kapicki natürlich im Vertrag feste Termine hatte verankert sehen wollen und und und...

»Paul, du mußt leider weiter allein kämpfen, ich habe Wichtigeres zu tun. Übrigens, vielen Dank.«

»Wofür?«

»Patti hatte dir angeboten, auf ihre Seite überzuschwenken. Du hast abgelehnt. War wirklich ein feiner Zug von dir.«

Der große Bär schwankte verlegen von einem Bein aufs andere. Ich mochte ihn wirklich.

Ich ließ ihn trotzdem mit seinen Problemen allein, denn ich hatte nur einunddreißig Tage Zeit, um mein Problem zu lösen.

Am nächsten Morgen flog ich in das sicherste Steuerparadies der Welt, in das größte, in das, in dem der infame westliche Kapitalist so gut behandelt wird wie sonst nirgendwo auf dieser Welt: in die Sowjetunion.

Ich bin nicht der einzige, der dazu in der Lage ist. Stellen wir uns einmal vor, daß Sie – das ist angesichts der heutigen Zeit natürlich nichts anderes als eine beinahe absurde Hypothese – etwas Geld zur Verfügung haben und dieses Geld an einem diskreten, aber auch sicheren Ort ›parken‹ möchten.

Natürlich ist diese Absicht reine Fiktion, denn Sie respektieren die Gesetze als perfekter Bürger...

Solche ruhige und diskreten Orte gibt es. Sie können dort Geld anlegen und Zinsen kassieren, ohne Steuern zu zahlen. Absolut anonym. Sie denken an die Schweiz? An die Bahamas? Liechtenstein? Curaçao?

Diese Orte werden gemeinhin als Steuerparadiese bezeichnet. Und liegen im allgemeinen in exotischen und höchst charmanten Gegenden.

Nicht so Moskau. Palmen glänzen dort nur mit ihrer Abwesenheit. Trotzdem ist es ein Steuerparadies. Jeder kann dort sein Geld anlegen, gleichgültig, welcher Nation er angehört, welche politischen Überzeugungen er pflegt und wie reich er ist.

Ich war durch einen Prospekt auf Moskau hingewiesen worden. Auf dem Umschlag waren die drei berühmten Affen abgebildet, die nichts sehen, nichts hören und nichts sagen, ein ganzes Programm. Lesen Sie nur einmal die allgemeinen Bedingungen durch, die dann in Kraft treten, wenn Sie ein Konto vom Typ A eröffnen. Im Artikel zehn verpflichtet sich die Bank, die Identität eines Kunden absolut geheimzuhalten und das Konto unter einer Nummer zu führen. Extra eingerahmt finden Sie folgenden Hinweis: ›Bitte überlegen Sie

sich einmal, daß die Außenhandelsbank der Sowjetunion bereit ist, Gelder von nicht in der Sowjetunion wohnenden Ausländern anzulegen; diese Gelder müssen in Devisen einbezahlt werden und sind nicht in Rubel umtauschbar. Es handelt sich um steuerfreie Deposit-Konten.< Weiterhin wird unterstrichen, daß die Bank jederzeit bereit ist, das Konto aufzulösen und die Gelder überallhin auf der Welt zu transferieren, vorausgesetzt, daß es dort eine Bank gibt. Natürlich fällt auch dieser Teil der Geschäftsbedingung unter das Bankgeheimnis.

In der Schweiz kümmert sich die Venechtorg-Bank um westeuropäische Kunden, die in Rußland Geld anlegen möchten.

In Moskau kann man sich direkt an die Außenhandelsstelle in der Puschkinskaja Nummer 9 wenden; und wenn Sie auf diskrete Art und Weise Gold oder Diamanten erwerben möchten, dann wenden Sie sich am besten an die Dienststelle im Kopiewski Peruluk Nummer 3-5, natürlich ebenfalls in Moskau. Die Telefonnummern: 2693254 und 2693320.

Der Zweck heiligt die Mittel. Die Sowjetunion braucht dringend westliche Devisen. Das Angebot, das Kapital westlicher Bürger zu verwalten, ist nur ein Weg unter vielen, und da die Sowjetunion, ohne sich selbst zu schaden, das absolute Bankgeheimnis anbieten kann, tut sie es auch. Dazu kommt, daß die Westmächte im allgemeinen nicht darauf aus sind, sich mit der UdSSR anzulegen (zumal wenn es sich um solche Nebensächlichkeiten handelt); also können wir davon ausgehen, daß dieses Verfahren noch eine ganze Weile praktiziert werden kann. Bei den anderen Steuerparadiesen kann man da nicht so sicher sein, da sie weltpolitisch in der Regel völlig unbedeutend sein und von großen Staaten erpreßt werden können.

Kurz und gut, ich hatte mir die Sache genau durch den Kopf gehen lassen und keine Schwachstelle gefunden; ich wußte wirklich nicht, wie die Raben es anstellen wollten, an mein Geld, einmal in der Sowjetunion plaziert, heranzukommen, während ich jederzeit frei über mein Kapital verfügen konnte; ich mußte mit meinem russischen Bankier nur die entsprechenden Code-Wörter absprechen.

Am Abend des 12. August brachen Marc Lavater und Adriano Letta, mit versiegelten Briefen und Anweisungen versehen, deren Inhalt sie nicht kannten, nach einem letzten Eiskaffee im *Senequier* zu einer kleinen Weltreise auf.

Ziel des Unternehmens (die beiden kannten auch dieses Ziel nicht): Ich verlagerte fast gleichzeitig meine gesamten beweglichen Gelder auf drei Nummernkonten in der Schweiz; diese Konten hatte ich erst am 13. vormittags eröffnet (kurz vor meinem Flug nach Dallas und dem von Patti Hall gestellten Ultimatum) und den Bankiers gleichzeitig genaue Anweisungen erteilt.

Die Gelder trafen am 14. nachmittags und am 16. vormittags ein (der 15. war ein Feiertag).

Am gleichen Tag noch wurde das Geld auf andere Nummernkonten bei anderen Banken weiter überwiesen.

Auch dort machte es nur eine Zwischenstation und wanderte weiter zu einer dritten Bank, kam dann wieder zur Ausgangsbank zurück (natürlich auf ein anderes Konto), bevor es wieder verschwand. Wer die Bewegungen des Geldes verfolgen wollte, mußte über starke Nerven verfügen, denn sonst lief er Gefahr überzuschnappen.

Am Nachmittag des 17. August erreichte es endlich, von einer Bank am Paradeplatz in Zürich kommend, seinen endgültigen Bestimmungsort und war bereit, bei meinem Kampf eingesetzt zu werden.

Auch ich war bereit.

Auf dem Roten Platz drängten sich die Menschen.

Ich nenne ihn in diesem Buch Kyrill Tikomiroff; ansonsten war er groß und kräftig, braunhaarig, trug einen kurzgeschnittenen Bart, hatte wunderbare, klare grau-grüne Augen und dicke, dunkle Augenbrauen. Am auffallendsten aber war sein kräftiges, freies Lachen.

»Ich erinnere mich an Ihren Namen und Ihre Anfänge. ›*I AM HAPPY!*‹, in allen wichtigen Zeitungen der Welt!«

Dann gespielt vorwurfsvoll: »Zeitungen... die Prawda haben Sie schmäählich ausgelassen!«

»Es gab an diesem Tag keinen freien Platz. Ihr Generalsekretär hatte am Vorabend eine kleine Rede abgehalten, die im Wortlaut abgedruckt wurde – achtundsechzig Seiten!«

Schallendes Gelächter. Er sprach ausgezeichnet Französisch (und, wie ich später erfuhr, genauso ausgezeichnet Englisch und Deutsch). Er hatte mich in Moskau in der Halle des Hotels *Rossya* erwartet. Erst später sollte ich erfahren, daß er in der Hierarchie einen relativ bedeutenden Platz einnahm, konnte aber nie herausbekommen, welche Stellung er wirklich innehatte.

Er hatte mich höflich gefragt, ob mich die lange Reise nicht ermüdet habe, bot mir nacheinander Tee, Kaffee, Schokolade, Wodka, Krimsekt und was weiß ich noch alles zum Essen und zum Trinken an. Ich hatte jedesmal dankend abgelehnt. Inzwischen liefen wir an der roten Mauer des Kreml entlang; rechts von uns lag die Basilius-Kathedrale (das versteht sich von selbst), während das Lenin-Mausoleum sich (natürlich) links von uns erstreckte. Ich fragte meinen Begleiter: »Außenministerium?«

»Nicht eigentlich.«

»Handelsministerium?«

»Ja und nein.«

»NKWD, KGB oder eine andere dieser schönen Einrichtungen? Was sind Sie wirklich?«

Er schaute sich mißtrauisch nach allen Seiten um, packte mich am Arm, zog mich zu sich und flüsterte mir ins Ohr:

»Können Sie schweigen?«

»Natürlich.«

»Ich bin Heckls und Jaeckels wichtigster Spion in der Sowjetunion. Sie kennen doch die Raben aus Dallas?«

Worauf er in schallendes Gelächter ausbrach. Ich hatte schon Angst, er würde umkippen, so sehr wurde sein Körper von seinem Lachanfall geschüttelt.

Hätte ich nur genauso lachen können!

Woher kannte er die Namen Heckl und Jaeckel? Von den sowjetischen Funktionärs-Bankiers in Zürich, die den Besuch einer diplomatischen Vertretung des Hallschen Imperiums erhalten hatten. Mit allen möglichen Mitteln hatte diese Delegation versucht, die Dämme, mit denen ich mein Geld geschützt hatte, einzureißen, hatten aber natürlich keinen Erfolg damit. Kyryll wurde beinahe böse, als ich an der Verschwiegenheit seiner Banken, die denen der Schweizer in keinem Punkt nachstand, Zweifel laut werden ließ:

»Unsere sozialistischen Banken sind verschwiegener als die Schweizer. Übrigens waren Ihre Gegner nicht einmal sicher, daß Sie unsere Hilfe in Anspruch genommen haben. Sie wußten ganz offensichtlich nicht so recht Bescheid, was wirklich passiert war, und klapperten alle Banken ab, in der Hoffnung, auf die richtige Spur zu stoßen.«

Nein, ich mußte keine Angst haben, sondern konnte ruhig schlafen; mein Geld war in Sicherheit. Und was das andere Problem anbelangte, das ich in der Sowjetunion regeln wollte...

»Darf ich Sie Franz nennen?«

»Selbstverständlich, Kyrill.«

»Auch dieses Problem existiert nicht mehr. Wir stellen Ihnen eine Fabrik zur Verfügung. Wir haben bereits beschlossen, welche Fabrik sich um die Fabrikation Ihres Spielzeugs kümmern wird. Und da Sie es so eilig haben, fliegen wir noch heute abend nach Samarkand.«

... In den Steppen Zentralasiens.

Meine Idee war so einfach wie alle guten Ideen. Ines Corbalan hatte mich darauf gebracht, als sie von Rebellen sprach, in ihrem Fall der islamischen Rebellion gegen die katholische Regierung der Philippinen.

Natürlich mußte ich auch auf diesem Gebiet Vorsicht walten lassen.

So konnte ich dieses Mal nicht meinen alten Freund Hassan Fezzali um Hilfe bitten, obschon er überzeugter Moslem war und mit Milliarden Dollars jonglierte, daß es einem schwindlig wurde; nur, diese Milliarden stammten aus dem Erdölverkauf der arabischen Emirate.

Ich hätte Hassan nur in Verlegenheit gebracht, und Heckl und Jaeckel hätten hier leichtes Spiel gehabt.

Ich hatte sogar, als ich darangegangen war, meine Idee zu überprüfen und auszubauen, daran gedacht, mit einem gewissen Khadafi in Libyen zusammenzuarbeiten. Bei ihm wären die Raben sicher auf taube Ohren gestoßen. Doch Khadafi gehört wirklich nicht zu den von mir bevorzugten Staatschefs, obwohl er nicht nur auf religiösem, sondern auch auf politischem Gebiet recht rebellisch war.

Politisch...

Beinahe wäre ich von meinem roten Stuhl im *Seneguir* aufgesprungen, als ich, den Umweg über Khadafi machend, beim Ende der Gedankenkette angelangt war (Sie erinnern sich, Marc brachte es einfach nicht fertig, seinen Mund zu halten!). Cimballi, abgestumpftes Wesen, warum hast du eigentlich nicht schon früher daran gedacht? Welches Land war aufgrund einer Besonderheit so abgeschirmt, daß die Raben praktisch keinen Zugang hatten? Und welches Land war, zweite Bedingung, technisch zugleich so entwickelt, daß es elektronisches Spielzeug in großen Mengen herstellen konnte?

Die Sowjetunion.

Die ja zugleich alle Vorteile eines klassischen Steuerparadieses bot. Zwei Fliegen auf einen Schlag. Ich hatte endlich die Lösung meines Problems gefunden.

In derselben Stunde noch machte ich mich daran, meine Idee zu überprüfen. Ich hatte mit dem Mann, der die Russen auf dem Gebiet der Handelsbeziehungen mit am besten kannte, bereits einmal erfolgreich zusammengearbeitet. Ich rief ihn am Abend des 12. unter Einhaltung aller erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen auf seinem Landsitz bei Perpignan an. Ich erzählte ihm die Geschichte von A bis Z und ließ kein Detail aus. Er wäre beinahe gestorben vor Lachen.

»FRRRRRanz, deine Idee ist ausgezeichnet. Die Russen werden vor allem an dir und deinem Geld und deinem Auftrag interessiert sein, denn ihr Außenhandelsdefizit dem Westen gegenüber überschreitet dieses Jahr die Grenze von einhundert Milliarden Dollar. Natürlich geht das nicht von heute auf morgen, aber...«

»Ich habe alles, nur keine Zeit. Keinen einzigen Tag zu verlieren.«

Er schwieg. Dann lachte er wieder: »Kann ich den Iwans von deinem Privatkrieg gegen die Texanerin erzählen?«

»Wenn du meinst, daß uns das etwas nützt...«

»Natürlich wird uns das etwas nützen. Die armen Kerle im Kreml haben nicht sehr viel zum Lachen. Und wenn die erst einmal guter Stimmung sind...«

Ich werde wohl nie erfahren, ob meine Geschichte hinter den roten Kreml-Mauern Heiterkeitsstürme ausgelöst hat (was mich im übrigen erstaunen würde, denn ich habe diese Bürokraten inzwischen kennengelernt und viel Vertrauen in sie, nur nicht in ihren Humor). Auf jeden Fall spielte sich das ganze Abenteuer in atemberaubender Geschwindigkeit ab. Es war ein kluger Schachzug gewesen, vorab einen Großteil meines Vermögens nach Rußland zu transferieren. Vielleicht hätte aber auch mein Freund mit dem rollenden R mehr Einfluß, als ich zu hoffen gewagt hatte. Jedenfalls erfuhr ich am Vormittag des 17. daß es der Sowjetunion geradezu ein Bedürfnis sei, für mich zu arbeiten, und sie mir augenblicklich ein Visum ausstellen würde, damit ich in Moskau an Ort und Stelle die Einzelheiten besprechen konnte.

Jetzt also befand ich mich in Samarkand.

Ein Name, der mich zum Träumen brachte. Kyrill hatte während des ganzen Fluges in der Tupolew erzählt: von den Usbeken und der Goldenen Horde, von Marco Polo, der zwar nicht über Samarkand gekommen war, aber immer davon geträumt hatte, und von dem grausamen Tamerlan, der in Samarkand residierte und dessen Grab die Stadt neben hundert anderen Nekropolen und Moscheen schmückte. In einer sollen sogar die Überreste eines Veters Mohammeds aufbewahrt werden. Dann sprach er von der Seidenstraße und dem russischen Tee, der hier, wo sich dreißig Jahrhunderte lang Asien und Okzident trafen, zum ersten Mal den Europäern nahegebracht wurde.

Samarkand ist eine wunderbare Oase in der Wüste. In den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne entdeckte ich sie am

Morgen des 19. Augusts, nachdem wir eine Ewigkeit über ockerbraune Erde geflogen waren, die von ausgetrockneten Flüssen durchzogen wurden und sich vom Kaspischen Meer und dem Aral-See bis zu den ewig verschneiten Gipfeln des Hindukusch und des Pamir erstreckte. Als erstes fielen um die Stadt herum die grünen, baumbestandenen Täler und die roten Mohnfelder auf, bevor die so bezeichnenden Minarets der Moscheen sichtbar wurden. Natürlich befand ich mich im Land von Lenin und Stalin, den Zaren des Kreml. Doch hatte ich den Eindruck, mich in einer durch und durch islamischen Gegend zu bewegen.

Am gleichen Abend noch zeigten mir Kyryll und ein Begleiter den berühmten Platz Reghistan, um den sich fünfhundert Jahre alte Koranschulen scharten, und das Gur-Emir, das Mausoleum des blutrünstigen Tamerlan, eigentlich Timur-i-Lang (Timur der Lahme). In den Straßen roch es nach Gewürzen, frischer Pfefferminze und gebratenem Hammel; selbstverständlich tranken wir ein Glas grünen Tee in einem der ausschließlich Männern vorbehaltenen Tee-Häusern, an dessen Wänden Stalins riesiger Schnauzbart die Porträts der derzeitigen Kreml-Herrscher mühelos übertrumpfte. Am nächsten Tag wollten sie mich zum Bazar der örtlichen Kolchosa schleifen, ein orientalischer, halb eingefallener Basar, wo noch Kamel-Karawanen, die die ehemalige Seidenstraße benutzten, eintrafen und pittoreske Kontraste zu den Transistorradios und Traktoren lieferten. Das alles von Hammer und Sichel in Form von Neonröhren beleuchtet, die ständig an- und ausgingen. Sie versuchten sogar, mir die Unterschiede zwischen Usbeken, Baschkiren und Turkmenen zu erklären, die auf gar keinen Fall mit den Tadschiken, Kirghisen und anderen Tataren verwechselt werden durften.

Der Begleiter hieß Alicher und war der Direktor der Fabrik, in der die Spielzeuge hergestellt werden sollten.

Alicher trug das Tjubetek, die runde, schwarz-silberne Kopfbedeckung der islamischen Usbeken. Er lächelte mir zu, ich lächelte ihm zu, doch damit war der kulturelle Austausch zwischen uns auch schon erschöpft. Er sprach nur seinen türkischen Dialekt, den man nun wirklich nicht als Weltsprache bezeichnen konnte, und natürlich Russisch. Kyryll übersetzte, während wir einen Rundgang durch die Fabrik machten, die an der Straße nach Taschkent zwischen einem ausgetrockneten Fluß und Eisenbahngleisen lag (dieses Detail ist wichtig), die bis nach Wladiwostock und nach China führten.

Alicher kommandierte zweitausendvierhundert Männer und Frauen.

»Alicher kann in seiner Fabrik wirklich die Spielzeuge herstellen?«

»Soviel du willst. Vorausgesetzt natürlich, er erhält die Pläne.«

»Die habe ich bei mir. Wann kann er die Produktion aufnehmen?«

»Einige Serien kann er sofort in Angriff nehmen, aber nicht alle. Eine Frage der Maschinen, die erst aus Taschkent, Karaganda oder Magnitogorsk herbeigeschafft werden müssen. Ich habe mich bereits darum gekümmert; in spätestens zwei Wochen können wir vierundzwanzig Stunden pro Tag produzieren.«

Kyryll lächelte mir zu. Ich meinte, vor Freude zu ersticken, denn ich hatte gewonnen. Patti Hall und die Raben konnten von mir aus in den Mond schauen.

»Drei Modelle sollten vor allem schnell in Produktion gehen, sehr schnell. Ich brauche von jedem Modell tausend Exemplare, in rosa Geschenkverpackung, die mit einem

Sonderflugzeug nach Amerika transportiert werden. Entweder ich stelle das Sonderflugzeug zur Verfügung, oder, falls dies nicht möglich sein sollte, bezahle ich eines.«

Plötzlich spürte ich die bevorstehende Katastrophe.

Kyryll Tikomiroffs grau-grüne Augen fixierten mich rätselhaft, vielleicht auch ein wenig amüsiert:

»Franz, da muß ein Irrtum vorliegen. Alicher stellt die Einzelteile her, aber er baut sie nicht zusammen. So lauten die Befehle, die ich erhalten habe.«

Ich schaute den Russen und den Usbeken mehr als überrascht an. Was sollte das heißen: die Einzelteile herstellen, aber nicht zusammenbauen?

Das hieß, daß sie bereit waren, sofort, bereits am morgigen Tag, alle Einzelteile, die auf meinen Plänen in technischen Zeichnungen festgehalten waren, herzustellen und mit den drei Modellen anzufangen, die mir so am Herzen lagen; zwei Wochen später sollte die Gesamtproduktion beginnen. Die Stückzahlen waren ihnen gleichgültig, je mehr, desto besser, aber...

... aber wenn ich die Einzelteile zusammengebaut haben wollte, mußte ich mich woanders umsehen.

»Woanders als in Samarkand?«

»Woanders als in der Sowjetunion.«

Kyryll wies mich vorsichtig darauf hin, daß er überzeugt war, ich fände in keinem Ostblock-Staat eine Fabrik, die bereit sei, die Einzelteile zu montieren.

Anweisungen. Befehle.

Die unbedingt einzuhalten waren, auch wenn er sie nicht erklären konnte. Wenn ich damit nicht einverstanden war, konnte man die Produktion natürlich jederzeit wieder abblasen.

Übrigens, so meinte er, läge dies in meinem eigenen Interesse, denn meine Gegner hätten leichtes Spiel, den

Verkauf meiner Spielzeuge zu sabotieren, wären diese *Made in USSR* oder *Made in Cuba* gekennzeichnet.

Ich mußte schauen, wie ich mit dieser niederschmetternden Nachricht fertig wurde. Mein kompliziertestes Modell wies höchstens dreihundert Einzelteile auf.

Wollte ich die tausend Patti Hall versprochenen Exemplare selbst zusammenbauen (und mir dabei von der Hälfte der Bevölkerung Saint-Tropez' helfen lassen), verstieße dies gegen unsere Abmachung.

Ich brach zusammen. Ich hatte wirklich und endgültig die Schnauze voll. Vor mir zog eine Kamel-Karawane majestätisch die Seidenstraße entlang; links von mir lag eine mehr als dreitausend Jahre alte Seidenfabrik, und ich fragte mich unwillkürlich, ob ich nicht am Strand von Pampelonne lag und träumte. Aber ich befand mich sehr wohl in den verlorenen Steppen Zentralasiens.

»Willst du nun die Teile oder nicht?« .

»Ja.«

Er schlug mir vor, die Produktion in seefesten Containern verpackt mit der Eisenbahn von Samarkand über Taschkent, Alma-Ata, Semipalatinsk, Nowosibirsk, Krasnojarsk, Irkutsk und Chabarowsk bis ans Japanische Meer zu senden, und sie von dort aus per Frachter zur Montagefabrik zu transportieren.

»Das dauert viel zu lange; zumindest die ersten beiden Lieferungen müssen unbedingt per Luftfracht verschickt werden, egal, was es kostet. Vor allem die drei Modelle, mit deren Produktion ihr morgen anfangt.«

»Alicher schwört Stein und Bein, daß in zehn Tagen die erste Lieferung das Werk verlassen kann; wohin sollen die Teile denn geliefert werden?«

Ich hatte nicht die geringste Idee.

»Ich gebe dir in einer Woche Bescheid, Kyrill.«

21. August. Paris, Flughafen Charles-de-Gaulle oder Charly Airport, wie wenig respektvolle Vielflieger gerne sagen. Nach dem Flug ohne Zwischenfall kam ich schnell durch die übliche Paß- und Zollkontrolle und begrüßte den Engländer, der auf mich gewartet hatte. Er hatte inzwischen die Hintergründe des gegen mich gerichteten Zeitschriftenartikels geklärt:

»Eine neue Attacke Ihrer vielgeliebten Raben; Miß Hall hat allerdings nichts damit zu tun.«

Als er mein ungläubiges Gesicht bemerkte, schüttelte er nachdrücklich den Kopf und wiederholte:

»Wirklich nichts.«

Er war sich sicher, daß sich die Raben mit einer Milliardärin verbündet hatten, der halb Manhattan gehörte, eine Walküre, die die Frauen auf der ganzen Welt, von Grönland bis Patagonien über Sansibar und Lothringen gegen mich aufwiegelte.

»Wenn Sie mir eine persönliche Meinung gestatten«, sagte der Engländer, der haargenau wußte, daß ich nur darauf wartete, daß er endlich einmal seine persönliche Meinung ausdrückte, »dann ist Patti Hall von den Aktionen der Raben selbst überrascht. Natürlich sind das nur Vermutungen; ich kann keine hieb- und stichfesten Beweise vorlegen, doch ich bin mir sicher, daß meine Vermutungen zutreffen. Heckl und Jaecke hassen Sie persönlich. Aufgrund Ihrer völlig verrückten Idee, die Russen einzuspannen – die Raben sind geschworene Antikommunisten – haben Sie sie nicht nur gereizt, sondern Ihnen auch gleichzeitig die erste wirkliche Niederlage zugefügt. Eines allerdings kann ich beweisen: Die beiden sind

nicht nur schmutzig und gemeingefährlich, sondern auch geradezu krankhaft geizig. Und bei der Zeitschriftengeschichte haben sie ihr persönliches Geld investiert, um den Artikel zu lancieren, da Miß Hall die ganze Geschichte ablehnte und die Raben ihr folglich die Kosten nicht in Rechnung stellen konnten. *God Gracious!* Wenn man sie nur ein bißchen kennt, dann weiß man, was das zu bedeuten hat.«

»Wo sind sie?«

»Sie haben ein Visum für die Sowjetunion beantragt; das Visum wurde nicht erteilt. Sie schäumen noch vor Wut.«

»*Wo sind sie?*«

»Hinter uns. In dem blauen Wagen.«

Der Engländer war davon überzeugt, daß ich mich mit Leibwächtern umgeben sollte:

»Ich kenne da ausgezeichnete Spezialisten, die ihnen wohl kaum auffallen dürften, Marmaduke und seine Mitarbeiter.«

Außerdem wollte er, daß ich auch meine Familie besser beschützen sollte.

»Nein.«

»Sie machen einen Fehler. Die Raben sind zu allem fähig, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen.«

»Nein.«

»Sie sind fähig, Sie zu töten.«

»Nein.«

»Oder sich an Ihren Kindern zu vergreifen.«

»Nein.«

»Ich bestehe darauf.«

»Nein.«

In der Nähe des Invalidendoms hielt er vor einem Haus, in dem mir ein Bekannter sein Telefon zur Verfügung stellte – die

einzigste Möglichkeit, nicht abgehört zu werden. Ich rief zuerst in Saint-Tropez an. Dort stand alles bestens.

Der zweite Anruf galt Dallas; Paul Hazzard hatte mir eine Nummer gegeben, unter der ich ihn im Notfall erreichen konnte. In der texanischen Hauptstadt ging alles drunter und drüber. Paul hatte zwar nach mühsamem Ringen die Erlaubnis erhalten, einen unterirdischen Parkplatz zu bauen, und erfüllte somit die lokalen Vorschriften, doch Patti hatte nur einen Tag gebraucht, bis sie wußte, wie sie auf diese für sie schlechte Nachricht reagieren konnte: Sie hatte öffentlich verkündet, die Stadt Dallas mit einer Untergrundbahn zu versehen. Es verstand sich von selbst, daß ein Tunnel genau unter unserem zukünftigen Hotel verlief. Nicht nur der unterirdische Parkplatz, sondern der ganze Bau war in Frage gestellt, sollte Patti mit ihren Plänen durchkommen. Ich konnte Paul nicht richtig trösten oder gar Mut machen, sondern sagte nur:

»In drei Wochen ist alles auf die eine oder andere Weise entschieden.«

Und legte auf, ohne weitere Erklärungen abzugeben.

Der Engländer redete weiter auf mich ein; er war wirklich besorgt, daß die Raben die von Patti Hall festgelegte Grenze überschreiten würden, und ich mußte einräumen, daß seine Argumente stichhaltig waren; noch nie hatten sich die Raben so direkt mit einem Gegner beschäftigt, daß sie jede Vorsicht vergaßen und sich offen zeigten; sie mußten mich wirklich hassen.

Endlich hatte ich Lavater am Apparat:

»Wie weit bist du, Marc?«

Er war todmüde. Seit dreißig Stunden hatte er mit einem internationalen Team aus Rechtsanwälten und Wirtschaftswissenschaftlern gearbeitet, um eine Frage, die ich von Samarkand aus gestellt hatte – ich erinnere mich noch

heute lebhaft an die Schwierigkeiten, eine Telefonverbindung zu bekommen! –, so schnell wie möglich zu beantworten.

»Ich glaube, wir haben alle Unterlagen, die du brauchst, Franz.«

»Wie heißt der Ort?«

»Nauru. Ich wette mit dir, daß du nicht einmal weißt, wo dieses Nauru eigentlich liegt.«

Nein, das wußte ich wirklich nicht. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht einmal gewußt, daß es diese Insel überhaupt gibt. Marc war sich sicher, daß wir keinen geeigneteren Ort finden konnten. Seine zwanzig Spezialisten waren sich einig und hatten eine dicke Akte für mich erarbeitet, die fast komplett war.

Auch wenn einige der folgenden Ereignisse einer *opera buffa* zu entstammen schienen, waren die Vorbereitungsarbeiten sehr seriös durchgeführt worden, genauso seriös, wie auch die Ergebnisse und Konsequenzen ausfielen. Der Rest, ich spreche von dem karnevalistischen Eindruck, den manche meiner Leser unter Umständen erhalten, ist nichts anderes als Staffage. Sarah Kyle hatte recht. So schwierig, gefährlich und ernst auch ein Unternehmen sein kann, in das ich verwickelt bin, so unvermeidbar ist es, daß während einer gewissen Zeit zumindest die Fantasie die Herrschaft übernimmt. Bewußt trage ich dazu nie etwas bei; es sind wohl die Auswirkungen des fröhlichen Fluches, der über den Cimballis liegt.

Trotz der positiven Nachricht vergaß ich die Raben nicht.

Ich konnte sie gar nicht vergessen, denn sie beobachteten mich von dem blauen Wagen aus, in dem sie uns gefolgt waren. Ich sah sie und war mir sicher, daß sie mich auch sahen, am Fenster, während ich zur Straße hinunterschaute.

»Die Raben sind nicht allein. Mindestens sechs Leute begleiteten sie«, erklärte der Engländer.

»Und Ihre Leute verfolgen die Leute der Raben?«

»Ja. Meine Leute folgen den Leuten der Raben, die Ihnen folgen.«

Aber das war noch nicht alles, denn der Engländer war sich sicher, daß sein Team wiederum von einem Team der Raben verfolgt und überwacht wurde. Die Karawane der Tour de France war sicher nicht sehr viel bedeutender als die Karawane, die mir folgte. Ginge ich in der Sahara spazieren, würde ich wohl an die zweihundert Menschen entdecken, die mir im Gänsemarsch folgten und sich gegenseitig überwachten. Ich überlegte mir kurz, ob ich es nicht einfach einmal spaßeshalber ausprobieren und wirklich einen Abstecher in die Sahara machen sollte.

Leider hatte ich keine Zeit dazu. Ich mußte tausend Dinge gleichzeitig erledigen. Vor allem mit Li und Liu sprechen, die über den Atlantik gekommen waren und in Saint-Tropez auf mich warteten. Sarah hatte sie soweit, daß sie mir eine kleine Verschnaufpause gönnten, zumindest aber nicht gleich mit Maschinengewehren auf mich losgingen. Sie hatten mit viel Glück bei Dominique und Gerard im Mas de Chatelas Zimmer bekommen und sich vielleicht von der heiteren Atmosphäre besänftigen lassen.

Zu Beginn allerdings war von Sanftmut bei meinen chinesischen Freunden nichts zu spüren:

»WIE? BEI DEN RUSSEN? BIST DU DENN TOTAL VERRÜCKT GEWORDEN?«

»Ich hatte keine Wahl; im übrigen wißt ihr ja nur zu gut, was ich von der Sowjetunion halte. Eines allerdings muß ich einräumen: Ihre Preise sind sehr interessant, sie werden unter allen Umständen die Liefertermine einhalten, und wenn die Russen fähig sind, Raketen in den Weltraum zu schießen und

Sputniks in Umlaufbahnen zu bringen, dann werden sie wohl für mich einen elektrischen Zug konstruieren können, oder? Die Russen arbeiten knapp an der Grenze des Verlusts, aber das ist ihr Problem. Sie werden ihre Gründe dafür haben.«

Ich fragte sie, ob sie mit mir in folgendem Punkt übereinstimmten: Ich hätte meine Verpflichtungen den beiden gegenüber erfüllt, wenn ich ihnen am 15. September spätestens um Mitternacht drei Modelle aus unserer Fabrikation in die Hand drücke und es kein Zweifel gäbe, daß die Serienproduktion bereits aufgenommen worden ist oder umgehend aufgenommen werden würde?

Sie zögerten, aber ich ließ sie gar nicht sofort zu Wort kommen:

»übrigens, meine geliebten Gelbgesichter, ich habe dieses Versprechen nicht nur euch gegeben. IHR ebenfalls. Das heißt, bei IHR handelt es sich weniger um ein Versprechen als vielmehr um eine Wette. Und wenn ich gewinne, wird SIE IHRE Niederlage einräumen und IHRE Feindseligkeiten gegen euch und mich einstellen.«

Sie schauten mich spöttisch an:

»Und du glaubst, daß sie Wort halten wird? Du glaubst, daß sie ihre Raben zurückpfeifen und die Pressekampagne sowie den Bankenkrieg gegen dich einstellen wird? Uns keine Knüppel mehr zwischen die Beine werfen wird? Von all den Schwierigkeiten einmal abgesehen, die sie in ihrer Heimatstadt deinem Freund Paul Hazzard und dir selbst bereitet? Und das nur, weil du ihr dreitausend im Fernen Osten hergestellte Spielzeuge vor die Haustür legen wirst? Glaubst du das wirklich?«

»Ja, das glaube ich«, antwortete ich nachdrücklich, obgleich ich mir in diesem Punkt gar nicht so sicher war, denn ich hegte ernste Zweifel, ob Patti Hall in diesem Fall überhaupt fähig war, ihr Wort zu halten.

Gott sei Dank hatte ich noch eine weitere Idee, eine geniale natürlich, die zusammen mit der Lieferung der dreitausend als Geschenk verpackten und selbstverständlich portofrei gelieferten Spielzeuge Patti, die Texanerin, endgültig auf den Boden gehen lassen würde. Sie würde nicht ganz *groggy* sein, uns aber zumindest nicht mehr schaden können. Sobald diese Idee einmal realisiert war, würde sie uns in Ruhe lassen, darauf könnten sie Gift nehmen, meine chinesischen Freunde.

Li und Liu waren verblüfft, und ich spürte, daß sie langsam weich wurden.

»Wie sieht denn diese Wunder-Idee aus?«

»Berufsgeheimnis. Zumindest noch im Augenblick.«

Im Augenblick sollten wir uns um die Spielzeuge kümmern und um sonst gar nichts. Ob sie mir denn helfen wollten? Schließlich waren es auch ihre Spielzeuge. Ja, meinten sie und sangen wieder einmal ihren alten Refrain: Ich habe sie in Schwierigkeiten gebracht, nur ich allein, und im übrigen sei ich kein seriöser Mann, vor allem kein seriöser Finanzier, und sie hätten mich im Verdacht, ein Kapitalverbrechen zu begehen und auch“ das Geld nicht ernst zu nehmen, was mich merkwürdig berührte, denn in der Regel waren meine chinesischen Freunde wirklich humorvoll.

Ihr schlimmster Zorn war verraucht und ihre Neugierde geweckt. Ich spürte, daß auch ihr Humor nicht mehr lange auf sich warten ließ. Sie stellten viele Fragen. Warum Samarkand? Warum ausgerechnet diese Fabrik? Die Kapazitäten der Fabrik? Und die Transportwege?

Hier die Antworten: Nicht ich hatte die Fabrik ausgesucht, sondern die Verantwortlichen in Moskau. Unter den zehn- oder hunderttausend sowjetischen Fabriken – falls. Li und Liu genaue Zahlen wollten, sollten sie doch bei der CIA oder im Kreml nachfragen – war eben diese Fabrik gewählt worden. Sicher, weil die technische Ausstattung die Produktion

ermöglichte, doch die anderen Gründe gingen eigentlich nur die Russen etwas an; schließlich verstanden schon die ausgekochtesten westlichen Experten die Fünf-Jahres-Pläne nicht, wie sollte ich sie dann verstehen!

Als Li und Liu erfuhren, daß die Einzelteile in der Regel mit der Eisenbahn transportiert werden sollten, fanden sie das ganz interessant; zu Beginn allerdings hatte ich auf Luftfracht bestanden, um keine Zeit zu verlieren.

»Selbstverständlich komme ich für die Frachtkosten auf«, beruhigte ich sie.

Im übrigen war alles bereits geregelt: Die erste Lieferung sollte am 2. September stattfinden. Die Russen wollten die Einzelteile in Container verpackt von Samarkand nach Karachi in Pakistan fliegen, wo sie dann in ein anderes Flugzeug umgeladen werden sollten, das von einem Transportminister Flint bereits gechartert worden war.

»Und die Raben, Franz? Willst du das alles ganz offen tun, während die Raben auf deiner Schulter sitzen?«

Was sollte ich machen? Berufskiller anzuheuern, ließ sich nun wirklich nicht mit meiner Berufsauffassung vereinbaren, und sonst war mir bisher keine Lösung für mein schwarzes Problem eingefallen.

»Nun, ich werde die beiden wohl ertragen müssen...« (Ganz so war es dann doch nicht; ich hatte schon so ungefähre Vorstellungen, wie ich die beiden loswerden konnte, doch die Ideen waren noch unausgereift...)

Da ich mich in Saint-Tropez aufhielt, hielten sich auch die Raben in Saint-Tropez auf. Wir waren im gleichen Flugzeug von Paris nach Nizza geflogen, und die Raben waren nicht einmal zornig geworden, als ich ihnen von einer amüsierten

Stewardess extra in Paris erstandenes Kakadu-Futter reichen ließ.

Sie gingen viel in Pampelonne herum, auch am Strand, und kümmerten sich einen Deut um die spöttischen Bemerkungen der Nacktbader oder um die schönen Mädchen, bei denen sie bedeutendes Aufsehen erregten. Ich hatte sie auch am Hafen von Saint-Tropez entdeckt, zwischen der Annonciade und der Tour Daumas; sie hatten mich mit ihren rabenschwarzen Rabenaugen fixiert, waren wie immer von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet gewesen, inklusive Hut, Krawatte und Fingernägel; trauerten sie bereits um meine zukünftige Finanzleiche? Auf alle Fälle versuchten sie, mich zu beeindrucken und mir zu beweisen, wie sehr sie mich haßten.

Unter äußerster Vorsicht studierte ich zusammen mit Li und Liu die ultra-geheime Akte, die Lavater für uns zusammengetragen hatte. Marc hatte sich die Mühe gemacht, alles zu unterstreichen, was wir als Waffen gegen die Raben benutzen konnten, aber auch das, was die Raben als Waffe gegen uns benutzen konnten. Inzwischen stand ja fest, daß wir uns schon bald eine Schlacht zu liefern hatten und daß diese Schlacht entscheidend sein würde.

Ich hatte einen entscheidenden Vorteil, denn ich bestimmte, wo die Schlacht stattfinden würde. Heckl und Jaeckel wußten nicht, wohin ich fliegen würde. Zumindest hoffte ich das.

Am 22. August fuhr ich an der Spitze meiner Truppe zum Flughafen; Flint erwartete uns. Sobald wir in der Luft waren, flog auch die 747 von Patti Hall ab.

Richtung Nauru, über Port-Moresby auf Neu-Guinea.

Die zweite Schlacht um den Pazifik hatte begonnen.

Nauru.

Nauru gibt es wirklich, gehört aber zu den einsamsten Flecken dieser Erde; die nächsten großen Städte, Tokio oder Melbourne und zu Not noch Noumea liegen alle mindestens viertausend Kilometer von Nauru entfernt. Stellen Sie sich ein Fußballfeld vor, auf dem in der Mitte ein Taubenei liegt, dann wissen Sie so ungefähr, wie einsam diese Insel mitten im Pazifik auftaucht. Die nächste bewohnte Insel liegt achthundert Kilometer entfernt. Damit Sie Nauru leichter auf der Karte finden, hier noch einige zusätzliche Angaben: die Salomon-Inseln liegen siebzehnhundert Kilometer südwestlich, die Neuen Hebriden zweitausend Kilometer südlich und die Karolinen-Inseln noch weiter nordwestlich.

Die Oberfläche der Insel beträgt genau zweitausendeinhundertneunundzwanzig Hektar oder einundzwanzig Quadratkilometer. Zum Vergleich: Sylt ist fünfmal so groß.

Sechstausend Menschen leben ständig auf der Insel, doch nur die Hälfte davon zählt zu den Einwohnern, die anderen sind Einwanderer, in der Hauptsache Chinesen und Europäer.

Nauru ist ein unabhängiges Land; auch hier sprechen Vergleiche Bände: Die Republik San Marino, Liechtenstein und Andorra sind einundsechzig bzw. einhundertneunundfünfzig oder sogar vierhundertsechsfünfzig Quadratkilometer groß und haben zwischen achtzehn- und einundzwanzigtausend Einwohner.

Die von Lavater zusammengestellten Unterlagen enthielten sogar Fotografien. Wo, um Himmels willen, hatte er diese nur

aufgetrieben? Lange schaute ich sie mir im Flugzeug an: Nauru erinnerte an ein auf der linken Seite etwas eingedelltes Oval. Die Topographie war so einfach, daß sie auch für ABC-Schüler keine Schwierigkeiten darstellte. Die Insel war von einem fast unüberwindlichen Korallenriff umgeben, das man nur mit Pirogen überqueren konnte; Nauru verfügte über keinen Häfen. Von der Lagune aus gerechnet, waren die ersten dreihundert Meter mit Kokospalmen, Bananenstauden, Mangobäumen, Papayas und Schraubenpalmen bewachsen; in dieser Zone wohnten die sechstausend Verrückten, die auf diesem Stecknadelkopf lebten.

Planen Sie besser keinen Ausflug ins Landesinnere, denn der Rest der Insel erinnert an einen gigantischen Camembert aus Mondgestein, der sich bis zu vierzig Meter hoch aufbäumte und von einem riesenhaften *Jack the Ripper* mit einem ebenso riesenhaften Messer zerstückelt worden war; dieser Camembert mit seinen weißlichen Stalagmiten nahm gut zehn Quadratkilometer, das heißt, die Hälfte der Insel, in Anspruch. Und besteht aus dem reinsten Phosphat, das man auf der Erde findet.

Hier die erste Tatsache, das Leben auf dieser erstaunlichen Insel betreffend: Der winzig kleine Staat gehört zu den reichsten auf dieser Erde. Wie sollte ich Menschen, deren Einkommen etwas über dem Pro-Kopf-Einkommen in der Schweiz liegt, *ohne daß sie dafür einen Finger krumm machten!*, überreden, die Einzelteile meiner Spielzeuge zusammenzusetzen?

Die Nauruaner beuteten ihr Phosphatvorkommen nicht selbst aus, sondern lebten von den Prozenten, die eine ehemals englisch-australische und heute nauruanischen Gesellschaft (die Nauruaner hatten die Anteile an der Gesellschaft nach und nach mit den Geldern erworben, die ihnen die Engländer und Australier bezahlten) ablieferte, wobei der Ordnung halber

noch hinzugefügt sei, daß diese Gesellschaft seit 1906 das Phosphat auf der Insel abbaut. Ein Viertel der Staatseinkünfte wird an die Aktionäre ausbezahlt, und *alle* nauruanischen Staatsbürger sind automatisch Aktionäre dieser Gesellschaft. Die restlichen Dreiviertel dagegen werden in der ganzen Welt angelegt, immerhin dreißig Millionen Dollar jährlich (bei etwas mehr als zweitausendneuhundert Köpfen).

Lavater hatte seinen Bericht mit einigen Beispielen untermauert: ein einhundertzehngeschossiges Hochhaus im Herzen Melbournes etwa, das höchste Haus der südlichen Hemisphäre. Unnötig zu betonen, daß die Nauruaner die alleinigen Besitzer sind.

Die Überschüsse aus den Abgaben der Gesellschaft waren so klug angelegt, daß ab 1992, dem Jahr, in dem die Phosphat-Vorkommen wahrscheinlich völlig abgebaut waren, jeder Nauruaner auf Lebenszeit mit dreißigtausend Mark pro Jahr rechnen konnte, *ohne zu arbeiten, selbstverständlich*. Und steuerfrei.

›Franz‹, hatte Marc in seinem Bericht geschrieben, ›vielleicht hältst Du im ersten Augenblick diese totale finanzielle Unabhängigkeit der Nauruaner für ein Hindernis. Bedenke aber, daß die sechs Milliarden von Patti Hall die gefährlichste Waffe der Raben darstellen, das heißt, daß du zwar Schwierigkeiten haben wirst, die Nauruaner zum Arbeiten zu überreden, die Raben aber noch größere, sie vom Arbeiten abzuhalten.‹

Es versteht sich von selbst, daß auf Nauru alle öffentlichen Dienste wie Schulen, Krankenhäuser, Post und Telefon usw. nicht bezahlt werden müssen, genau wie Benzin, Briefmarken, Wasser und Elektrizität.

In den öffentlichen Telefonzellen Naurus sind Schilder angebracht, die wohl einzigartig auf der Welt sind:

›Beschädigt das Telefon nicht, es kann Leben retten! Werft –
keine Münzen ein!‹

Ein Hinweis: Für die obige Beschreibung Naurus verbürge
ich mich; ich habe nichts ›hinzugedichtet‹.

Athen, Karachi, Singapur, Darwin... endlich kamen wir in Port
Moresby auf Neu-Guinea an. Bei jeder Zwischenlandung
hatten wir das Vergnügen gehabt, Patti Halls rosafarbene 747
hinter uns landen und starten zu sehen. Wir, das waren Li und
Liu, Ute Jenssen und Papa, die unbedingt hatten mitkommen
wollen, ›um mir zu helfen‹.

Hyatt erwartete uns und schaute verdutzt auf die schwarzen
Raben und deren Begleitung, ungefähr dreißig Männer und
Frauen, die die Boeing verließen.

›Wer ist denn das, um Himmels willen?‹

›Der Feind.‹

›Und ihr reist zusammen?‹

›Einer hinter dem anderen, sozusagen im Gänsemarsch; wie
Indianer, die sich auf Kriegspfad befinden. Wir begeben uns
immerhin auf den Kriegsschauplatz. Hast du ein Boot
auftreiben können?‹

Er sagte ja, bevor er sich anschickte, seine wie üblich nicht
enden wollenden Erklärungen abzugeben, mit denen er seine
teuflische Gerissenheit unter Beweis stellen wollte. Ich schnitt
ihm das Wort ab:

›Hyatt, wo befindet sich das Boot im Augenblick?‹

›Auf hoher See. Irgendwo zwischen den Salomon-Inseln und
Nauru. Morgen wird es in Port Moresby eintreffen, spätestens
gegen Mittag.‹

Port Moresby hat nicht einmal einhunderttausend Einwohner;
es liegt in einer hinreißenden Bucht, die sich tief ins Stanley-
Gebirge hineinzieht. Verständlich, daß sich viele Papuas in

dieser Stadt herumtreiben, denn es ist ihre Hauptstadt. Hyatt schaute verächtlich auf die Papuas herunter, als wir durch die Stadt gingen; er ist einer der wenigen Menschen, die ich kenne, der *kleiner* ist als ich (ein in meinen Augen nicht zu unterschätzender Vorteil!). Er hob stolz das Kinn und warnte mich:

»Cimballi, auf eines mußt du dich gefaßt machen: Kapitän Hodiak ist noch verrückter als du. Ich bin überzeugt, daß du deinen Meister finden wirst!«

Ich seufzte. Der Fluch, der über meinem Haupte schwebte, schien sich wieder einmal zu bestätigen: ich hatte es von neuem mit einem ›Verrückten‹ zu tun. Schon auf dem Flug nach Port Moresby hatten mich Li und Liu, die ihren Humor wiedergefunden hatten, mit ihren Witzen zum Lachen gebracht, obwohl meine Nerven aufs äußerste gespannt gewesen waren. Ute hatte ein Mitglied von Flints Mannschaft vergewaltigt, und Papa Ute ohne Unterlaß den Inhalt von drei Koffern überprüft, in denen sich Prospekte in dänischer Sprache befanden, natürlich Staubsauger betreffend.

Jetzt hatte ich es zu allem Übel noch mit einem Kapitän namens Haddock, Verzeihung, Hodiak, zu tun!

Auf der Landebahn des Flughafens von Port Moresby hielten die Raben nur zwanzig Meter Distanz ein und durchbohrten mich mit ihren schwarzen Augen. Sie fragte sich sicher, was ich wohl in diesem verlassenen Nest suchte.

Sie sollten schon bald Antwort auf ihre Frage bekommen, denn wir hielten uns nicht länger in der Hafenstadt auf; Flint hob bald darauf wieder ab.

Die unendliche Weite des Pazifik lag unter unseren Flügeln.

Wir landete auf der einzigen tauglichen Bahn auf Naura, die sowohl als Start- wie auch als Landebahn und gleichzeitig als

einzigste ›Autobahn‹ der Insel diene. Wie besprochen, versuchte Flint, mit so wenig Landebahn wie nur möglich auszukommen, und machte, sobald es ihm möglich war, eine Kehrtwendung...

...und parkte sein Flugzeug mitten auf der Landebahn, so daß kein anderes Flugzeug landen konnte. Natürlich ging es darum, die rosafarbene 747 der Raben daran zu hindern, nauruanischen Boden zu berühren. Flint war äußerst zufrieden mit sich, brüllte vor Lachen (er konnte sich für die dümmsten Situationen begeistern!) und fragte mich:

»Wann soll ich die Landebahn wieder freigeben?«

»So spät wie möglich.«

Er schloß sich im Cockpit ein, stellte das Funkgerät ab und tat so, als bemerke er die wild fuchtelnden Männer der nauruanischen Flughafenverwaltung nicht.

Philip Vandenbergh sah in seinem tadellosen Tropenanzug wie aus dem Ei gepellt aus. Er schmollte, denn er hatte es immer noch nicht verschmerzt, von mir Hals über Kopf aus New York auf diese verlassene Insel abkommandiert zu werden. Seiner Meinung nach ›ist dieses Abenteuer auf einzigartige Weise blödsinnig und bezeichnend für gewisse sogenannte Geschäftsleute‹ (damit meinte er natürlich mich).

Hatte er wenigstens auf Nauru, wo er sieben Stunden vor mir eingetroffen war, das erledigt, um das ich ihn gebeten hatte?

Selbstverständlich.

»Der Präsident erwartet Sie«, sagte er gequält.

Wir stiegen in einen Land-Rover und fuhren nach Yangor, der Hauptstadt Naurus (es gab keine Wegweiser, aber die wären auch überflüssiger Luxus gewesen).

Über uns kreiste die rosa Boeing 747 wie ein Raubvogel, der auf Beute lauert und immer engere Kreise zieht...

Der Präsident war ein ausgesprochen charmanter Herr. Laut meinen Unterlagen war er achtundsechzig Jahre alt, 1968 nach

der Unabhängigkeitserklärung der Insel zum ersten Mal zum Präsidenten gewählt worden und inzwischen so beliebt, daß man ihn zweimal wiedergewählt hatte (der junge Staat hatte für eine Präsidialverfassung votiert). Alles sprach zu seinen Gunsten: Er war intelligent, gütig und friedlich und verwaltete das Vermögen der Inselbewohner mit beispielhafter Vorsicht (die Idee, einen Großteil der Staatseinkünfte für die Zeit anzulegen, in der das Phosphorvorkommen ausgebeutet war, stammte von ihm). Er war charmant, schüttelte aber trotzdem lächelnd (verneinend?) seinen Kopf: »Ein zumindest aus dem Rahmen fallender Vorschlag.«

»Die Montage von Spielzeugen verschmutzt die Umwelt nicht. Wir haben alles durchgerechnet: eintausendsechshundertfünfzig Einwohner könnten sich an der Arbeit beteiligen und, sagen wir einmal, zwei Stunden pro Werktag sich mit Spielzeug beschäftigen. Eine Arbeit, die niemand überfordert und sicher zur guten Stimmung auf der Insel beiträgt. Und stellen Sie sich einmal vor, dieses Spielzeug, *made in Nauru*, wird auf der ganzen Welt verkauft werden.«

»Meine Mitbürger haben es nicht nötig, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten.«

»Müßigganz ist aller Laster Anfang.«

Undsowweiterundsowweiter. Unser Gespräch wurde immer philosophischer. Ich versuchte, alle Argumente, die mir stichhaltig erschienen, anzubringen: das bevorstehende Ende des Phosphatabbaues (die Experten rechneten noch mit zehn bis zwölf Jahren), die damit verbundene Abwanderung der Ausländer, das Ende aller Aktivitäten auf Nauru, die wahrscheinliche, ja, sogar ziemlich sichere Auswanderung der jungen Nauruaner, deren Studien in Australien, Amerika oder auch England auf Anweisung des Präsidenten die Staatskasse übernommen hatte...

Ich beschwor apokalyptische Bilder.

Während unseres Gesprächs zogen die Raben ihre Kreise über Naura, manchmal nur knapp über den Wipfeln, so daß das wütende Brüllen der Motoren fast unerträglich wurde. Ich war mir ziemlich sicher, daß Flint die Landebahn wohl nicht mehr lange blockieren konnte und daß die Raben diesen so höflichen Mann, der von meinen Argumenten leider nicht überzeugt schien, mit ihren Argumenten überfallen würden.

Es war an der Zeit, meinen letzten Trumpf auszuspielen.

Auf Nauru, wo es nicht an Geld mangelte und nie mangeln würde, bestand die Hauptbeschäftigung darin, nichts zu tun. Die Bevölkerung verkörperte in jeder Hinsicht die polynesische Rasse, das heißt, sie war zutiefst davon überzeugt, daß das *dolce far niente* ihre eigentliche Lebensaufgabe war. Auf diesem Gebiet war sie unschlagbar. Nach einem erholsamen Vormittag unter den Palmen wendet der Durchschnittsnauruaner gegen Mittag ein wenig den Kopf, um den Chinesen und anderen Kulis zuzuschauen, die für sie arbeiteten (und die mit Hilfe eines kleinen Zuges und langer Fließbänder, die über das Korallenriff hinausreichten, die Frachter beluden). Wenn er anschließend von der ›Arbeit‹ nicht müde war, ging er auf die Jagd... er jagte Vögel, *Nudis*, die er mit Hilfe von Tonbandaufzeichnungen anlockte und in Keschern fing. (Das alles ist ABSOLUT AUTHENTISCH!) Dann eine kleine Siesta, um wieder zu Kräften zu kommen, und anschließend ein Bad in einem der vielen öffentlichen Schwimmbecken, die von der Regierung gebaut worden waren, da das Lagunenwasser durch das Phosphat völlig verschmutzt war. In den lauen, nauruanischen Nächten gab sich die gesamte Bevölkerung ihrem Lieblingssport hin: Knoten knüpfen. Die Nauruaner hatten es darin zu einer wahren Meisterschaft gebracht und stellten die erstaunlichsten Gebilde aus Schnüren her. Waren sie mit dieser Arbeit fertig,

knüpften sie ihre Kunstwerke wieder auf und begannen, ohne sich zu langweilen, von neuem.

Ein wahres Paradies, nicht wahr?

Aber auch dieses Paradies hatte einen Makel: auf Nauru gab es kein Trinkwasser. Dieses Wasser mußte mit Schiffen aus Australien oder Neuseeland herbeigeschafft werden.

Der Präsident schaute mich nachdenklich an:

»Eine Meerwasserentsalzungsanlage?«

»Ich habe die besten Spezialisten mit der Konstruktion beauftragt.«

»Wenn ich richtig informiert bin, benötigt eine solche Anlage viel Energie?«

»Richtig. Doch das Problem ist gelöst. Wir arbeiten mit Solarenergie.«

Schweigen. Dann:

»Wer wird für die Kosten aufkommen?«

»Ich, falls dies notwendig sein sollte.«

Der Präsident lächelte:

»Mister Cimballi, ich habe mir einen kleinen Scherz erlaubt. Wir haben nicht die Phosphatgesellschaft aufgekauft, um uns von neuem von Ausländern abhängig zu machen, vor allem nicht auf dem Gebiet der Trinkwasserversorgung. Natürlich verfügen wir über die notwendigen Mittel, um ein derartiges Unternehmen zu finanzieren. Ich hoffe, Ihre Preise sind vernünftig.«

»Sie sind es.«

»Und Sie meinen, daß eine solche Anlage wirklich funktioniert?«

»Ich garantiere Ihnen, daß diese Anlage ab dem ersten Tag funktionieren wird und daß ich für die Kosten aufkommen

werde, falls sich meine Behauptung als unrichtig herausstellen sollte.«

Neuerliches Schweigen. Auch die Geräusche des am Himmel kreisenden rosa Flugzeuges von Patti Hall waren verstummt. Ich wußte natürlich, was dies zu bedeuten hatte: Flint hatte seine Stellung nicht länger halten können. Die Raben würden innerhalb von wenigen Minuten hier aufkreuzen.

»Und wo befindet sich Ihr so außerordentlicher Techniker im Augenblick, Mister Cimbali?«

Ich schaute auf meine Armbanduhr:

»Er wird in einer Stunde fünfundzwanzig Minuten an Bord eines der beiden Transportflugzeuge, die das notwendige Material herbeischaffen, in Port Moresby landen. Sein Team befindet sich auf dem Weg von Melbourne nach Port Moresby, jedenfalls per Flugzeug. Weiterhin werde ich ein Schiff kaufen, das im Augenblick von Rabaul aus nach Port Moresby fährt, um das gesamte Material zu laden und nach Nauru zu verschiffen, falls Sie mir nun Ihr Ja-Wort geben.«

Der Präsident gab keine Antwort. Ich hörte, wie die Türen eines Wagens zugeschlagen wurden, anschließend verschiedene aufgeregte Stimmen. Der Präsident:

»Und welchen drakonischen Vertrag muß ich unterschreiben, um Ihre so außerordentlichen Anstrengungen um Nauru zu rechtfertigen?«

»Ihr Wort genügt. Ich bitte Sie, sich dafür einzusetzen, daß Ihre Mitbürger sich bereit erklären, meine Spielzeuge zu montieren.«

Die Stimmen näherten sich. Der Präsident lächelte:

»Ihre Konkurrenten?«

»Ja.«

»Und ich nehme an, daß Ihre Seele unbefleckt, die Ihrer Konkurrenten aber schwarz wie die des Teufels ist?«

»Richtig.«

Ich lächelte zurück, denn ich mochte den Mann inzwischen.

Die Tür öffnete sich, und hinter dem Personal des Präsidentenpalastes (EINE Sekretärin) entdeckte ich die Raben.

Majestätisch ging ich an Heckl und Jaeckel und deren Generalstab vorbei. Könnten Blicke töten, wäre ich nicht einmal über die Türschwelle gekommen. Ich lachte strahlend, zwinkerte ihnen zu und trat ins Freie. Vandenberg folgte mir auf den Fersen. Zu Li und Liu, die vor dem Präsidentenpalast auf mich gewartet hatten, sagte ich:

»Ich glaube, wir haben die erste Runde gewonnen.«

Philip Vandenberg widersprach, denn wir hatten nichts anderes vorzuweisen als das Wort eines Mannes, und das war in seinen Augen so gut wie nichts, auf keinen Fall mit einem juristisch abgesicherten Vertrag vergleichbar.

»Das, mein Lieber, ist Ihre Aufgabe«, bemerkte ich kurz.

Er wollte sich zusammen mit Li und Liu, die ebenfalls auf der Insel bleiben wollten, darum kümmern. Ich selbst hatte es eilig; jede Minute zählte. Ich mußte unbedingt den kleinen Vorsprung, den ich vor den Raben hatte, beibehalten (die ich, wie ich jetzt wußte, wirklich überrascht hatte). Während die Raben uns auf dem Flug von Nizza nach Port Moresby gefolgt waren, hatte ich versucht, mich in ihre Lage zu versetzen und mich auf die unwahrscheinlichsten Gegenangriffe vorzubereiten. Hatte ich wirklich an alles gedacht? Konnte ich, zumindest in Gedanken, so gemein und abscheulich sein wie die Raben?

Flint hob ab. Schnell verschwand Nauru hinter uns in der immensen blauen Fläche des Meeres. Wir flogen wieder nach Port Moresby zurück.

Dov Heretz war inzwischen eingetroffen, ein Israeli, der mit seinen roten, struppigen Haaren allerdings eher wie ein Ire aussah. Übrigens, als er für die persischen Emirate am Golf eine der größten Meerwasserentsalzungsanlagen der Welt konstruierte, hatte er sich wirklich als Ire ausgegeben. Als der Türke mich auf Heretz hingewiesen hatte, hatte er folgenden Kommentar abgegeben:

»Dieser Typ weiß mehr über dieses Problem als alle anderen auf der Welt zusammen!«

Ich hatte den Israeli in Beersheba in der Negev-Wüste, zu deren Kultivierung er in erheblichem Ausmaß beigetragen hatte, aufgetrieben. Dov hatte meinen Auftrag sofort angenommen und war auch mit meinem finanziellen Angebot einverstanden gewesen; er hatte seine Mannschaft zusammengetrommelt, das notwendige Material herbeigeschafft und war aufgebrochen.

Als ich in Port Moresby eintraf, schlief er im *Rouna Falls Hotel* den Schlaf der Gerechten; ich weckte ihn. Er trank einige australische Biere, während ich ihm die Lage schilderte, die aufgrund der Raben innerhalb kürzester Frist prekär werden konnte. Er lachte: Fünfzehn Jahre früher hatte er unter dem Kommando Menachem Begins Bomben gelegt und fürchtete sich nicht so schnell vor irgendwelchen amerikanischen Raben...

»Wann brechen wir auf?« fragte er.

»Morgen, das heißt in fünfzehn Stunden und zwanzig Minuten. Sie schiffen sich auf der *Tasmania Star* ein; als Kapitän habe ich Zacchary Hodiak gewinnen können.«

»Ausgezeichnet.«

Er legte sich wieder hin und schlief augenblicklich ein.

Hätte ich es ihm nur nachmachen können! Doch das war unmöglich.

Inzwischen war der 24. August bereits angebrochen, das heißt, es war ein Uhr sechs, morgens. In neun Tagen, am 2. September, sollten die ersten beiden Lieferungen aus Samarkand in Karachi eintreffen. Theoretisch zumindest.

An diesem 2. September wollte Flint in Karachi sein und mit Hilfe einer vom Engländer abkommandierten Mannschaft die aus Rußland kommenden Einzelteile weiter nach Nauru befördern. Theoretisch zumindest.

In der Zwischenzeit war, zumindest theoretisch, eine Vielzahl von Dingen abzuwickeln: Hyatt war dabei, in Hongkong (in dieser Fabrik, die vor vier Jahren meine Scherzartikel produziert hatte), Facharbeiter und -arbeiterinnen anzuwerben, die die Nauruaner anleiten und den Zusammenbau der ersten Modelle überwachen sollten – vorausgesetzt natürlich, daß die Nauruaner bis zu diesem Datum bereit waren, Tonbandgerät und Kescher in die Ecke zu stellen, um sich der Fabrikation meiner Spielzeuge zu widmen. Ich mußte ja bis spätestens 14. September, zwölf Uhr mittag (Ortszeit; in Dallas würde es zwei Uhr nachmittags sein) drei Modelle in einer Auflage von jeweils tausend Exemplaren vorweisen können. Flint hatte dann die fertigen Modelle nach Dallas zu bringen und sie, mit rosa Schleifchen versehen, Patti Hall vor die Füße zu legen. Wobei ich natürlich eine Bedingung unserer Wette nicht außer acht lassen durfte: Bis zu diesem Zeitpunkt mußten die Nauruaner die Produktion übernommen haben und bereit sein, auch weiterhin elektronisches Spielzeug zu produzieren. Patti Hall würde es nicht versäumen, diesen Punkt unserer Abmachung zu überprüfen.

Und natürlich mußte ich mich um den endgültigen Transport des Spielzeugs von Nauru nach San Francisco kümmern (auf die Dauer hätten die Luftfrachtkosten unseren Gewinn natürlich erheblich geschmälert); es ging um nichts anderes als um die Herstellung einer regelmäßigen Seeverbindung, nicht

gerade eine leichte Aufgabe. Von San Francisco aus wollten Li und Liu sich dann um den Verkauf kümmern.

Dies alles mußte mit Lichtgeschwindigkeit durchgeführt werden (wenn möglich, sogar etwas schneller), wobei ich mit dem Eingreifen der Raben an allen Fronten jederzeit zu rechnen hatte.

Jimmy Rosen rief mich im *Rouna Falls* an und sprach so verschlüsselt wie möglich: »Franz, wir beide sind, wie ausgemacht, an Ort und Stelle. Ist bei dir alles o. k.?«

»Ich bin völlig erschöpft, aber sonst ist alles in Ordnung.«

»Wann stößt du zu uns?«

»So schnell ich kann.«

Ich legte auf. Unaufhörlich dachte ich an die Raben. Seitdem ich in Marcs Akten zum ersten Mal auf die Insel Nauru gestoßen war, hatte ich keine Sekunde aufgehört, mir die Reaktionen der Raben vorzustellen...

An diesem 24. August, zweiundzwanzig Tage vor dem von Patti Hall, Li und Liu aufgestellten Ultimatum, hatte ich zwei eng miteinander in Verbindung stehende Vorteile den Raben gegenüber: Ich hatte sie gezwungen, auf meinem Terrain zu kämpfen; und ich hatte dieses Terrain schon vor ihnen erkundet. Alles andere war ihnen bekannt: der Vertrag mit Samarkand, der Transport über Karachi und wahrscheinlich auch Hyatts Versuche, in Hongkong Fachpersonal anzuwerben. Ich rechnete damit, daß sie an allen Fronten gleichzeitig angreifen würden.

Auch an mir unbekannten. Ich hütete mich davor, ihre Intelligenz und Durchsetzungsfähigkeit zu unterschätzen. Sie hatten einen Generalstab zur Verfügung, während ich so ziemlich auf mich allein gestellt war (erst später sollte ich

erfahren, daß ihr Generalstab noch furchterregender gewesen war als ich während der Aktion befürchtet hatte).

Dazu kam natürlich mein Zeitvorsprung, den ich unbedingt wahren mußte, auch wenn ich gezwungen war, noch schneller zu reagieren und noch größere Haken zu schlagen.

24. August, drei Uhr morgens. Wir flogen wieder von Port Moresby ab. Flint hatte endlich eingewilligt, das Kommando an seinen Kopiloten zu übergeben, der mit ihm in Vietnam gekämpft hatte, und schlief neben mir. Wir flogen über die Torres-Inseln und den Golf von Carpentaria. Trotz meiner Erschöpfung brachte ich es nicht fertig, ein Auge zu schließen.

Es gab einen Punkt, wo ich in besonderem Maße einen Angriff der Raben befürchtete; und ich wollte keine Sekunde versäumen, um mein Abwehrbollwerk zu errichten.

Wir flogen nach Sydney.

Jimmy Rosen und der Engländer hielten sich bereits seit dem 22. in Australien auf. Nauru, ein unabhängiger Staat (der allerdings in den Vereinten Nationen nicht vertreten ist), unterhielt in Canberra, der australischen Hauptstadt, ein kleines Büro, die einzige Auslandsvertretung des Inselstaates. Rosen hatte sich mit dem ›Botschafter‹ Naurus getroffen und sogar mit einem der Spitzenbeamten der australischen Verwaltungsbehörden gesprochen:

»Franz, von dieser Seite können dir keine Schwierigkeiten gemacht werden. Die Nauruaner und ihr Präsident sind die einzigen, die über ihr Schicksal entscheiden können. Australien hatte sich um die nauruanische Außen- und Verteidigungspolitik kümmern wollen, doch die Nauruaner haben glatt abgelehnt.«

Jimmy meinte, die Sache sei eindeutig: Die Insulaner lehnten immer ab, wenn man ihnen etwas vorschlug, was ihnen auf die Nerven ging. Sie faßten alle Energie zusammen, um jede Manipulation von außen strikt zurückzuweisen. Im Augenblick gab es sogar Mißstimmigkeiten zwischen Australien und Nauru, denn der Inselstaat hatte darauf bestanden, daß die Australier, sobald die Phosphatvorkommen erschöpft waren, die Insel wieder so herrichteten, wie sie früher einmal ausgesehen hatte. Canberra hatte anfragen lassen, ob die Nauruaner wohl noch bei Sinnen wären, natürlich auf diplomatische Weise, denn die geschätzten Kosten beliefen sich auf zweihundertvierzig Millionen Dollar. Ich fragte:

»Anders ausgedrückt heißt das nichts anderes, als daß die australische Regierung in *meinen* Krieg nicht eingreifen kann. Stimmt das, Jimmy?«

»In dieser Hinsicht riskierst du nichts.«

»Und finanziell?«

Jimmy und der Engländer hatten mich auf dem Flughafen Banksmeadow-Sydney abgeholt, dessen eine Landebahn direkt an der Botany Bay angelegt worden war. Es war kurz nach sieben Uhr in der Frühe.

»Finanziell ebenfalls. Der Präsident Naurus ist ein gerissener Mann. Die Gelder des Inselstaates sind auf dem ganzen Erdball verstreut angelegt...«

»Kommen die Raben an diese Gelder ran?«

»Nein. Im Höchstfall könnten die Raben erreichen, daß die nauruanischen Gelder in einigen Staaten für eine gewisse Zeit blockiert werden, aber selbst das hätte kaum Auswirkungen auf die Wirtschaft der Insel.«

»Der Phosphatmarkt?«

Ich war in meinen düsteren Ahnungen schließlich soweit gegangen, an eine weltweite Spekulation auf dem Phosphatmarkt zu denken, mit dem Ziel, die Preise dieses Grundstoffes entscheidend zu senken, denn Nauru hatte ja fast keine anderen Staatseinkommen. Ich befürchtete, mit dem Kapital der Halls könnten die Raben Nauru in eine Schlimme Situation bringen, und stellte mir schon das diabolische Grinsen der beiden vor:

»Präsident, werfen Sie Cimballi samt seiner Mitarbeiter ins Meer, sonst...«

»Franz, da ist wirklich die Fantasie mit dir durchgegangen. Nauru ist der fünftgrößte Phosphatproduzent auf der Welt, – nach der UdSSR, den USA, Marokko und Tunesien, und produziert das reinste Phosphat. Eine Baisse-Spekulation

würde Milliarden kosten und viel Zeit in Anspruch nehmen. An diesen Punkt brauchst du wirklich nicht mehr zu denken.«

Mir wurde langsam klar, in welchem hohem Maße Lavaters Rat überdacht gewesen war. Wir fuhren durch Sydney, eine eher langweilige Stadt. Es regnete. In Australien war tiefster Winter.

Nach Jimmy erstattete der Engländer Bericht. Er hatte sich mit den anderen Fronten beschäftigt, an denen die Raben angreifen konnten:

»Der verwundbarste Punkt der Insel ist natürlich die Trinkwasserversorgung. Doch hier haben Sie ja bereits Gegenmaßnahmen ergriffen. Ich hoffe, Ihr Israeli kann seine Versprechen auch erfüllen.«

»Kann er.«

»Gut. Die Raben könnten versuchen, die See- und Luftverbindungen zur Insel abzuschneiden und um Naura eine Blockade aufzubauen, was sicher ausreichen würde, um die Inselbewohner, für die ja praktisch alles herangeschifft wird, in Panik zu versetzen; und sie würden sicher einem gewissen Cimbali gegenüber, der an der Misere schuld war, feindliche Gefühle entwickeln.«

Um Himmels willen, ich war hundemüde und mußte mich anstrengen, um den gleichförmigen Singsang des Engländers zu verstehen. Seit achtundvierzig Stunden hatte ich kein Auge zugetan.

»Was die Luftverbindungen angeht, können Sie, wie vorgesehen, bei der chinesischen Staatslinie Maschinen chartern...«

»Alles in allem wäre es wohl billiger gekommen, dem französischen Staat die Air France abzukaufen...«

»Das Problem der Seeverbindungen wiegt erheblich schwerer. Sie kommen gerade noch rechtzeitig. Der Mann, zu dem wir fahren, wurde gestern abend von einem Beauftragten

der Raben angesprochen. Noch erfolglos: Ich habe, wie Sie angeordnet hatten, alles unternommen, um die endgültige Entscheidung hinauszuschieben. Der Mann ist bereit, mit Ihnen zu verhandeln.«

Das folgende spielte sich sehr schnell ab. Rein körperlich hätte ich auch nicht mehr lange durchhalten können. Der Mann, den ich in Sydney aufsuchte, hieß MacGovern, war sechzig Jahre alt, hatte schneeweiße Haare, einen metallgrauen Schnurrbart und große, blaue, verblüfft aufgerissene Augen.

»Was wollen Sie mir abkaufen?«

»Die *Tasmania Star*, die sich im Moment auf der Höhe des Hafens von Port Moresby befindet... Nein, ich mache keine Scherze, *dear Mister MacGovern*...«

Ich hatte bankgarantierte Schecks bei mir und alle Unterlagen, die *Tasmania Star*, ihr Alter, ihre Tonnage und ihren Handelswert betreffend.

»Ich werde Sie auf der Stelle bezahlen, zehn Prozent mehr als der von Lloyd geschätzte Verkehrswert. Zwei Millionen vierhunderttausend Dollar. Bitte lassen Sie sich Zeit, Mister MacGovern. Es reicht völlig, wenn Sie mir in zehn Minuten Bescheid geben.«

Er überlegte und fragte sich, ob ich wohl mit der Anwaltskanzlei zusammenarbeitete, die ihn am Vorabend bereits kontaktiert hatte (und die von den Raben beauftragt worden war). Offensichtlich kam er zu der Ansicht, wir gehörten alle in den gleichen Topf. Ich unternahm nichts, um ihn vom Gegenteil zu überzeugen, denn er sollte auf keinen Fall bemerken, daß die *Tasmania Star* zu einem über Nacht höchst begehrten Objekt geworden war; MacGovern hätte unweigerlich den Preis erhöht.

»MacGovern, wir haben an alles gedacht, sogar an den unwahrscheinlichen Fall, daß Sie durch persönliche Bande an die *Tasmania Star* gefesselt sind. Lesen Sie einmal den Vertragsentwurf durch. Sie werden auf einen für Sie besonders interessanten Paragraphen stoßen: Wir verpflichten uns, Ihnen die *Tasmania* in drei Monaten zu dem von Lloyd geschätzten Preis zurückzuverkaufen. Sie machen einen Gewinn von immerhin zehn Prozent. Und wenn Sie den Frachter nicht zurückkaufen wollen, machen Sie noch einen zusätzlichen Gewinn, denn er ist keinesfalls soviel wert wie Lloyd angibt. Und das wissen Sie am besten.«

Ich kämpfte mit dem Bedürfnis, die Augen zuzumachen.

»MacGovern, ja oder nein?«

Ja. Es regnete immer noch in Sydney, so wie es in Caracas unaufhörlich geregnet hatte.

»Abflug in vierzig Minuten«, verkündete Flint, der sich inzwischen einigermaßen erholt hatte und bereit war, seine Rolle als Pilot wieder zu übernehmen. Das waren die letzten Worte, die ich verstand, bevor ich mich auf das Bett fallen ließ, das in der Kabine für mich zurechtgemacht worden war. Ein letzter Gedanke an das Sydneyer Anwaltsbüro: Ich wollte nicht in ihrer Haut stecken, wenn sie Heck und Jaekel mitteilen mußten, daß ich schneller gewesen war als sie!

Als ich die Augen wieder aufschlug, herrschte wunderbares Wetter. Wir hatten inzwischen viertausend Kilometer zurückgelegt und befanden uns im Anflug auf Nauru.

Wo ich endlich erfahren sollte, an welcher Front die Raben angriffen.

An der einzigen, an die ich nicht gedacht hatte...

Man hatte mich erst in letzter Sekunde geweckt; so war ich noch nicht richtig wach, eigentlich noch völlig betäubt, als ich ein Spektakel sah, angesichts dessen ich im ersten Augenblick davon überzeugt war, noch zu träumen: Innerhalb der

fünfzehn, höchstens zwanzig Stunden, die mein Ausflug nach Australien in Anspruch genommen hatte, hatte sich Nauru völlig verwandelt. Als ich die Insel verlassen hatte, war sie ruhig und friedlich unter der Sonne des Pazifiks gewesen; die einzige sichtbare Aktivität waren die weit ins Meer hinausragenden Fließbänder gewesen, die immer noch funktionierten. Die Veränderungen betrafen die Insel selbst: überall waren Banderolen und Flaggen in den Nationalfarben Naurus angebracht.

Beim nächsten Hinschauen entdeckte ich die vielen Wahlplakate, die die Vorzüge eines gewissen Nura und eines gewissen Nuku ins rechte Licht setzten. Mit Kalk hatten glühende Parteigänger Parolen zugunsten des einen oder anderen Kandidaten auf die Start- und Landepiste, auf das Abfertigungsgebäude und sogar auf die Baumstämme geschrieben... und auch auf die großen, nackten Brüste Ute Jenssens. Die Brustwarzen meiner riesigen Dänin waren in unterschiedlichen Farben koloriert: die rechte war blau-gelb bemalt (die Nationalfarben Naurus), die linke schwarz. In beiden Fällen befanden sich über den Warzen aufgemalte Augen und unter den Warzen Münder (die Brustwarzen selbst dienten als Nasen); das rechte Gesicht lächelte freundlich, das linke war zur Grimasse verzerrt. Um die Brüste herum hatte der Künstler Spruchbänder angebracht: NURA, BRAVO! (rechts) und NUKU, PFUI! (links). Ich fragte:

»Geht das eigentlich ab, wenn du ein Bad nimmst?«

»Das ist Ölfarbe. Die hält während des ganzen Wahlkampfes.«

Sie bewegte ihre Hüften; die kleinen, gemalten Nauruaner, die um ihren Äquator herum Hand in Hand tanzten, bewegten sich fröhlich.

»Franzy, gefalle ich dir?«

»Und dein Hintern? Ist der etwa unbemalt?«

»Vandenbergh hat Einspruch erhoben.«

Fünzig Meter weiter hatte Utes Papa seinen Verkaufsstand für seine Staubsauger aufgebaut. Auf einer Banderole hieß es vielversprechend:

»FÜNFZEHN PROZENT RABATT FÜR ALLE NURA-WÄHLER!«

Ich mußte mich erst einmal setzen und fand nichts Besseres als die Stoßstange des Landrovers.

»Präsidentschaftswahlen«, erklärte Vandenbergh. »Die von Ihrem Freund Lavater zusammengestellten nauruanischen Unterlagen sind bemerkenswert, bis auf einen Punkt: Er hat vergessen, Sie darauf hinzuweisen, daß Ihr Unternehmen sich während des Präsidentschaftswahlkampfes abspielt, der heute begonnen hat.«

Nauru hatte eine Präsidialverfassung. Alle Nauruaner, die zwanzig Jahre oder älter waren, wählten alle vier Jahre achtzehn Abgeordnete, denen die gesetzgebende Gewalt zustand; die Abgeordneten ihrerseits wählten den aus fünf Köpfen bestehenden Senat aus ihren Reihen; dieser wiederum ernannte ein Senatsmitglied zum Präsidenten, während die anderen vier Senatsmitglieder automatisch Minister wurden. Noch immer halb betäubt, erklärte ich Vandenbergh:

»Der Präsident, mit dem ich gesprochen habe, hieß weder Nura noch Nuku.«

»Der ehemalige Präsident stellt sich nicht mehr zur Wahl.«

»Er hätte mich wenigstens informieren können.«

Auf Vandenberghs schmalen Lippen zeichnete sich dieses sarkastische Lächeln ab, das mich immer zur Weißglut brachte:

»Ich glaube nicht, daß Sie ihm dazu Gelegenheit gelassen haben; der arme hatte ja kaum die Möglichkeit gehabt, auch

nur ein Wort zu sagen. Nun, wenn man alles in Lichtgeschwindigkeit regeln will...«

»Er hat mir sein Wort gegeben...«

»Er hat sein Wort gehalten und wird es auch weiterhin halten. Er hat das Gedächtnisprotokoll unterschrieben, das ich ihm vorgelegt habe, und wird auch den Vertrag mit der Gesellschaft, die von Ihren chinesischen Freunden und Ihnen selbst gegründet worden ist, morgen unterschreiben. Ein außerordentlich fähiger Mann. Er könnte aus Boston stammen, obwohl, bei seiner Haut...«

Vandenbergh, Witze reißend! Das hatte gerade noch gefehlt!

»Doch wenn Nuku als Sieger aus der Wahl hervorgehen sollte, und alles läßt darauf schließen, können die von unserem Freund unterschriebenen Verträge morgen schon Makulatur sein. In der nauruanischen Verfassung ist nirgendwo festgehalten, daß eine Regierung die Verträge einzuhalten hat, die von einer vorhergehenden abgeschlossen wurden.«

Langsam begriff ich: Nura, das war Utes rechte, lächelnde Brust, der Kandidat, von dem angenommen wurde, daß er auf meiner Seite stand, während Nuku anscheinend die Gegner vertrat.

»Haben sich die Raben mit Nuku verständigt?«

Vandenbergh lächelte jetzt schon zum dritten Mal!

»Wirklich erstaunlich, aber Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen!«

»Vandenbergh?«

»Ja?«

»Ich kann Sie nicht ausstehen. Hauen Sie ab!«

Viertes Lächeln!!!

»So wie die Dinge stehen, muß ich diese Mühe nicht auf mich nehmen. Man wird sich um mich kümmern. Und um Sie. In zehn Tagen, am Abend des Wahltages, werden wir, das heißt Sie, ich, Ihre dänische Freundin samt Vater und ihre

chinesischen Partner mit einigen Kokosnüssen als Proviant in einer Piroge auf dem Pazifik treiben.«

Ich hielt seinem Blick stand. Wie ich bereits gesagt habe, haßten wir uns gegenseitig wie in einem geheimen Einverständnis, und ich konnte mir mühelos die Aggressionen, die in ihm wüteten, vorstellen. Eines allerdings sprach zu seinen Gunsten: Er konnte noch weniger gut als ich verlieren. Und die Situation, in der wir uns befanden – ich sage hier uns, denn Vandenberghe gehörte schließlich zu meiner Mannschaft, auch wenn er mich am liebsten aufgefressen hätte – diese Situation machte ihn so wütend, daß er beinahe die Beherrschung verloren hätte.

Ich war ebenfalls kurz vor dem Explodieren.

Denn Vandenberghe hatte behauptet – und Vandenberghe täuschte sich nie –, Nuku sei der haushohe Favorit dieser Wahlen, vor allem aufgrund der massiven Unterstützung von seiten der Raben.

Ein kurzer Überschlagn: In zehn Tagen, am Wahlkampf, wollte Flint die in Samarkand hergestellten Einzelteile einfliegen...

Ich ging auf die Jagd.

Ruhig lag der Pazifik da, als ob er zuhörte. Das Korallenriff, das die Insel umgab, lag achthundert Meter hinter uns, und Nauru schien trotz der geringen Entfernung bereits sehr klein geworden zu sein. Das Wasser war überraschend durchsichtig, und ich erkannte Haie, die unter uns hinwegschwammen. Ich fragte den noch amtierenden Präsidenten:

»Und Sie meinen, die Stimme der Callas locke die Vögel an, die wir jagen?«

»Das würde mich doch sehr erstaunen. Ich mag die Stimme dieser Frau, das ist das ganze Geheimnis. Und ob die Nudis die

Callas mögen oder nicht, müssen die schon selbst entscheiden.«

Er lächelte mir zu. Es stimmt schon, er hatte eine gefärbte Haut, das heißt, er verkörperte den Typ des Kanaken in allen Details. Dabei war er ungeheuer sympathisch. Ich schätzte und respektierte ihn. Gleichgültig, ob ich als Sieger oder Verlierer aus dieser verrückten Wette hervorging, ich hatte wenigstens einen Mann kennengelernt, der die Mühen der Reise lohnte. Ein Trost, falls alles schiefgehen sollte.

»Vielen Dank, daß Sie mich zu diesem Ausflug aufs Meer eingeladen haben«, sagte ich.

»Sie wollten doch mit mir reden, oder etwa nicht?«

»Sie wissen ja, aus welchem Grund.«

Er nickte zustimmend mit dem Kopf. Sein Pareo war wie sein aus billigem Plastik hergestelltes Boot in den Nationalfarben gehalten. Ich sagte:

»Wenn Sie sich zur Wahl stellen würden, gewännen Sie haushoch. Ich wette sogar, daß niemand den Mut aufbrächte, sich als Gegenkandidat zur Verfügung zu stellen.«

»Möglich.«

»Aber Sie werden sich nicht zur Wahl stellen.«

»Nein. Halten Sie den Kescher etwas höher. Nudis sind zwar dumm, aber so dumm nun auch wieder nicht.«

»Ich kann tun und lassen, was ich will. Sie werden Ihre Meinung nicht mehr ändern. Habe ich recht?«

»Ich habe meine Pflicht erfüllt.«

Die Stille, die hier auf dem Meer herrschte, war beinahe übernatürlich und vermittelte den Eindruck erstarrter Ewigkeit, nur von der frischen, klaren Stimme der Sängerin belebt.

»Wen ziehen Sie vor, Nuku oder Nura?«

»Als Wähler ziehe ich einen der beiden vor, nicht aber als noch amtierender Präsident.«

Er würde auf keinen Fall in den Wahlkampf eingreifen, erklärte er, zumal er nur zu genau wisse, welches Gewicht sein Wort habe. Übrigens hätten beide Männer gewichtige Vorzüge und leider auch beträchtliche Nachteile.

»Herr Präsident, wer auch immer sich mit dem Raben einläßt, wird über kurz oder lang verdorben...«

»Mister Cimbali, muß ich Sie eigentlich erst darauf hinweisen, daß Sie Naura als Kriegsschauplatz auserwählt haben?«

Was konnte ich darauf antworten. Er hatte mir im wahrsten Sinn des Wortes das Maul gestopft.

Ich hatte verloren. Sollte ich nun heulen? Ich fragte ihn:

»Habe ich überhaupt eine Chance?«

Er schaute mich scharf an. Ich präziserte:

»Habe ich überhaupt eine Chance, einen Nudi zu fangen?«

»Wollen Sie, daß ich aufrichtig antworte?«

»Ja.«

»Himmel mit allen Sternen und was weiß ich noch alles. Hoffen wir, daß sie einige der Versprechen wahr machen, denn auf diese Weise profitieren Ihre Mitbürger wenigstens von unserem Kampf. Obwohl ich mir in diesem Punkt leider nicht sicher bin. Ich werde so tun, als ob ich gegen die Raben kämpfe, doch in Wahrheit werde ich nichts weiter tun, als eine zweite Wette einzugehen. Ich werde wetten, daß Sie, lieber Präsident, früher oder später das ganze Theater und das viele Geld endgültig nicht mehr ertragen können und auf den Tisch hauen werden.«

Er sagte kein Wort. Inzwischen war mir das präsidenschaftliche Schweigen vertraut. Als ich in seinen Augen ein gewisses Leuchten entdeckte, ohne dies irgendwie interpretieren zu können, schöpfte ich Hoffnung.

»Sie werden eingreifen, auf den Tisch hauen und diese Raben rupfen. Auf ihre Art. Als ob es sich um Nudis handele. Denn

im Grunde halte ich Sie für viel durchtriebener und gescheiter als alle Raben und alle Cimballis auf der Welt. Und Sie sind ja hier auf der Insel bei sich zu Hause. Aloha, *Mister president*.«

Er dachte nicht daran, seinen Mund aufzumachen, und rührte sich auch nicht vom Fleck. Er träumte. Ich ging. Nach einigen Metern drehte ich mich um. Er hatte die Augen wieder zugemacht und schien zu schlafen, in seiner Hängematte leicht hin und herschaukelnd.

Aloha.

Als ich den Kapitän der *Tasmania Star* zum ersten Mal sah, mußte ich mich ungeheuer zusammennehmen, um nicht an ein Gespenst zu glauben; mit seinem schwarzen Bart, der kräftig ausgebildeten Nase, den dicken Augenbrauen, der Schirmmütze und der marineblauen Jacke glaubte ich, eine Figur aus Herges Comics vor mir zu sehen. Ich fragte ihn:

»Würden Sie mir ein außergewöhnliches Vergnügen bereiten?«

»Das kommt darauf an.«

»Rufen Sie so laut Sie können mit belgischem Akzent: ›Mille Sabords‹ oder ›Bande de Bachi-Bouzouks!‹«

Der Kapitän schaute zuerst mich und dann Marc Lavater an, zu dem er anscheinend ein größeres Vertrauen hatte, denn er fragte ihn und nicht mich:

»Ist er immer so? Oder sind das Auswirkungen der Tropensonne.«

»Normalerweise ist es noch schlimmer«, klärte Marc ihn auf.
»Ich finde, er ist in letzter Zeit nicht so recht in Form. Franz, hast du wirklich seinen Frachter gekauft?«

Ich zog den von MacGovern in Sydney unterschriebenen Kaufvertrag aus der Tasche und hielt ihn dem falschen Haddock unter die Nase:

»Glücklich, Sie als meinen Kapitän begrüßen zu dürfen.«

Griesgrämig runzelte er seine dicken, struppigen Augenbrauen:

»Noch bin ich nicht Ihr Kapitän. Fragt sich zuerst, ob ich Sie als Reeder akzeptieren kann.«

»Und wie steht's? Gefalle ich Ihnen?«

Er genehmigte sich einen ausgesprochen großen Schluck Whisky, kniff die Augen etwas zusammen und unterzog mich einer strengen Prüfung.

»Trinken Sie?«

»Sehr wenig. Eigentlich gar nicht.«

»Um so besser«, sagte er. »Ich kann Reeder, die trinken, nicht ausstehen. Äußerst schlechtes Beispiel für die Mannschaft. Übrigens, meine Mannschaft hat vor zwei Stunden abgemustert. Geschlossen.«

»Wie das?«

»Sie arbeitet auf einem anderen Schiff; doppelter Lohn, Sie verstehen? Im Hafen treiben sich Kerle herum, die alle anheuern, die so aussehen, als hätten sie etwas mit der christlichen Seefahrt zu tun.«

Wie immer verblüffte mich die atemberaubende Schnelligkeit, mit der die Raben arbeiteten. Nachdem sie in Sydney eine Schlappe einstecken mußten, hatten sie unverzüglich reagiert und auf andere Weise versucht, das Schiff zu blockieren. Wie um Himmels willen sollte ich in einem verlorenen Nest auf Neu-Guinea eine Mannschaft auftreiben?

Haddock-Hodiak (Hodiak war sein richtiger Name) runzelte erstaunt seine Augenbrauen:

»Wer zum Teufel hat denn behauptet, daß ich eine neue Mannschaft brauche? Ich habe schließlich meine, mit der ich seit langem zusammenarbeite. Die Mannschaft hat zwar abgemustert, inzwischen aber wieder angemustert. Ich kenne schließlich meine Kanaken und beschäftige seit langem den besten Hexer im pazifischen Raum. Die Kerle haben es mit der Angst zu tun bekommen und waren ganz klein, als sie baten, wieder bei mir arbeiten zu dürfen, nur um den Fluch abzuwenden, der sie unweigerlich verfolgt hätte.«

Neuer Schluck.

»Es befinden sich bereits alle und alles an Bord: die Maschinen, die Ihr israelischer Freund mitgebracht hat, die Männer, die mit Ihrem israelischen Freund zusammenarbeiten und Ihr israelischer Freund selbst. Wir sind bereit. Wir können ablegen, wann Sie wollen.«

Als ich ihn auf eventuelle Gefahren auf dem Weg von Moresby nach Nauru hinwies, lachte er schallend. Während der Pazifik-Schlacht hatte er einen kleinen Zerstörer kommandiert und mit den Japanern bei den Salomon-Inseln und im Korallenmeer Versteck gespielt. Und da sollte er vor zwei komischen Raben Angst haben?

25. August, sieben Uhr früh. Seit vier Stunden hatte die *Tasmania Star* den Anker gelichtet und führte an Bord eine komplette Fabrik zur Meerwasserentsalzung und natürlich die Arbeiter und Techniker, die die Fabrik aufbauen und in Gang bringen sollten, mit sich.

Auch heute noch erinnere ich mich genau an diesen kleinen Hafen Port-Moresby, hinter dem sich die Berge bis zu viertausend Meter hoch auftürmten, zur Owen Stanley Range; der Dschungel, der die Abhänge bis fast in die Ebene bedeckte, war mindestens so undurchdringlich und geheimnisvoll wie der des Amazonas. Der Hafen lag am Ende der Welt, für mich beinahe symbolisch, denn ich wußte, daß auch ich bei meinem Kampf gegen Patti Hall am Ende angekommen war. Ich hatte das starke, beängstigende Gefühl, daß etwas zu Ende ging und ich den Ausgang weder kannte noch beeinflussen konnte.

Marc Lavater hatte darauf bestanden, diese letzte Etappe mit mir zusammen zurückzulegen. Einmal reiste er gern und er kannte diesen Flecken noch nicht; vor allem aber machte er sich um mich Sorgen, denn er spürte, daß ich niedergeschlagen war und beinahe als Verlierer resigniert hätte. Ich wußte

damals nicht, wie lange ich mich wohl noch aufrechterhalten konnte/wobei ich eher psychisch denn physisch am Ende war. Als erfahrener Mann war er sich bewußt, daß der Zeitpunkt gekommen war, an dem ich besser mit meinen Extravaganzen Schluß machte. Er hatte recht. Ich selbst hatte keine Lust mehr weiterzuspielen. Was konnte ich auch noch Neues unternehmen? Mechanisch, beinahe stumpfsinnig machte ich weiter, als ob es einen Ausweg gäbe, während ich innerlich davon überzeugt war, verloren zu haben. Der Boxer hatte die Hoffnung verloren und kämpfte nur noch mit vernebeltem Gehirn, reflexartig.

Marc spürte genau, was in mir vorgegangen war (er hatte schon immer gespürt, was in mir vorging, und war Gott sei Dank mein Freund), informierte mich aber trotzdem über die jüngsten Entwicklungen:

»Rosen hält sich noch in Australien auf. Er wird auf der Stelle Alarm schlagen, sollten Heckl und Jaeckel dort etwas in die Wege leiten. Natürlich ist Nauru offiziell unabhängig, doch ganz frei ist es auch nicht, und es kann durchaus sein, daß die Känguruhs zusammen mit den Raben gewisse *combinazione* vorbereiten. Franz, behalte bitte die Nerven. Soviel ich weiß, wurde der Gong zur letzten Runde noch nicht geschlagen. Der Kampf ist weder gewonnen noch verloren.«

Er erzählte weiter und weiter und wußte natürlich, daß ich seine wahre Absicht längst durchschaut hatte: Er wollte mich wieder in Form bringen, antreiben, aufmuntern, aus meiner Lethargie (oder, schlimmer, Resignation) reißen. Jo Lupino war zum zweiten Mal nach Venezuela gereist, um die Affäre Schlomm endgültig abzuschließen. Vandenbergh hielt sich noch auf Nauru auf, ob ihm das nun gefiel oder nicht. Es ging mir keineswegs gegen den Strich, daß er sich dort etwas langweilte.

»Mit Paul Hazzard habe ich gestern gesprochen, kurz bevor ich das Flugzeug nahm. Franz, ich werde mit dir reden, auch wenn ich mich auf deinen Bauch setzen muß, damit du mir zuhörst. Gut. Die Lage in Texas wird von Stunde zu Stunde dramatischer. Die schöne Patti amüsiert sich anscheinend unwahrscheinlich. Sie hat inzwischen allen Grund aufgekauft, der an euren grenzt. Natürlich wird sie euch weder den Zugang noch die Zufahrt verweigern, das verstieße gegen die Gesetze, doch sie wird die Zufahrt so kompliziert gestalten, daß ihr eure zukünftigen Gäste mit Kompaß und Stadtkarte ausrüsten müßt, wenn ihr wollt, daß sie zu euch finden. Mehr als fünfundsiebzig Kreuzungen und Abzweigungen werden den Weg erschweren. Ein Labyrinth, bei dem auch gelassene Menschen verrückt werden können. Doch das ist noch nicht alles. Sie ist dabei, in unmittelbarer Nachbarschaft ein Hochhaus zu planen, das zwanzig Stockwerke höher ausfallen soll als eures; ihr werdet kaum Sonne haben. Franz, jetzt mach kein solches Gesicht. Du hast dich wirklich schon in ähnlichen und zum Teil noch schwierigeren Situationen befunden, und du hast überlebt. Übrigens, Patti Hall hat sich noch einen extravaganten Trumpf ausgedacht: Auf der Seite, auf der nach den Plänen eurer Architekten das größte Restaurant zu liegen kommt, will sie eine Stinktierzucht aufziehen, mit zwölf tausend dieser niedlichen Tierchen als Anfangsbestand. Du mußt zugeben, daß sie Humor hat. Wo ist eigentlich dein Humor geblieben?«

»Den Heldentod gestorben«, sagte ich düster.

»Hast du nicht Li und Liu angekündet, daß du die geniale Idee des Jahrhunderts hast, mit deren Hilfe du die Affäre Dal las endgültig regeln willst?«

»Habe ich.«

»Du hast mir deine Idee noch gar nicht erläutert. Meinst du immer noch, daß sie funktioniert?«

»Woher soll ich denn das wissen?«

Wir gingen über den Marktplatz von Moresby, der ganz in der Nähe des Fischerhafens lag; selbst die wunderbaren exotischen Früchte konnten mich nicht von meinen düsteren Gedanken ablenken.

»Wirst du nach Naura fahren?«

»Nicht sofort.«

Wir schwiegen und gingen weiter. Es regnete leise, traurig. Marc nahm den Faden wieder auf:

»Alles wird von der Haltung deines zukünftigen Ex-Präsidenten abhängen.«

Richtig. Und sollte ich mich in dem alten Mann getäuscht haben, der die Callas so vergöttert...

»Marc, ich habe meine einzige wirkliche Karte ausgespielt, über die ich angesichts der unendlichen Mittel Patti Halls verfüge: den gesunden Menschenverstand eines alten und anständigen Mannes, für den ich, gleichgültig wie er sich entscheiden wird, immer freundschaftliche, respektvolle Gefühle haben werde.«

Es war wirklich unglaublich: Die Entscheidung in unserem mit allen Mitteln geführten Kampf hing einzig und allein von einem Nauruaner ab. Daß ich es geschafft hatte, die Raben auf dem Atoll festzunageln, so daß auch sie nichts weiter tun konnten als die Entscheidung abwarten, war an sich schon ein fantastischer Sieg.

Marc lächelte mich freundschaftlich und aufmunternd an:

»Täusche ich mich oder tauchst du langsam wieder aus deinem Nebel auf?«

Ich lächelte zurück; er täuschte sich nicht. Die letzte Runde war wirklich noch nicht eingeläutet worden.

»Danke, Marc.«

»Nur keine Angst; ich werde es nicht versäumen, dir meine Bemühungen zu berechnen.«

(Dabei stellte er mir nie Rechnungen. Marc erhielt automatisch von allen Gewinnen, die ich erzielte, einen gewissen Anteil; in gewisser Hinsicht sind wir Partner.)

Ein junges Mädchen lächelte uns an und wollte uns einen der schönen Kakadus oder Wellensittiche verkaufen, die sie in Käfigen ausgestellt hatte. Ich lächelte zurück und wollte schon ablehnen, überlegte es mir dann aber anders. Ich kaufte ihr alle Vögel ab, ohne den Preis herunterzuhandeln, stellte aber eine Bedingung: Sie sollte augenblicklich allen Vögeln die Freiheit wiedergeben. Ich hasse es, wenn man Vögel in Käfige einsperrt.

»Und jetzt, Franz?«

Ich ging wieder leichteren Schrittes, beinahe unbeschwert.

»Auf geht's zur letzten Etappe.«

Ich hatte nur noch eine wichtige Reise vor mir, nach Dallas, dort, wo alles begonnen hatte.

Dallas...

Drei Zimmer, größer war die Wohnung nicht. Ich habe sie bereits im Prolog beschrieben. Eines allerdings habe ich meinen Lesern vorbehalten: den Text, den der Engländer neben der Fotografie anbrachte, auf der die Raben zu sehen waren, die unbeteiligt zuschauten, wie Militärs Männer, Frauen und sogar zwei Kinder, darunter ein Mädchen, das wohl kaum sechs Jahre alt war, mit Genickschüssen exekutierten. Die Landschaft, die den Hintergrund zu dem entsetzlichen Gemetzel bildete, verriet, daß sich die Szene irgendwo in Latein- oder Südamerika abspielte. Der Text lautete:

AKTE RABEN – BEWEISSTÜCK NUMMER EINS

Wir besitzen auch die anderen!

Nachdem wir die Fotografie und den Text gegenüber den Betten der Raben angebracht hatten, flohen wir, gegen Übelkeit ankämpfend, so schnell wir konnten.

Vierzig Minuten später lieferte mir der Engländer im *Old Warsaw*, einem Restaurant in der Marple Avenue, einen ausführlichen Bericht über die Akte der Raben, die er auf meine Bitten hin seit fünfzig Tagen zusammenstellte. Das heißt, so ausführlich fiel der Bericht nicht aus, denn die Akte enthielt kaum mehr als das Foto, das wir an die Schlafzimmerwand der Raben geheftet hatten. Einige Zeugenaussagen, die aber nicht viel bewiesen, das war alles.

»Die Raben werden davon ausgehen, daß wir bluffen!«

Der Engländer lachte nur verhalten angesichts meiner Zaghaftigkeit.

»Natürlich werden sie davon ausgehen. Aber sie werden nicht sicher sein, daß es sich wirklich nur um einen Bluff handelt. Bedenken Sie bitte eines: Die beiden gehören nicht zu den Menschen, die Risiken auf sich nehmen. Ihr ganzes Leben haben sie als anonyme Wesen gelebt, ohne je ans Licht der Öffentlichkeit zu treten; dieses Foto muß sie schockieren, daran kann kein Zweifel bestehen. Auch ein zweiter Gesichtspunkt darf nicht außer acht gelassen werden: Die beiden haben sich fünfundzwanzig Jahre lang ausschließlich mit Gaunereien und Schlimmerem beschäftigt. Es ist gar nicht zu vermeiden/daß da einige Spuren bleiben – das wissen wir beide ganz genau, ohne zu wissen, wieviel wir wissen. Nein, glauben Sie mir, die Raben werden nachgeben. Und sich mit ziemlicher Sicherheit eines Tages wieder mit Ihnen beschäftigen... später...«

»Wann werden die beiden erfahren, daß wir in ihre Wohnung eingedrungen sind?«

Wieder dieses sehr britische Lachen, das mir langsam auf die Nerven ging.

»Die wissen doch schon längst Bescheid. Haben Sie denn vergessen, daß meine Männer von Heckl und Jaeckels Männern überwacht werden? Ich wette mit Ihnen mein Schloß in Kent, daß die beiden entweder schon in Dallas oder aber auf dem Flug hierher sind, wutschnaubend, daß wir ihre Intimsphäre, das heißt, dieses entsetzlich stinkende Nest, verletzt haben, und spornstreichs in ihre Wohnung fahren.«

Von den vier Angriffsfronten, die seit dem 1. Juli, dem denkwürdigen Tag, an dem mein Haupt mit Nelken bekränzt wurde, gegen mich aufgebaut worden waren, entstammten drei dem Gedankengut der Raben oder waren zumindest von diesen durchgeführt worden: die Spielzeugfront, die Front, in die weltweit Banken und Börsenmakler verwickelt waren, und letztlich meine rühmliche Ernennung zum Weiberheld des Jahres. Bei der vierten Front, Dallas, war ich mir nahezu sicher, daß sich Patti Hall höchstpersönlich anstrebte, uns die größten Schwierigkeiten zu bereiten.

Und ich glaubte auch zu wissen, aus welchem Grund.

Es stimmte, daß ich Li und Liu gegenüber behauptet habe, ich wisse sehr wohl, wie man die ganzen Schwierigkeiten auf einen Schlag beenden konnte. Als Marc Lavater mich an meinen eigenen Spruch erinnerte, hatte er wohl nicht befürchtet, daß ich meine Idee vergessen hatte, sondern daß ich zu müde und abgespannt war, sie zu realisieren.

Nun, der entscheidende Augenblick war gekommen.

Paul Hazzard strauchelte. Er erinnerte mich an einen Mammutbaum, der vom Blitz getroffen wurde. Er rollte mit den Augen, und sein Gesicht war so bleich, als solle er in den kommenden fünf Minuten den elektrischen Stuhl besteigen.

»WAS SOLL ICH TUN?«

»Paul, überleg einmal in Ruhe. Man muß wirklich kein ausgebildeter Psychologe sein, um diese Vorgänge verstehen zu können. Du hast mir selbst berichtet, daß sie dich seit dreiundzwanzig Jahren mit einer bemerkenswerten Hartnäckigkeit quält. Wer hat das größte überdachte Stadion der Welt und die einhundertfünfzigtausend Sitzplätze gemietet, nur um dich spielen zu sehen? Du bist ihr Idol, das sticht so in die Augen, daß es gar keine Zweifel geben kann! Wer hat dich denn dein ganzes Leben über verfolgt? Wer hat dir wohl an die fünfzig Mal den Schädel eingeschlagen? Dich vom Pferd gestoßen? Gebissen und gekratzt, Tag für Tag? Wer hat versucht, dich mit allen Mitteln zu ärgern? Schau dir doch nur einmal unser Immobiliengeschäft hier in Dallas an: Ich selbst bin fast nie hier und habe auch nur eine unbedeutende Summe investiert. Du kümmerst dich um alles und unter deinem Namen läuft das Projekt. Also, noch einmal, wer spielt seit dreiundzwanzig Jahren, die immer gleiche Technik anwendend, die Verrückte?«

Er schwieg.

»Patti Hall. Sie ist völlig in dich verknallt, daran kann niemand zweifeln, der nicht ganz vernebelt ist. Und da du sie dreiundzwanzig Jahre lang ertragen hast, ist auch da nur ein Schluß möglich: Du bist genauso leidenschaftlich in sie verknallt wie sie in dich.«

Er schwieg immer noch, bedrohlich. Endlich sagte er mit Grabesstimme:

»Ich ziehe es vor, mir alles abzuschneiden und auf dem Berg Athos in Griechenland in ein Kloster einzutreten.«

Ungefähr einhundertzweiundzwanzigmal sagte er in den verschiedenen Betonungen nein, während ich weitersprach und ihm vor Augen hielt, daß er Patti Hall liebte, wie ein Wahnsinniger, und sie ihn, seit ihrer frühesten Kindheit. Ich berief mich auf ihre gemeinsame texanische Vergangenheit,

die Helden beider Familien, die in Alamo den ruhmvollen Tod gefunden hatten, und daß er, auch wenn sie über sechs Milliarden Dollar verfügte, keineswegs ein Mitgiftjäger sei; denn auch wenn er sich über seine derzeitige finanzielle Lage beklagte, wisse ich auf Anhieb vier Milliarden Menschen, die ohne zu zögern mit ihm tauschen würden. Ich wies darauf hin, daß die Bande zwischen ihren Familien aus einer Zeit stammten, zu der Texas noch nicht Bundesstaat war sondern selbständig, und unterstrich, daß sowohl er wie auch Patti zum texanischen Hochadel gehörten (sic!). Ich schloß mit der Bemerkung, dies sei der einzige Weg, der zu einem Waffenstillstand führe; ich sei überzeugt, daß Patti Hall mir nur aus diesem Grund so unverzeihlich böse war: An dem entscheidenden Abend des 1. Juli hatte sich Paul in meiner Begleitung befunden und ihr keinen Blick geschenkt... In einem gewissen Sinne machte ich ihn für die Misere verantwortlich.

Und unterstrich mehrere Male, daß er sich nichts einbilden solle: Er sei nicht die unberührte Jungfrau, die ich als Lösegeld an den Hof des bösen Herzogs schickte, damit dieser die Belagerung aufhob. Und meinte, es sei schon komisch, daß ein zwei Meter fünf großer und einhundertzwanzig Kilo schwerer Mann solche Schwierigkeiten habe, ein kleines Bündel von kaum etwas mehr als fünfzig Kilo zu packen und zum nächsten Friedensrichter zu schleppen – zumal die fünfzig Kilo rundherum sehr appetitlich seien. Und er solle nicht vergessen, daß es nicht das erste Mal sei, daß eine Frau unter dem Eindruck einer erbärmlichen Tracht Prügel ihr Ja-Wort gebe und dabei sehr glücklich gewesen sei.

Das alles ereignete sich am 27. August. Das Abenteuer war fast zu Ende...

Fünf Tage später rief mich Philip Vandenberg an und teilte mir so eiskalt mit, daß, man einfach nicht glauben konnte, daß er sich in den Tropen aufhielt, in Nauru zeichneten sich neue Entwicklungen ab.

Das in gelb und blau gehaltene Plastikboot mit Außenbordmotor dümpelte in der Lagune; vor uns das Korallenriff, das seine ganze Schönheit zeigte, denn es war gerade Ebbe. Ich hatte den Pazifik, der genau die veilchenblau-violette Augenfarbe von Patti Hazzard geborene Hall, aufwies, noch nie so ruhig gesehen. Maria Callas sang die Wahnsinnsarie aus Donizettis *Lucia di Lammermoor*.

Wir schwiegen. Endlich fragte er leise:

»Sublim, nicht wahr?«

»Sie sind aber auch nicht schlecht«, antwortete ich.

Bis heute weiß ich nicht, wie er das Wunder fertiggebracht hatte, und ich werde es wahrscheinlich auch nie erfahren. Ich weiß nur eines: Nuku, der auf Ute Jenssens linkem Busen Grimassen Schneidende, war gewählt worden. Wir, das heißt Li, Liu, Ute, Utes Papa, Vandenbergh und ich hatten eine vernichtende Wahlniederlage einstecken müssen. Der neue Präsident hatte, kaum gewählt, die Arbeit aufgenommen und ein neues Gesetz von seinem Parlament absegnen lassen: jedes neue Gebäude (von Wohnhäusern einmal abgesehen), vor allem aber jede neue Industrieansiedlung brauchte ab sofort die Zustimmung des Volkes, die nach Schweizer Vorbild mittels eines Referendums gegeben oder verweigert wurde.

Eine Stunde, nachdem das Gesetz von den Abgeordneten bestätigt worden war, rief der Präsident zum ersten Referendum auf, bei dem dem Volk (1644 Wahlberechtigte) zwei Fragen zur Entscheidung vorgelegt wurden:

»Stimmen Sie der Errichtung einer Montagestraße für Spielzeuge zu?«

»Wünschen Sie weitere Industrieansiedlungen auf der Insel Nauru?«

1644 Wahlberechtigte gingen zur Urne; Enthaltungen gab es keine. 100% stimmten der ersten Frage zu und 100% lehnten die zweite ab.

»Ich habe eigentlich gar nichts unternommen«, sagte der alte Mann und schaute aufs Meer hinaus.

Er ließ den Außenbordmotor wieder an.

»Ich habe nichts unternommen«, sagte er leise lächelnd, »aber ich hätte noch weniger unternommen, hätten Sie nicht gerade noch rechtzeitig gemerkt, daß die einzigen, die wissen, was für die Nauruaner gut ist, eben die Nauruaner sind. Und vielleicht haben Sie sogar begriffen...«

Lächelnd brach er ab. Der Blick auf die Insel war hinreißend, ein Kleinod inmitten der Weite des Ozeans.

»Vor einigen Jahren, Mister Cimballi, hat man uns angeboten, auf eine andere, paradiesische Insel auszuwandern; eine Insel, auf der es zwar kein Phosphat gab, dafür aber einen Fluß mit klarem, reinem Trinkwasser. Unsere Anwesenheit auf Nauru störte die Industriellen, die sich mit der Ausbeutung des Phosphats befassen. Wir haben das Angebot einstimmig abgelehnt. Kommen Sie, wann immer Sie mögen, auf unsere Insel; Sie werden stets willkommen sein. Und vielleicht gelingt es uns sogar eines Tages, zusammen einen Vogel zu fangen.«

Ich war Pattis und Pauls Trauzeugen gewesen. Die gleiche Zeitschrift, die mich zum ›Weiberhelden des Jahres‹ ernannt hatte, hatte dem Ergebnis sechsunddreißig Seiten gewidmet und in einem kleinen Einschub sogar eingeräumt, daß man mich aus der Ferne und bei Nacht und Nebel vielleicht sogar sympathisch finden konnte. Die Werbeagentur, die mit meiner Image-Pflege beauftragt war, wollte dies weiter ausschlichten.

Mir war ganz eigenartig zumute, als ich mit meinen Kindern auf den Führerstand der *Jupiter 60* kletterte. Mick O'Shaughnessy erlaubte uns sogar, selbst die Hebel zu bedienen. Wir erkundeten die Ranch der Halls und brauchten dazu nicht einmal zwei Tage.

Zum Zeichen meiner ewigen Freundschaft – ich wußte nur zu gut, daß man sich nicht ungestraft an sechs Milliarden Dollar rieb, auch wenn alles noch einmal gut ausgegangen war – bot ich Patti Hall zu einem passablen Preis die Hälfte meiner Anteile an dem Spielzeugunternehmen an, wobei ich mir erlaubte, meine persönlichen Kosten in Rechnung zu stellen. Sie nahm das Angebot an und verkaufte die Hälfte an dem Anteil, den ich ihr verkauft hatte, an ihren Mann weiter (die beiden hatten in ihrem Ehevertrag Gütertrennung vereinbart). Und verdiente dabei sogar ein Zubrot! Paul war verdattert:

»Kannst du mir eigentlich erklären, wie ich, texanischer Ölfachmann, dazu komme, idiotisches Spielzeug zu produzieren?«

Ich zog es vor zu schweigen, denn ich habe etwas gegen Auseinandersetzungen in frischgebackenen Ehen.

Die Raben hatten meinen Weg nicht mehr gekreuzt; vielleicht würden sie, wie der Engländer mir prophezeit hatte, eines Tages wieder auftauchen. Sie hatten sich irgendwo verkrochen und klapperten gehässig mit ihren dreckigen Schnäbeln. Ich weiß nur, daß sie ihre Aktivitäten am 29. August, an dem Tag, an dem Paul Patti über sein Pferd gelegt hatte und mit ihr, ihr dabei kräftig den Hintern versohlend, davongeritten war, alle Aktivitäten eingestellt hatten. Innerhalb einer einzigen Nacht hatten sie ihre Armeen von allen Fronten abgezogen, was ich als recht angenehm empfand, denn Bankiers und Börsenmakler gaben mir innerhalb von wenigen Stunden nach dem Rückzug der Raben zu verstehen, daß sie mich wieder als einen schätzenswerten Zeitgenossen betrachteten.

In Caracas hatten die Brüder Schlomm aufgegeben, ihren restlichen Anteil an ihre ehemaligen Arbeiter verkauft und sich zurückgezogen. Die Fabrik lief hervorragend, und Perez war so weitsichtig, das verdiente Geld zu investieren, damit die Fabrik nach Ablauf des Protektionsvertrages mit Patti Halls Firmen überleben konnte.

Die Einzelteile der Spielzeuge wurden mit der Transsibirischen Eisenbahn von Samarkand nach Wladiwostok geschafft und von dort aus per Schiff nach Nauru; einmal montiert, wurden die fertigen Spielzeuge ebenfalls per Schiff nach San Francisco gebracht. Kapitän Zacchary Ephraim Hodiak übernahm viele Spielzeugvers Schiffungen. Trotzdem war es natürlich nur eine Frage der Zeit, bis wir uns für ein einfacheres Verfahren entschieden.

Das Hochhaus in Dallas wuchs inzwischen in atemberaubender Geschwindigkeit und würde wohl zum vertraglich festgelegten Termin fertiggestellt werden. Es versteht sich von selbst, daß man keine Landkarte brauchen wird, um in das zukünftige Hotel zu gelangen, und auch keine besonders ausgebildeten Stadtlotsen... Und die zwölftausend Stinktiere erfreuten sich weiterhin ihrer Freiheit.

Ich möchte meinen Lesern einen guten Rat geben: Schenken Sie einer Texanerin unter keinen Umständen Stinktiere; das könnte ihr auf die Nerven gehen.

Ich frage mich immer noch, ob ich die ganze Geschichte nicht geträumt habe. Zwischen dem 1. Juli und dem 20. September hatte ich mit Flugzeugen aller Art (und einer Lokomotive!) zweihundertdreißigtausend Kilometer zurückgelegt.

Die Zahl ist nicht aus der Luft gegriffen; ich habe sie überprüft.

Natürlich habe ich auch das finanzielle Ergebnis dieses Kampfes überprüft. (Obwohl sich alle meine Berechnungen unweigerlich als falsch herausstellen, habe ich mich bisher nicht entmutigen lassen.) Die alle Vorstellungen übersteigende Summe, die ich in den letzten elf Wochen ausgegeben habe und von denen Patti Hall über den Kaufpreis meines Anteils an der Spielzeugfabrikation einen Teil wiedererstattet hatte, würden mein Vermögen noch lange negativ belasten; erst in sieben Jahren, neun Monaten und elf Tagen werden die Gewinne aus der Immobilientransaktion in Dallas und der Spielzeugfabrikation die Verluste ausgleichen.

Anders ausgedrückt, hätte ich am Strand von Pampelonne gefaulenzt oder im Garten meiner geliebten Villa *La Capilla* in einer Hängematte geschmökert, hätte ich wesentlich mehr verdient.

An diesem 23. September hielt ich mich in Saint-Tropez auf. Die Ferien gingen allmählich zu Ende, und wie immer wurde es an der Küste beinahe auf einen Schlag still. Um diese Jahreszeit ist Saint-Tropez besonders schön.

Ich lag auf dem Bauch am Strand und schmiegte meine Wange an die braungebrannten Brüste Sarahs; Marc-Andrea und Heidi tobten in der Nähe herum.

Belmondo und Hallyday näherten sich; bitter bemerkten sie:

»Immer das gleiche. Wir, die Künstler, bringen uns mit den schweißtreibenden Sommertourneen beinahe um, während Monsieur faul am Strand liegt und träumt.«

Ich mußte mich sehr anstrengen, um ein Auge aufzubekommen:

»Das ist der Vorteil, den wir Finanziers haben, liebe Freunde«, sagte ich faul. »Wir haben in der Regel nichts zu tun.«